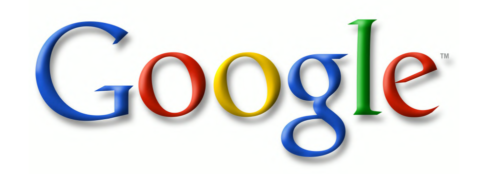



Wilhelm Capelle
Gneisenau









Graf Neidhardt von Gneisenau

Deutsche Charakterköpfe
Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften
Begründet von **Wilhelm Capelle** · Band VIII

Gneisenau

Eine Auswahl aus seinen Briefen und Denkschriften
herausgegeben und eingeleitet von

Wilhelm Capelle

Mit 16 Bildertafeln

1911
Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Vorwort.

Am 27. Oktober dieses Jahres ist der 150. Geburtstag Neidhardt v. Gneisenaus. Das bot mir den willkommenen Anlaß, eine langgehegte Absicht auszuführen, um durch dies Büchlein den hohen Genius der Befreiungskriege endlich einmal weiteren Kreisen der Nation etwas näher bekannt zu machen. Denn die meisten kennen ihn auch heute nur dem Namen nach, als den Generalstabschef Blüchers, ohne zu ahnen, daß seine Briefe und Denkschriften ebenso wie sein Leben selbst das Entzücken jedes Historikers bilden.

Aus der Fülle seiner einzigartigen Briefe, seiner wahrhaft klassischen Denkschriften konnte nur eine knappe Auswahl geboten werden, zumal da bei dem zur Verfügung stehenden Raum manches wertvolle bereits ausgewählte Stück nachträglich fortgelassen werden mußte. Um so sorgfältiger sind die aufgenommenen Stücke nach immer wiederholter Prüfung ausgewählt worden. Ich hoffe manches bei einer zweiten Auflage neu aufnehmen zu können, für die mir soeben von kompetentester Seite auch eine Reihe noch nicht veröffentlichter Gneisenaubriefe in Aussicht gestellt sind.

Herrn Professor Hans Delbrück in Berlin bin ich für seine freundliche Erlaubnis zum Abdruck mancher von ihm in seiner Biographie Gneisenaus (Berlin, Georg Stilke, 3. Aufl. 1908) veröffentlichter Briefe zu Dank verpflichtet, ebenso dem Historiker Herrn Dr. Friedrich Thimme in Hannover, der mir den Abdruck einiger der von ihm erst vor wenigen Jahren wieder aufgefundenen und herausgegebenen Denkschriften Gneisenaus aus dem Jahre 1808 in liebenswürdigster Weise gestattet hat.

Daß ich der Biographie von Pertz und besonders der von Delbrück viel, auch dem Buch von Albert Pick „Aus der Zeit der Not" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1900) manche Einzelheit verdanke, braucht dem Kundigen nicht gesagt, soll aber auch hier gern anerkannt werden.

Eine besondere Freude ist es mir, auch an dieser Stelle, dem Majoratsherrn August Grafen Neidhardt v. Gneisenau auf Schloß Sommerschenburg, dem Urenkel des verewigten Feldmarschalls, sowie der Großnichte des Generals Scharnhorst, Frau Majorin Kahle in Bordenau — zugleich im Namen der Verlagsbuchhandlung — unseren aufrichtigen Dank auszusprechen für die ausgezeichnete Liberalität, durch die sie uns die Reproduktion einer Reihe in ihrem Besitz befindlicher bisher nicht veröffentlichter Familienbilder ermöglicht haben. Diese zeitgenössischen Originalabbildungen werden den Reiz des Buches für manchen Leser erhöhen.

Ebenso haben wir dem Verlag Georg Reimer, der Weidmannschen Buchhandlung, der Kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin, sowie dem Verlag C. F. Post in Kolberg für ihr freundliches Entgegenkommen betr. der Benutzung von in ihrem Besitz befindlichen Originalen für verschiedene Bildnisse den gebührenden Dank auszusprechen.

„Heil Dir, Gneisenau, Kommandant von Kolberg, Generalissimus dereinst!" Diese prophetischen Worte des Geheimen Finanzrates v. Beguelin vom 22. April 1807 mögen dem Büchlein zum Geleit dienen, das nichts will als eine der herrlichsten Gestalten unserer nationalen Geschichte dem Herzen unseres Volkes menschlich näher bringen.

Bergedorf bei Hamburg, den 9. Oktober 1910.

Dr. W. Capelle.

Inhaltsverzeichnis.

Abbildungsverzeichnis.

Carl Freiherr von Meusebach*

an Dr. Friedrich Hofmann zu Dillenburg (1816).

Dies Gleichnis, abgedruckt in heilig Eisen,
O teurer Freund, dies teure Bildnis soll
Den Mann Dir zeigen, des das Herz mir voll,
Wiewohl mein Lied nicht würdig, ihn zu preisen.

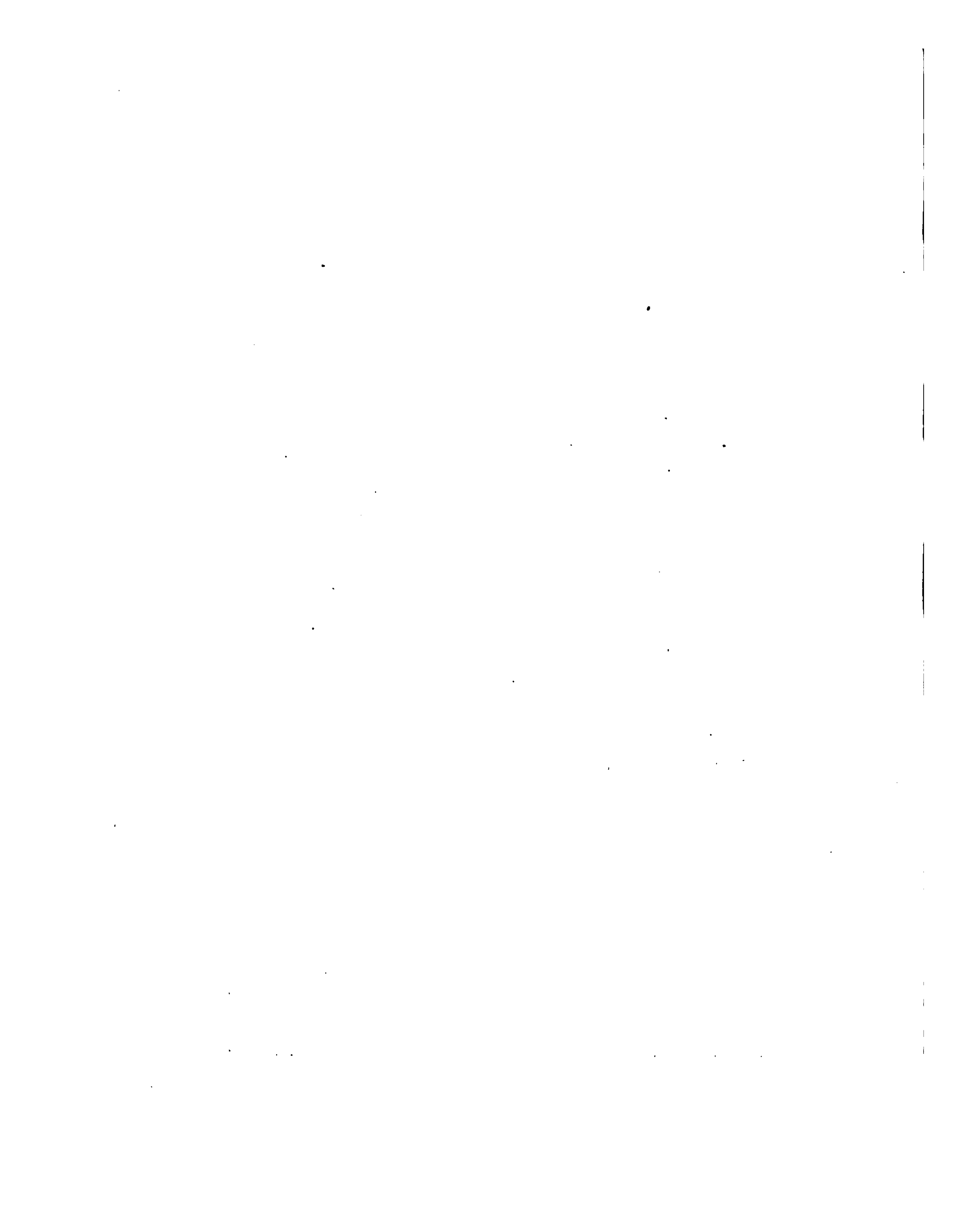
Das ist er, sieh, der Mann von Stahl und Eisen!
So war er da, wo vorn sein Schlachtruf scholl,
So da, wo Feindes Strom am dicksten quoll,
Bald mußt ihm Feindes Fuß die Ferse weisen.

Doch seine Würd' und Huld und klare Milde,
Vor seinem Ruhm das eigene Erröten,
Und wie er heitre Ehrfurcht rings gebietet:

Das alles steht hier freilich nicht im Bilde;
Für uns auch, die ihn kannten, nicht vonnöten!
Denn unsre Brust sein treustes Bild behütet...

*) Carl Frhr. v. Meusebach, geb. 1781 in Neubrandenburg, Jurist und Germanist, ward 1816 Präsident des rheinischen Kassationshofes in Coblenz, später in Berlin.

Dies Sonett übersandte Meusebach zugleich mit einem von Posch modellierten und danach in Eisen gegossenen Bildnis Gneisenaus an seinen Freund Dr. Hofmann.



Einleitung.

„Der Mensch muß für eine Idee begeistert werden, wenn er etwas Großes leisten soll."
Gneisenau 1807.

Wenn einer unserer Geisteshelden, der deutsches Denken und Dichten so tapfer gegen französisches Wesen verteidigt hat, wenn Gotthold Ephraim Lessing, ohne Anstoß zu erregen, erklären durfte, daß er keinen Begriff habe, was Vaterlandsliebe sei, so verstehen wir solche Äußerung nur dann, wenn wir bedenken, daß damals die Besten der Nation, in weltbürgerlichen Träumen befangen, unter dem Fluche der Kleinstaaterei, nicht wußten, was das Wort Vaterland bedeutet. Uns aber, die wir mehr als hundert Jahre später leben, denen es vergönnt war, im Zeitalter Moltkes und Bismarcks aufzuwachsen, uns erscheint das Vaterland als die unlösliche Einheit von Land und Volk, die zusammengefaßt ist und fest verankert in der Form des Staats, des deutschen Staats, dessen Führung seit den Tagen des großen Königs, seit Roßbach und Leuthen, den Hohenzollern gebührt. Es erscheint uns als ein historisch Gewordenes und immer noch werdendes Ganzes: das deutsche Land in seiner Eigenart, mit seinen seit der Urzeit auf Werden und Wachsen des Volkscharakters, der Volksseele unablässig wirkenden tausend Einflüssen — ich denke an die tiefe Einwirkung der wogenden See und des rauschenden Waldes auf Leben und Seele unserer germanischen Vorfahren, wie sie uns Georg Steinhausen, an die Bedeutung der einzelnen Landschaft, der Heide und der Marsch, wie sie uns jüngst der Hamburger Richard Linde in hervorragender Weise geschildert; an die tausend und abertausend Einwirkungen der Gestaltung des deutschen Bodens auf den Verlauf unserer vielzerrissenen Geschichte, wie sie uns Friedrich Ratzel verstehen gelehrt; unsere Schlachtfelder, unsere Burgen und Schlösser, unsere Dome und Rathäuser aus alter und neuer Zeit — — und andererseits das deutsche Volk in seiner Geschichte, seiner Kultur, wie sie sich offenbart in wirtschaftlichen und politischen, wissenschaft-

lichen und künstlerischen, religiösen und philosophischen Schöpfungen und nicht zuletzt in unserer herrlichen Muttersprache selbst. — So ist uns das Vaterland — das Land und das Volk in eins — ein unvergleichlicher Inbegriff geistiger und sittlicher Werte, der auf das Leben jedes einzelnen unter uns, bewußt oder unbewußt, in rastlosem Strome des Werdens unablässig einwirkt.

Geboren aber ist solches Gefühl — denn mit Recht spricht man von Vaterlandsgefühl, weil es nicht aus dem kalt klügelnden Verstande, sondern aus den Urgründen des Herzens seine tiefste Nahrung zieht — trotz König Friedrichs Siegen, trotz „Minna von Barnhelm" und Klopstocks vaterländischen Oden recht eigentlich doch erst in jener Zeit, da unser Volk unter dem Joch des korsischen Tyrannen seufzte, in jener Epoche, die — nicht zufällig — zugleich die der vielbewunderten, vielgescholtenen Romantik ist, die ihr positives Verdienst hat nicht allein in der Erweckung historischer Betrachtungsweise, sondern ebensosehr — durch Herders Ideen befruchtet — in der Entdeckung nationalen Volkstums, für dessen Erforschung, soweit sie uns selbst angeht, damals die ehrwürdigen Brüder Jakob und Wilhelm Grimm eine eigene Wissenschaft, die Deutsche Philologie, gegründet haben, die blühen wird, solange wissenschaftlicher Sinn unter uns lebendig ist und die Söhne unseres Volkes ihrer Eigenart bewußt bleiben.

Liebe zu solchem Lande, zu solchem Volke kann nur der gewinnen, der beide kennt. Solche Kenntnis des Landes kann nur erwerben, wer als froher Jüngling oder als rüstiger Mann mit hellem Auge und offenem Herzen die deutschen Gaue durchwandert, solche Kenntnis des Volkes nur der, der seine Geschichte begreift. Gerade das Verständnis des geschichtlich Gewordenen, der historische Sinn, ist als die Grundlage wahrer Vaterlandsliebe unerläßlich. Birgt das Studium unserer vaterländischen Geschichte ernste und bittere Lehren für uns wie für alle kommenden Geschlechter, weil es uns die auffallenden Schwächen des deutschen Volkscharakters und ihre verhängnisvollen Wirkungen von den Zeiten des Kaisers Tiberius bis in die jüngste Gegenwart erschütternd vor die Seele stellt und so zugleich vor nationaler Selbstüberhebung bewahrt, so fördert es andrerseits das Verständnis für die politischen, sozialen und kulturellen Aufgaben der Gegenwart wie der Zukunft, da sich nach dem Wort des tiefsinnigen athenischen Geschichtschreibers gemäß dem menschlichen Da-

sein, seinen Grundlagen und seiner Eigenart, ähnliche oder verwandte Vorgänge und ihre Wirkungen oft wiederholen.

Und doch ist auch unsere vaterländische Geschichte eine unerschöpfliche Quelle der Erhebung. Auch von ihr gilt das Goethesche Wort, daß das Beste an ihr die Begeisterung ist, die sie erweckt. Solche Begeisterung wird weniger durch die Kenntnis von Einrichtungen und Zuständen entzündet als vielmehr durch die Kenntnis und das Verständnis für die großen Persönlichkeiten, die die Massen mit sich fortgerissen und in den Bann ihres Geistes gezwungen haben. Das Wort Heinrich von Treitschkes „Männer machen die Geschichte", d. h. nicht die Bedürfnisse und dumpfen Triebe der Massen sind das Entscheidende — hat auch hier seine Geltung. Kenntnis der großen Individuen, der deutschen Helden, ist unentbehrlich für den, der unser Vaterland lieb haben will. So werden die großen Geister der Vergangenheit zur lebendigen Macht.

* * *

Es war in einer rauhen Novembernacht des Jahres 1760, da fuhr auf einer sächsischen Landstraße mit dem Trosse der Reichsarmee, die vor dem Herannahen König Friedrichs flüchtete, auf einem offenen Bauernwagen, dürftig auf Stroh gebettet, eine bleiche Frau, in deren edlen Zügen Gram und Kummer ihre sichtbaren Spuren hinterlassen hatten. An ihrer Brust ruhte ein kleines Kind, das nur wenige Tage alt sein mochte und von Zeit zu Zeit in der kalten Nachtluft leise wimmerte. Schmerzliche Gedanken mochten durch das Herz der jungen Mutter zucken, denn sie seufzte schwer auf und hüllte sich fröstelnd fester in die Tücher, die ihr einziger Schutz gegen die Unbilden der Witterung waren. — Wer ihr das vor einem Jahre gesagt hätte! Da war sie, die Tochter des in ganz Würzburg hochangesehenen Oberstleutnants Müller, das glückliche Kind ihrer Eltern, der gefeierte Gegenstand der Huldigungen der jungen Offiziere der Garnison gewesen, die in ihres Vaters Hause ein- und ausgingen. Damals hatte auch der Artillerieleutnant v. Neithardt, der mit einem Kontingent der Reichsarmee nach Würzburg in die Winterquartiere gekommen war, Zutritt bei ihren Eltern gefunden und rasch das Herz der Tochter des Hauses gewonnen. Ihre Eltern wie ihre ganze Verwandtschaft waren außer sich gewesen, als sie dem Ketzer — denn

er war Protestant —, dem vermögenslosen Manne unbekannter Herkunft, die Hand zum Bunde reichen wollte, aber sie hatte sich durch niemand und nichts beirren lassen und war dem Zuge ihres Herzens gefolgt. Verstoßen von ihren Eltern, war sie dann mit dem Manne ihrer Wahl ins Feldlager gezogen und jetzt befand sie sich, nachdem sie ihm erst vor wenigen Tagen im Quartier zu Schilda einen Sohn geboren, wie ein gehetztes Wild mit dem Troß des Heeres auf der Flucht vor den Preußen, die gegen die Österreicher bei Torgau heranzogen. Wie sie so dalag, in Gedanken an ihre Kindheit, ihr fernes Elternhaus versunken, wurde ihr Körper plötzlich heftig erschüttert; nur durch einen merkwürdigen Zufall ward sie vor einem schweren Sturze bewahrt: die Achse des Wagens war gebrochen! Einige der nachfolgenden Soldaten sprangen herbei und trugen die Wöchnerin auf ein anderes Gefährt, das schon eine kranke Insassin beherbergte. Doch nicht lange, da ward sie in ihrer Schwäche ohnmächtig, das Kind entglitt ihren kraftlosen Armen und fiel auf die Landstraße. Schon hörte man das Rasseln und Poltern der nachfolgenden Wagen, den Hufschlag der vorwärts hastenden Rosse, da bemerkte ein Soldat der Eskorte das schreiende Bündel am Boden, und rasch entschlossen hob er es auf. Er mußte wohl ein Herz in der Brust haben, denn er trug das Kind, bis es Tag wurde und er die vor Schreck und Angst fast von Sinnen gekommene Mutter ausfindig gemacht hatte. So war ihr das Kind wiedergegeben, aber seitdem siechte sie dahin, und wenige Wochen später begrub man sie irgendwo auf einem Thüringer Friedhofe; wo sie von ihrem Leide ausruht, weiß heute niemand mehr zu sagen.

Der Leutnant v. Neithardt aber, der der Trommel folgen mußte und, nachdem er mit dem Hubertusburger Frieden aus der Reichsarmee ausgeschieden, auf Abenteuer in der Welt umherziehend seinen Unterhalt suchte, gab das Kind — ob in Schilda oder anderswo, läßt sich nicht mehr entscheiden — fremden Leuten zur Pflege. Die rohen Mißhandlungen, denen der elternlose Knabe hier ausgesetzt ist, zumal als er einige Jahre später sein einziges Besitztum, das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter, aus Mitleid einem wandernden Handwerksburschen geschenkt hatte, weil er nichts anderes besaß, veranlassen einen barmherzigen Nachbarn, die Großeltern in Würzburg von der Lage ihres Enkels in Kenntnis zu setzen. Diese aber lassen

den Sohn ihrer verschollenen Tochter mit einem Wagen holen und nehmen ihn liebevoll bei sich auf. —

Freilich mit der öffentlichen Erziehung, die ihm in Würzburg zuteil ward, ist Gneisenau später nur wenig einverstanden gewesen. Er klagt über den „geistig dürftigen abergläubigen Unterricht, den er dort von Jesuiten und Franziskanermönchen erhalten" habe. Aber es kann doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß ihm im sonnigen Franken ein heiteres Leben aufging und daß er später im Hause der Großeltern, wo Offiziere, Männer der Wissenschaft und angesehene Geistliche verkehrten, wo außerdem die jüngere Schwester seiner verstorbenen Mutter, die Tante Margarete, nicht nur ein höchst aufgewecktes, sondern auch an den geistigen Strömungen des neu erwachenden deutschen Lebens wirklich anteilnehmendes Mädchen war, für Geist und Gemüt bedeutsame Anregungen erhielt, daß hier manche wertvolle Keime gelegt wurden, die sich später entfalten sollten —, wenn er hier auch gewiß keine systematische Bildung erhielt. —

Nachdem er die letzten Jahre wahrscheinlich in Erfurt das Ratsgymnasium besucht und sich studienhalber 1777/78 ein Jahr auf der dortigen Universität aufgehalten, dann — wohl aus Geldnot und innerer Neigung — den Dienst des Mars dem der Musen vorgezogen hat und in dem dort liegenden österreichischen Husarenregiment Wurmser ein Jahr Kadett ex propriis gewesen ist, tritt er 1780 ein bei dem Jägerbataillon des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth. Als der junge Leutnant endlich mit den Hilfstruppen, die sein Fürst den Engländern für ihren Kampf gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkauft hatte, hinübergeschickt ward, wird gleich darauf Friede geschlossen, so daß er zurückkehrt, ohne den Krieg selbst gesehen zu haben. Aber sein Horizont war doch mächtig erweitert worden, und vor allem war ihm hier die Bedeutung des Volkskrieges und die der damit in Zusammenhang stehenden neuen Gefechtsart, der „zerstreuten Ordnung" im Gegensatz zu der in Deutschland noch herrschenden Lineartaktik deutlich geworden — Einsichten, die er dereinst in ungeahnter Weise verwerten sollte. — Nach seiner Rückkehr von Ansbach in die Hauptstadt des Ländchens, Bayreuth, versetzt, findet der 24jährige Offizier, dessen bedeutende Gesichtszüge durch eine Narbe auf der Oberlippe, die ihm der Säbel des Gegners in einem Zweikampf in Amerika geschlagen, eher verschärft als entstellt wurden,

unter anderm Zutritt in einigen ausgezeichneten Adelsfamilien, wo er — besonders im Hause des Ministers v. Trützschler — zum erstenmal den veredelnden Einfluß geistig und sittlich hochstehender, von ihm ritterlich verehrter Frauen erfährt. Da aber sein tatendurstiger Genius in dem Ansbacher Dienst kein Genügen findet und seine Denkschrift über die Umwälzungen in der Kriegskunst infolge der neuen Massenaufgebote vom Markgrafen nicht gewürdigt, ja als gefährlich verworfen wird, versucht er in die Dienste des großen Königs zu gelangen. Aber anstatt, wie er gehofft, unter die Offiziere seines Generalstabes aufgenommen zu werden, wird er als jüngster Oberleutnant einem der neu zu errichtenden Freiregimenter in dem schlesischen Städtchen Löwenberg zugewiesen. Vorbei waren alle hochfliegenden Träume und Hoffnungen, die ihn auf der Reise nach Sanssouci begleitet hatten! — Zehn lange Jahre hat er dem Löwenberger Bataillon Rühle v. Lilienstern angehört. Aber während das gleichförmige Einerlei des Dienstes, die geistige Öde der gesellschaftlichen Umgebung anderen gefährlich geworden wäre, zieht er sich von dem Treiben der Kameraden zurück. Noch jetzt lebt zu Löwenberg am Markt in dem Hause, wo er gewohnt, die Tradition, daß der Leutnant v. Gneisenau immer zu Hause gesessen und studiert habe. Geistige Anregung freilich hatte er hier verzweifelt wenig, besonders nachdem sein Gönner, der hochgebildete Freiherr von Hoberg, im Herbst 1789 gestorben war, mit dem zugleich er all seine Pläne und Hoffnungen auf ein außerhalb der allgemeinen Heerstraße liegendes Lebensziel für immer begraben zu haben scheint; wenigstens hören wir seitdem in seinen Briefen und sonstigen Aufzeichnungen nie mehr von dem Wunsch nach irgendwelcher Veränderung seiner — materiell übrigens fabelhaft ärmlichen — Lage, und jedenfalls hat er nie mehr den Versuch dazu gemacht, nachdem ihn König Friedrich in das obskure schlesische Nest zum Kompagnie-Exerzieren verbannt hatte. Und doch bildete er sich in der Stille unermüdlich weiter, obgleich er dabei ausschließlich auf die von ihm selbst ausgewählten Bücher angewiesen war. — Aber was trieb denn der Leutnant v. Gneisenau eigentlich immer zu Hause, wenn der Dienst, dem er sich mit höchstem Eifer widmete, vorüber war? So mag wohl manch guter Löwenberger Spießbürger, der über ihn bedenklich den Kopf schüttelte, sich vergeblich gefragt haben. Wohl wußten seine Kameraden, bei denen

er sich bald in großen Respekt zu setzen wußte, daß er zuweilen Gedichte mache, aber womit er sich sonst beschäftigte, das wußten wohl nur wenige zu sagen. Und wir könnten es auch wohl nur aus den Wirkungen erschließen, die sich in viel späteren Epochen seines Lebens offenbarten, wenn nicht unter seinen Papieren einige Blätter aus dieser Zeit erhalten wären, die einen tieferen Einblick in diese Periode seines stillen Arbeitens gestatten. Da ist einmal sein Gedicht über die „Absetzung Ludwigs XVI." von 1792, poetisch zwar kaum von Wert, aber es zeigt, mit welchem Scharfblick er — im Gegensatz zu so vielen seiner Zeitgenossen damals — das wahre Wesen der französischen Revolution erfaßt hatte.[1]) Und zum andern jene merkwürdige Erörterung über die „Belagerung von Valenciennes" aus dem Jahr 1793, ein Blatt, dessen Bedeutung für seine innere Entwicklung erst von Hans Delbrück voll gewürdigt worden ist, denn aus der Kritik, wie sie hier Gneisenau an dem Verhalten des französischen Kommandanten Montalembert übt — der sich trotz seiner starken Besatzung durch den Gegner sofort auf die Festung selbst einschränken ließ, anstatt, auf Außenposten gestützt, dem Feinde die Annäherung an die Festung selbst möglichst hartnäckig zu erschweren —, aus dieser Kritik erkennen wir mit Gewißheit, daß Gneisenau 14 Jahre später in Kolberg nicht einfach aus genialem Instinkt, sondern aus lange und tief durchgebildeten Ansichten heraus gehandelt, und außerdem, daß er genial den entscheidenden Punkt erkannt hat, mit dem in der Geschichte des Festungskrieges eine neue Epoche anhebt.

Daß er sich auch mit den schönen Wissenschaften, wie der neuen deutschen Literatur, näher beschäftigte, zeigen schon seine Gedichte, die — abgesehen von einem hypochondrischen Zug — wenig originell, in Sprache und Stil unverkennbar durch Lessing und noch mehr durch Schiller beeinflußt sind. Freilich, unter welchen Einflüssen er seine Sprache, den unvergleichlichen Stil seiner späteren Briefe und Denkschriften ausgebildet hat, das wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben. „Lernen" läßt sich ein solcher Stil überhaupt nicht, und die Lektüre allein, mag sie noch so intensiv und umfassend sein, tut es auch nicht. Das Entscheidende ist auch hier die Naturanlage, zumal bei Gneisenau, dessen Stil der echteste Ausdruck seines innersten Wesens und daher mit

1) Vgl. das Gedicht hier im Anhang.

ihm selbst geworden und gewachsen ist. — Man kann auch nicht sagen, daß dieser Stil erst seit 1806, dem Epochenjahr seines Lebens, hervorträte, denn schon in den frühsten Briefen, die wir von ihm besitzen, zeigen sich deutlich genug die Ansätze dazu, selbst in denen, die er aus Löwenberg in den Jahren 1788 und 1789 an Vater und Bruder richtete.

Neben diesen Studien — zu den kriegswissenschaftlichen in engerem Sinne kommen die in der militärischen Mathematik, die er bereits in Erfurt begonnen hatte — geht vor allem eine intensive und andauernde Beschäftigung mit der Weltgeschichte einher. Auch die von ihm so geschätzten römischen Historiker, besonders den Tacitus, muß er doch wohl schon damals gelesen haben. Erstaunlich und der untrügliche Beweis für seinen außergewöhnlichen Tiefblick aber ist es, mit welch gespannter Aufmerksamkeit und vor allem mit welchem durchdringenden Verständnis er die eigene Zeitgeschichte, wie z. B. die Bahn des am europäischen Kriegshimmel aufgehenden Gestirns Bonapartes verfolgt. —

Nachdem sein Bataillon, 1793 bei Polens zweiter Teilung mit anderen preußischen Truppen dorthin kommandiert, zwei Jahr darauf, ohne ernstlich ins Gefecht gekommen zu sein, aber durch Krankheiten fürchterlich dezimiert, nach Löwenberg zurückgekehrt ist, wird er als Hauptmann nach Jauer versetzt und lernt so auf seinen Ritten und Übungen die Gegend aufs gründlichste kennen, wo er dereinst als Generalstabschef Blüchers unverwelkliche Lorbeeren ernten sollte. Mit seiner Ernennung zum Kompagniechef hat die Zeit seines Darbens und Entbehrens, wenigstens in materieller Hinsicht, für die nächsten Jahre eine Ende. Nicht lange nach seiner Ankunft in der neuen Garnison fiel ein ihm befreundeter Kamerad im Zweikampf, und Gneisenau erhielt den Auftrag, der Braut des Getöteten die unheilvolle Kunde zu überbringen. So ward er Augenzeuge des reinen und tiefen Schmerzes, der die Freiin Karoline von Kottwitz erschütterte, und dabei selbst von tiefer Teilnahme ergriffen. Monate vergingen, aber das edle Bild des um den jähen Tod des Geliebten trauernden, durch den Schmerz geadelten Mädchens wich nicht aus seiner Seele, und als er sie am 26. Juli 1796 wiedersah, wagte er es, um ihre Hand anzuhalten. Nicht ohne weiteres willigte sie ein: ihr Herz gehöre dem Verstorbenen; sie würde für ihn als Gatten nur noch ihre Achtung übrig haben. Aber ihr enthusiastischer Verehrer setzte sich

über diese Bedenken hinweg, in der Hoffnung, daß seine leidenschaftliche Liebe allmählich die ihrige erringen werde. Anderer Art waren die Bedenken ihrer Mutter, da der Hauptmann von Gneisenau überhaupt kein Vermögen besaß. Die alte Dame besprach sich daher vertraulich mit seinem Vorgesetzten, dem Major v. Putlitz, darüber. Aber dieser, der den Charakter und das ernste Streben seines Hauptmanns wohl kannte, erwiderte ihr: „Das ist wahr, er besitzt nichts; aber er kommt doch durch die ganze Welt!" Da gewährte auch sie ihre mütterliche Zustimmung, und am 19. Oktober ward in aller Stille die Hochzeit gefeiert.

Das Haus Gneisenaus wird bald ein Sammelpunkt der Geselligkeit. Unter seiner Regie führen die Offiziere Wallensteins Lager auf. Es beginnt das im bürgerlichen Sinn glücklichste Jahrzehnt seines Lebens. Als dann 1803 seine Frau das schon früher ihrer Familie gehörige Gut Mittel-Kauffung in Niederschlesien erwirbt, widmet er sich neben dem Dienst alsbald mit solchem Eifer der Landwirtschaft, daß er 1804 ernstlich daran denkt, den Militärdienst zu verlassen, um sich ganz der Bewirtschaftung seines Gutes und der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Was aber sonst etwa in dieser Periode im Innersten seiner Seele vorging, was er außerhalb des alltäglichen Geleises etwa erstrebte oder ersehnte, davon wissen wir wenig oder nichts, wie denn überhaupt unsere Kenntnis seines Entwickelungsganges bis 1806 infolge des vielfach lückenhaften Quellenmaterials so mangelhaft ist, daß sie, wie Delbrück sagt, nicht einmal durch Vermutungen ergänzt werden kann. — —

Noch im Juli 1806 versucht er über seinen „privaten Angelegenheiten die öffentlichen zu vergessen". Er war nun 46 Jahre alt und noch immer Hauptmann in Jauer. Fast scheint es, als ob er damals jeden Wunsch nach Verwertung seiner Kenntnisse und Gaben auf größerem Felde, wenn er ihn je gehabt hat, für immer aufgegeben habe. Da bricht die Katastrophe herein, und blitzartig wird ihm die Lage des Vaterlandes und seine eigene Bestimmung klar. Allein, er seufzte in den niederen Graden, und sein Wort galt nicht. Er war vergessen in seiner kleinen Garnison. — —

„Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König. Die einen erweist er als Götter, die andern als Menschen; die einen macht er zu Sklaven,

die andern zu Freien" — wenn irgendwo in der deutschen Geschichte, so gilt dies Wort des griechischen Denkers für die Jahre 1806/07. Geschlagen waren die Schlachten von Jena und Auerstädt, zertrümmert die preußische Armee, aufgelöst alle Bande der Mannszucht. „Das waren Greuel! Tausendmal lieber sterben, als dieses wieder erleben!" schrieb Gneisenau ein halbes Jahr später. Und zum Unglück die Schande! Die Kapitulationen der Festungen! Erfurt ergab sich ohne Gegenwehr, Spandau nach der ersten Aufforderung, und am 28. November kapitulierte der 73jährige Kommandant des einst so trotzigen Magdeburg mit 24000 Mann und 600 Geschützen! Stettin lieferte General v. Romberg, der über 5000 Mann Besatzung gebot, an 800 Husaren aus! Der Kommandant von Küstrin schickte den Franzosen die Kähne, auf denen sie über die Oder gingen! Es war, als ob der Dämon des Schreckens aller Herzen gelähmt hätte. — —

Gneisenau hatte sich nach der Schlacht bei Jena, in der er sich vor den Augen General Rüchels auszeichnete, mit andern versprengten Offizieren nach Königsberg begeben, wohin die königliche Familie geflüchtet war. Gleich nach seiner Ankunft arbeitete er dort eine Denkschrift über die Katastrophe aus.[1]) Als ihre entscheidenden Ursachen erscheinen ihm die unzulängliche, veraltete Heeresverfassung und das Wesen des Zeitgeistes. „Kleinmut herrscht überall, und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee mit Anstand zu fallen für eine poetische Exaltation gilt". — In einer andern Denkschrift an den König verficht er mit Leidenschaft den Gedanken, im Rücken der Franzosen, die bereits gegen die Weichsel vordrangen, einen umfassenden Kleinkrieg ins Leben zu rufen. Aber Friedrich Wilhelm mochte davon nichts wissen. Um den lästigen Dränger loszuwerden, schickte man ihn — inzwischen war der General Zastrow an Stelle des Freiherrn vom Stein Minister des Auswärtigen geworden — nach Alexoten, einem polnischen Städtchen an der russischen Grenze, um an der Ausbildung von Reservebataillonen mitzuarbeiten. Eine dritte Denkschrift über die erweiterte Einführung des Schützengefechts hatte ebenso wie seine Bitte um Anstellung bei der Feldarmee keinen Erfolg.

Da wird er April 1807 zum Kommandanten von Kolberg ernannt. Er verteidigt die kleine hinterpommersche Feste, deren Wälle verfallen,

1) Veröffentlicht von Pertz I 121—137.

deren Kriegsmaterial in verwahrlostem Zustande war, gegen einen an Zahl weit überlegenen Feind, dem dazu eine überwältigende Anzahl von Geschützen und ein auserlesener Stab von Ingenieuroffizieren zur Verfügung steht, neun lange Wochen mit unerschütterlicher Zähigkeit, geht, gestützt auf seine weit vorgeschobene Wolfsbergschanze, die der Stadt täglich Hunderte von Haubitzgranaten erspart, von der Verteidigung alle Augenblicke zu kühnstem Angriff über und fügt den Franzosen beispiellose Verluste zu. Er widersteht ihrem rasenden 36stündigen Bombardement mit Heroismus, schlägt den gleichzeitig von allen Seiten stürmenden Feind siegreich zurück und verfolgt ihn bis unter die Kartätschen seiner Schanzen. Als am 2. Juli nachmittags die Kunde von dem Waffenstillstande eintrifft, steht die Sache auf dem Punkte, daß die Franzosen bei Fortsetzung des Kampfes die Belagerung von vorn hätten anfangen müssen. Seine geniale Verteidigung zwingt den Franzosen solche Bewunderung ab, daß General Loison ihn nach Verkündung des Waffenstillstandes um eine Unterredung bittet. Gneisenau steigt zu Pferde, um den Wunsch des französischen Heerführers zu erfüllen. Wegen der Schmalheit des Weges und der dort ausgestreuten Fußangeln muß er absteigen und, nur von einem Offizier begleitet, den französischen Generälen entgegengehen. Als diese das sahen, sprangen auch sie von den Pferden und näherten sich zu Fuß dem Kolberger Kommandanten, der, wie ein Augenzeuge des Vorgangs berichtet, von den französischen Generälen und Offizieren mit größter Ehrerbietung, den Hut in der Hand und mit tiefen Verneigungen, empfangen wurde. General Loison sagte, daß es ihr Wunsch gewesen sei, den heldenmütigen Verteidiger Kolbergs persönlich kennen zu lernen, und daß er sich glücklich schätze, daß der Waffenstillstand ihm Gelegenheit dazu gäbe, worauf alles von neuem sich neigte. Gneisenau dankte freundlich, blieb aber in einer geraden und kalten stolzen Haltung, so daß er, der preußische Major unter den französischen Generälen dastand wie ein König.

Was waren das für Truppen, die hier „nach tiefer Schande Nacht" zum ersten Male den preußischen Waffenruhm wieder zu Ehren brachten? Es waren zwei „dritte" Bataillone, nicht wert befunden, mit ins Feld zu rücken, dazu zwei meist aus Rekruten neugebildete und endlich drei aus versprengten Flüchtlingen provisorisch zusammengestellte Bataillone. — Erst Gneisenau hat sie zu den Helden von

Kolberg gemacht. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." — Ein Drittel der Besatzung, zwei von sechstausend Mann, waren tot oder verwundet; auf feindlicher Seite mehr als das Dreifache. — Das herrliche Wort Johann Gottlieb Fichtes: „Was ist der Charakter des Krieges?" Opfern muß er sich können! In ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, was über das Leben und seine Genüsse hinausliegt" — hier war es Wirklichkeit geworden. Ja, noch mehr. Nettelbeck und Gneisenau, der Bürger und der Krieger, der eine in weißem Haar, an der Schwelle der Siebenzig, der andere in der Fülle der Manneskraft, gemeinsam hatten sie beide Unvergleichliches geleistet, im Herzen dasselbe Ideal, die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes. — — Kein anderer als Gneisenau selbst hat während der Belagerung einen Aufsatz über den „Bürgerrepräsentanten Nettelbeck" in der Königsberger Zeitung geschrieben und ihn darin den Deutschen als Vorbild an Einsicht, Mut und Patriotismus aufgestellt.[1]) Denn von der Erweckung des öffentlichen Geistes erhoffte auch er die Rettung der Nation.

Das eigentliche unsterbliche Verdienst von Gneisenaus Verteidigung Kolbergs sei hier nur angedeutet: das ist der Geist der Offensive im Festungskriege! Hier zum erstenmal in aller Geschichte trat er ins Leben, dieser wahrhaft kriegerische Geist, der die schützenden Wälle der Festung verläßt und weit draußen im freien Felde in schnell aufgeworfenen Erdwerken sich wochenlang behauptet, der Geist des Angriffs, der nicht auf die eigene Sicherheit, sondern allein auf Vernichtung des Gegners bedacht ist. In Gneisenau hat dieser Geist leibhafte Gestalt gewonnen.

Das zeigt auch dem Fernerstehenden das Jahr 1813.[2]) Für Scharnhorst tritt Gneisenau als stellvertretender Generalstabschef bei der Armee Blüchers ein. Wie der Kriegsgott selbst erschien er einem der ins Feld Ziehenden! Nach Scharnhorsts Tod wird er dessen Nachfolger. „Er leitet das Heer, das Blücher kommandiert." — So fern

1) Vgl. unten S. 48f.

2) Über Gneisenaus tiefgreifende und weitreichende Mitarbeit an dem Werk der Wiedergeburt und Befreiung des preußischen Staats in den Jahren 1807—12 vgl. die Vorbemerkung zu Kapitel III und V.

es uns sei, Blüchers Ruhm zu verkleinern, so darf man doch nie vergessen, was Scharnhorst am Abend der Schlacht bei Großgörschen über Blücher geschrieben: „Von der Führung der Armee weiß er nichts, aber er ist immer mit einem guten Geist am Platze." — Gneisenau vor allem verdanken wir den Sieg an der Katzbach. Immer den Franzosen dicht auf den Fersen — wenn sie aber Front machen und mit Übermacht vorrücken, gewandt ausweichend, bis er am 26. August den rechten Moment erfaßt, als sie über die Katzbach wollen. Auf seinen Rat gibt Blücher den bereits befohlenen Übergang über den Fluß auf, zieht sich auf das Plateau von Jauer zurück, läßt die Franzosen herüberkommen, um sie unvermutet anzufallen und dann in den in der Tiefe brausenden Fluß zu stürzen. Gneisenaus persönlichem Eingreifen verdanken wir die Wendung der Schlacht. Schon ist die Kavallerie Yorks geworfen, aber seine Infanteriebrigaden sehen dem untätig zu. Da jagt Gneisenau heran. „Man hat mir den Sieg aus den Händen gerissen, die Schlacht ist verloren!" ruft York ihm zu. Gneisenau erneuert in schärfster Form den Befehl, hört nicht auf Yorks Einwendungen und führt selbst die Truppen vor. Da erwacht auch in York der kriegerische Geist; er wird mitgerissen, so der Sieg gewonnen! — Gneisenaus Energie verdanken wir die viertägige rastlose Verfolgung der aufgelösten Armee Macdonalds trotz Wolkenbruch und Gebirgswassern, trotz Rebellion der eigenen Korpsführer, trotz totaler Erschöpfung der schlesischen Landwehr. — „Ihr überglücklicher Freund" unterschrieb er seinen Schlachtbericht an Clausewitz. Doch übermütig machte ihn das erste Kriegsglück nicht. Unaufhaltsam folgt die Schlesische Armee den Franzosen, aber doch mit äußerster Vorsicht. Weit hinten in Schlesien bei Frankenberg läßt Gneisenau ein mächtig verschanztes Lager unter Aufbietung aller Kräfte der Bevölkerung binnen kürzester Frist als Rückhalt anlegen. Da kommt die flehentliche Bitte von Fürst Schwarzenberg von der „Hauptarmee", Blücher möge ihm sofort 50000 Mann nach Böhmen zu Hilfe senden! Es wird abgelehnt. Gneisenau, der die Antwort verfaßt, fordert dagegen energisch den Vorstoß gegen die Elbe.[1]) Am 3. Oktober erzwingt ihn kraft eigener Initiative die Schlesische Armee bei Wartenburg. Nur durch den Elbübergang der Schlesischen

1) Vgl. unten S. 128f.

Armee und ihren kühnen Zug an die Saale ist die Vereinigung der drei verbündeten Heere möglich geworden. So war die Schlacht bei Leipzig entschieden, ehe sie geschlagen wurde.

Ging es nach Gneisenaus Vorschlägen, so ward jetzt der Krieg sofort über den Rhein getragen. Er ist das eigentlich vorwärtstreibende Element in dem sonst so unerquicklichen Feldzuge von 1814. Er ist es, der nach dem Einrücken in Frankreich im Januar sofort den Marsch auf Paris fordert. „Keinen halben Erfolg, dieser Usurpator muß ausgerottet werden!“ hatte er schon 1812 geschrieben, als Napoleon auf der Höhe seines Ruhmes vor Moskau stand.

Als die Schlesische Armee, in Wahrheit durch Schwarzenbergs Schuld, die Niederlagen an der Marne erleidet, da ist es Gneisenau, der bei dem verzweifelten Rückzug auf den Wald von Etoges die preußische Infanterie zum Angriff ordnet und so den Durchbruch durch die französische Kavallerie erzwingt, die sich zwischen die Preußen und den Wald gedrängt hatte. Er ist es, der den gebeugten Blücher in der Nacht darauf in Bergères so aufrichtet und ermutigt, daß dieser Jahre lang nach dem Kriege zu ihm sagt, er werde ihm das zeitlebens nicht vergessen. Und nun drängen Blücher und Gneisenau erst recht zur Offensive, und Gneisenau fordert von Schwarzenberg, die Sache jetzt „auf das Äußerste zu treiben“! Als aber die Hauptarmee über die Seine zurückgeht, ja bis an den Rhein zurück will, da reißt das Hauptquartier der Schlesischen Armee selbständig den Krieg in andere Bahnen. Sie lockt absichtlich Napoleon von der Hauptarmee ab und auf sich, vereint sich mit der Nordarmee (Bülow-Winzingerode) und veranlaßt durch ihren Sieg über Napoleon bei Laon die Hauptarmee endlich wieder zum Vorgehen, so daß das große Hauptquartier den Mut zum Stoß auf Paris findet. —

Und nun zum 16. Juni 1815! Wellington, der noch immer den wahren Charakter Napoleons nicht erkannt hatte und einen Angriff bei dessen verhältnismäßig schwachen Kräften für ausgeschlossen hielt, hatte durch seinen Brief vom 16. morgens Blücher über den Stand der englisch-deutschen Truppen getäuscht. Dieser aber hatte nur im Vertrauen auf die englische Hilfe die Schlacht bei Ligny angenommen. Wir wissen heute — vor allem durch Delbrücks Darlegungen —, daß es nach dem Stande der englischen Truppen am Morgen des 16. unmöglich war, daß sie nachmittags rechtzeitig zur Unterstützung

Blüchers eingriffen! Wesentlich durch Wellingtons Schuld ist Blüchers Niederlage erfolgt.

Als die Franzosen Ligny nehmen und bis zum Dorfe Brye vordringen, da rafft Blücher die Reiterregimenter in der Nähe zusammen, die Schlacht wiederherzustellen, setzt sich selbst mit gezogenem Säbel an ihre Spitze; neben ihm führt Oberstleutnant Lützow das 6. Ulanenregiment mit lautem Marsch! Marsch! Umsonst. Da stürzt Blüchers Pferd von einer Kugel getroffen; der greise Feldmarschall selbst kommt unter das schwere Tier zu liegen, die französischen Reiter brausen dicht an ihm vorbei; stundenlang blieb er verschwunden! Vergeblich sucht Gneisenau die Kavallerie wieder zu sammeln. Mitten im wildesten Getümmel rettet er mit gezogenem Säbel den verwundeten Major v. Bardeleben...

Da Blücher verschwunden bleibt, jagen mehrere höhere Offiziere, um die Befehle für den Rückzug zu erbitten, zu Gneisenau. Der hält unbeweglich zu Pferde bei Brye, die Karte in der Hand. Ein kurzes Schweigen. — Befahl er jetzt den Rückzug nach Osten, wohin schon ein Teil der geschlagenen Preußen zurückging, so behielt die preußische Armee, die durch Wellington so schnöde im Stich gelassen war, ihre natürliche Rückzugslinie und war gerettet. Da befiehlt er den Rückzug nach Norden! So gibt er die Verbindung mit der Heimat auf, um unter allen Umständen mit Wellington zur Fortsetzung des Kampfes in Verbindung zu bleiben. Durch diesen Befehl Gneisenaus war Napoleon verloren. An die ungeheuerliche Möglichkeit, daß die geschlagenen Preußen unmittelbar nach ihrer Niederlage ihre Rückzugslinie aufgeben würden, um mit Wellington vereint sofort von neuem zu schlagen, hat er im Ernst nie gedacht. Ja, er hielt die Armee für so aufgelöst, daß er erst am 17. nachmittags durch Grouchy ihre Verfolgung aufnehmen ließ. Als am 18. Juni nachmittags der Moment zum Eingreifen der Preußen gekommen ist, da leitet Gneisenau mit heiterer Ruhe die Schlacht bei Plancenoit; er weist den Truppen das Gehöft hinter Belle Alliance als Richtpunkt zum konzentrischen Angriff. Als die Preußen noch einmal aus Plancenoit hinausgeworfen werden, da sammelt er selbst die Truppen und schickt sie von neuem vor. Ein Pferd unter ihm wird durch eine Kanonenkugel getötet, ein anderes verwundet, sein Säbel durch Gewehrkugeln aus der Scheide geschlagen; er selbst bleibt unverletzt. — Als abends

gegen 9 Uhr Blücher und Wellington sich südlich von Belle Alliance treffen, erklärt Wellington, seine Truppen jetzt haltmachen zu lassen. Da übernimmt Gneisenau selbst mit einigen schnell zusammengerafften Regimentern die Verfolgung bis tief in die Nacht und jagt den Feind bis $2^1/_2$ Meilen vom Schlachtfelde, indem er ihn mehr als 7 mal durch die Signale der preußischen Hörner und Trommeln von seinen Wachtfeuern aufscheucht. Erst durch diese atemlose Verfolgung ward die stolze Armee des Imperators vernichtet für immer! — — —

In Gneisenau hat Napoleon einen ebenbürtigen Gegner gefunden. Aber während Napoleon ein strategisches und in gewissem Sinne ein politisches Genie ist, doch jeder sittlichen Größe bar, ist Gneisenau ein strategisches wie auch ein politisches Genie — vor allem aber ist er die herrlichste Verkörperung der sittlichen Mächte, die die Befreiung unseres Vaterlandes von der Napoleonischen Despotie errungen haben.

* * *

„Die Schlacht von Belle Alliance war schön wie keine, entscheidend wie keine; der Feind vernichtet, wie nie ein Feind!" Der königliche Mann, der diese Worte sechs Tage darauf an Frau v. Clausewitz und Gräfin Dohna, Scharnhorsts edle Tochter, schrieb, er stand, und er allein von den preußischen Generalen der Zeit, die meist von dem deutschen Geistesleben ihrer Tage kaum berührt waren, „auf den freien Höhen der Bildung". Wie die römischen Geschichtschreiber, diese Quelle der Lebensweisheit, wie er sie einmal nennt, so ist ihm die klassische Dichtung seiner eigenen Zeit innig vertraut. Ja, aus seiner frühesten Ansbacher Leutnantszeit findet sich ein Gedicht auf den Tod Lessings. So hat er Kants und Fichtes ethische Ideen sich innerlich zu eigen gemacht. Damit harmonieren seine hohen Anschauungen von den dauernden Werten des Lebens, von „der inneren Kultur der Seele". Sprache und Stil seiner herrlichen Briefe, seiner klassischen Denkschriften, die uns noch heute bezaubern — sie sind umweht von dem Hauche des Goetheschen Zeitalters. „Es gibt nichts Schönes noch Gutes in dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst, woran er nicht den lebendigsten Anteil nähme", schreibt im Sommer 1814 aus Bad Eilsen die Frau des Göttinger Philologieprofessors Heyne, die ihn dort kennen gelernt hatte. —

Neben seiner schöpferischen Genialität aber, die stets Mittel und Wege findet auf den vielverschlungenen Pfaden zu dem einen hohen Ziele, bewundern wir seinen unvergleichlichen Tiefblick in Menschen und Dinge. Er zuerst hat die wahre Natur Napoleons durchschaut, er den tiefsten Blick in die Seele des Korsen getan! — Fern dem Wiener Kongreß erkennt er die Charaktere und Motive der leitenden Staatsmänner Europas richtiger als der preußische Staatskanzler Hardenberg selbst. Für das Charakteristische, für alles Bedeutende in Natur und Geschichte, hat er ein Verständnis, einen alle Lebenserscheinungen umfassenden Weitblick, wie wir ihn sonst nur bei einem Philosophen finden. Das zeigen die wunderbaren Schilderungen von seiner Reise nach Schweden, Finnland und Rußland, aus dem Jahre 1810. Und auf einem ganz andern Gebiete überrascht uns bei ihm eine damals im deutschen Adel gewiß seltene soziale Vorurteilslosigkeit. —

Alle Fähigkeiten seines königlichen Geistes aber stehen im Dienste seines mächtigen Idealismus. Er hat seit den Tagen von Jena all sein Wollen und Können in den Dienst der einen großen Idee gestellt, der Wiedergeburt und der Befreiung Preußens. Seine Familie hat er verlassen, sein Vermögen geopfert, seine Stellung verloren im Dienste des einen Gedankens: für Ehre und Freiheit des Vaterlandes. In seiner Denkschrift an den König über den Verteidigungsplan vom August 1811 empfiehlt er neben dem regulären Kriege einen allgemeinen Volksaufstand gegen Napoleon. Dabei hatte er vorgeschlagen, die Geistlichen anzuweisen, all die empörenden Unterdrückungen der letzten Jahre durch die Franzosen zu schildern, dabei an den Kampf der Makkabäer zu erinnern und so ihre Gemeinden durch deren Vorbild zu begeistern. Friedrich Wilhelm hatte hierzu an den Rand geschrieben: „Als Poesie gut!" Darauf erwidert ihm Gneisenau in einer neuen Denkschrift: „Ew. Majestät werden mir, indem ich dies schreibe, abermals Poesie Schuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterlande, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher

selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er, statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen, mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Leben lang! Zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daran setzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnung nach; ich werde mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden".

Nur in einem Punkt müssen wir Gneisenau hier widersprechen: der Mann, der dies ewig denkwürdige Bekenntnis in Berlin am 20. August 1811 geschrieben und durch sein Leben bewährt hat — er stand niemandem an Adel der Gesinnung nach. — Die Liebe zum Vaterlande, das ist seine große Leidenschaft, wie er überhaupt eine leicht und tief erregbare Natur ist; schon seine zahlreichen Zweikämpfe zeugen davon. Aus den stürmischen Gewalten seines Herzens entspringt seine mächtige Begeisterung, aus dieser seine hinreißende Beredsamkeit. In seinem leidenschaftlichen Wesen hat das poetische Moment in ihm eine seiner Wurzeln. Seine mächtige Leidenschaft für die höchsten Güter der Nation, ihre Freiheit und Ehre, sein wahrhaft dämonischer Enthusiasmus, den oft das Blitzen seiner herrlichen blauen Augen verriet — es war selbst in jener heiligen Zeit etwas Außergewöhnliches. — Wenn Delbrück am Eingange seiner interessanten Erörterungen über die Herkunft der Familie Gneisenau sagt: „Es muß uns genügen, er war ein Deutscher", so darf man demgegenüber betonen: nicht nur der Abstammung nach (wie dies Delbrück zeigt), sondern in vieler Hinsicht seiner eigensten Natur nach ist Gneisenau ein Süddeutscher. Nicht nur, weil sein Geschlecht schon lange vor Karl V. in den oberdeutschen Reichsstädten ansässig war und das Schloß seiner Ahnen nördlich der österreichischen Donau steht — sein innerstes Wesen hat von der herben, kühlen, nüchtern berechnenden norddeutschen Art wenig oder nichts.



Schloß Gneisenau

Ein psychologisches Problem bietet die Tatsache, daß dieser selbe Mann, ohne jeden persönlichen Ehrgeiz, ohne jede Selbstsucht war. Als Schill Anfang 1809 von den Berlinern fälschlich als der Verteidiger Kolbergs gefeiert wurde — Schill ist überhaupt während Gneisenaus Verteidigung auf Rügen gewesen — da schrieb Gneisenau an seinen Freund Bärsch: „Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten ... Durch seine Popularität und allverbreiteten Namen können noch große Dinge getan werden; wir müssen ihn daher verherrlichen, soviel wir können." — Gneisenaus Bescheidenheit, „vor seinem Ruhm das eigene Erröten", es ist das Zeichen wahrhafter und darum so seltener Größe. — Mit jenem psychologischen Problem hängt auch der merkwürdige Zwiespalt in der Seele des Mannes zusammen, der Anfang 1806 wie 1813 und 1815 ein Glück fern dem Weltgetümmel, in der Einsamkeit und Stille des Landlebens ersehnt.

Und auf der andern Seite seine ungeheure Tatkraft! Gewiß, in den Jahren 1807—12 hat auch er zuweilen an der Rettung verzweifelt, wenn er in der Umgebung des Königs oder bei diesem selbst Kleinmut, Unentschlossenheit oder Unfähigkeit sah. Aber das sind doch nur vorübergehende Stimmungen, wie sie auch den Gewaltigsten anwandeln! Sobald aber wirklich gerüstet wird, und nun erst beim Ausmarsch und vor den großen Schlachten, da war sein ganzes Wesen von einer zuversichtlichen Heiterkeit getragen, die ihm selbst der Vorbote des Sieges zu sein schien. Seine unerhörte strategische Kühnheit 1807 vor Kolberg, 1813 in den Tagen vor der Schlacht an der Katzbach, beim Elbübergang und beim Vormarsch an die Saale, 1814 beim Vorgehen nach der Schlacht bei La Rothière, dann beim Marsch auf Soissons und Laon — sie wird noch überragt durch seine Beharrlichkeit im Unglück, durch die ungeheure Schwungkraft seines Geistes, die ihn das Unglück überwinden, ihn im Februar 1814 fünf Tage nach den schweren Niederlagen an der Marne zu neuer Offensive übergehen und 1815 am Abend von Ligny den heroischen Entschluß fassen läßt. In ihm verkörpert sich das göttliche Wort des Goetheschen Faust: „Im Anfang war die Tat!", in dem Sinne, daß er das mit genialer Intuition Erkannte kühn und verwegen — wie nur je ein preußischer Husarenoffizier — in die Tat umsetzt, unwiderstehlich, sieghaft, eine Sonnennatur wie kaum eine der deutschen Geschichte!

Und doch fehlen auch in seinem Leben die tragischen Momente nicht. König Friedrich Wilhelm, dem er treu und voll Hingebung dient bis ans Ende, hat nie seine Abneigung gegen ihn zu überwinden vermocht. Ungezählte Male hat er ihn unverdient gekränkt. Der Paladin, der dem preußischen König — trotz alles Kleinmuts und aller Nüchternheit Friedrich Wilhelms — in den schwierigsten Lagen unerschüttert treu geblieben ist, er hat es 1809 wie in dem trüben Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen über sich ergehen lassen müssen, von der altständisch-reaktionären Partei als Anführer einer geheimen Verschwörung, als Haupt einer künftigen Militärrevolte verleumdet zu werden, die den König vom Thron stürzen wolle, und dieser selbst scheint das Ungeheuerliche zeitweilig geglaubt zu haben. — 1813 wie 1814 hat Gneisenau die Schlesische Armee nur unter schneidenden Reibungen und scharfen Konflikten mit den eigenen Korpsführern, zumal mit York, zum Siege führen können. Eine seltene Fügung, die wir nicht genug preisen können, daß der Oberfeldherr Blücher von demselben Geist kühnster Initiative, von ebenso glühendem Patriotismus wie sein Generalquartiermeister beseelt, und nicht zuletzt, daß er ein großer Charakter war. Aber gerade Gneisenaus amtliche Stellung zu Blücher, der nur die Ratschläge seines Generalstabschefs ausführte, hatte zur Folge, daß dieser von der Nation — außer einem kleinen Kreise Eingeweihter — kaum gekannt und beachtet wurde. Es ist noch heute nicht viel anders. Und der Ruhm der Schlesischen Armee trägt den Namen Blücher, weil — darin hat Gneisenaus Biograph recht — nicht die geniale Fähigkeit allein, sondern erst die Tat den Ruhm verleiht. — Wenn der edle Scharnhorst sterbend an seine Tochter schrieb: „Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages", so hat gewiß auch Gneisenaus Seele unter ähnlicher Sehnsucht schmerzlich gelitten. Sein geheimer Herzenswunsch, selbständig seine eigene Armee zum Siege über den Korsen zu führen — er ist nicht erfüllt worden, obgleich er allein alle Fähigkeiten dazu gehabt hat.

Uns aber erfüllt mit Ehrfurcht die sittliche Größe des Mannes, der dennoch selbstlos 1815 um der Sache, des Vaterlandes willen in die alte Stellung bei Blücher eintrat. Denn — wir wissen es — dessen war er sich klar bewußt, daß der Ruhm Blüchers sein und bleiben müsse, während ihn, den eigentlichen strategischen Überwinder

Napoleons, kaum die eigenen Soldaten von Angesicht kannten. Mit Liebe erfüllt uns seine edle Menschlichkeit mitten in den entfesselten Leidenschaften des Krieges, wie sie der Dank der Kolberger Bürger an ihn 1807, sein tapferes Eintreten für die Abschaffung der entehrenden Strafen im Heere 1808, sein Tagesbefehl an die preußischen Truppen vor dem Einrücken in Paris 1815, wie sie so manche seiner wunderbaren Briefe uns zeigen. Ehrfurcht erweckt uns, wie sich seine gewaltige Persönlichkeit in seiner äußeren Erscheinung offenbarte, wie es uns Ernst Moritz Arndt klassisch geschildert hat. „Bei gewaltigen Leidenschaften und unendlicher Beweglichkeit des Geistes besaß er eine seltene Herrschaft über die Triebe; selbst in Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeit und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter Gewalt, und die Sprache behielt den Klang des Helden."

Die angeborene Hoheit und gelassene Heiterkeit seines Wesens, die wunderbare Harmonie dieser von tiefster Leidenschaft durchglühten Natur hat man wohl als „Goethesche" Art bezeichnet. Lieber noch möchte ich es das „antike" Moment in seiner Persönlichkeit nennen, denn er hat etwas von der majestätischen Ruhe und wolkenlosen Heiterkeit des Olympiers, wie sie die attischen Komödiendichter an Perikles, wie wir sie an Werken der griechischen Plastik bewundern. —

So steht er vor uns als der Held von Kolberg, als der hohe Genius der Schlesischen Armee von 1813, als der wahre Besieger des Korsen, in unverwelklicher Jugend, als Vorbild edelster Männlichkeit und Menschlichkeit. Wenn wir rückwärts schauen, wie er elternlos unter traurigen Verhältnissen aufwuchs, wie er zwanzig der besten Jahre seines Lebens in Löwenberg und Jauer verbringen mußte, und wie er dennoch zu dem wurde, der er ward, so erblicken wir die letzte Ursache davon in seiner eingeborenen Natur, in dem, was der Grieche die Φύσις nennt, in der sich das Göttliche offenbart.

I. Aus der ersten Lebensperiode. 1760–1806.

In Gneisenaus Leben macht Epoche das Jahr 1806. Seine erste Lebensperiode, die bis in sein 46. Jahr hineinreicht, zerfällt in eine Reihe sehr verschiedener Abschnitte. Briefe aus seiner Jugend, überhaupt aus seinem Leben vor dem Eintritt in den preußischen Dienst (1786), sind uns nicht erhalten. Was wir an Zuverlässigem über sein Leben bis zu diesem Zeitpunkte wissen, beruht, besonders soweit es seine innere Entwicklung angeht, fast ausschließlich auf Mitteilungen in seinen Briefen aus weit späterer Zeit. Als Jugenderinnerungen stellen wir daher diese Briefe über seine Kindheit in Würzburg und die glückliche Leutnantszeit in Bayreuth voran. Daran schließen sich einige Briefe aus Löwenberg und Jauer — der Zeit nach seine frühsten —, um ihn im Verhältnis zu seinem Vater und Stiefgeschwistern zu zeigen. Die dritte Gruppe dieser Periode bilden hauptsächlich die Briefe an seine Gemahlin aus den ersten 10 Jahren seiner Ehe (1796—1806). Damals war er Hauptmann und Kompagniechef in Jauer (in Niederschlesien), in dessen Nähe seine Frau 1803 das einst ihrem Vater gehörende Gut Mittel-Kauffung an der Katzbach wieder erwarb. Bis Ende 1806 wurden ihm hier sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter, geboren. — Neben dem Dienst widmete er sich später besonders der Bewirtschaftung des Gutes, auf dem er, vor allem auf Grund eingehenden Studiums der Werke Thaers, aber auch eigener Beobachtungen, mancherlei Verbesserungen und Neuerungen einzuführen sucht. Allmählich nehmen ihn daneben Fragen der Kindererziehung in Anspruch, denen er ein auffallend lebhaftes Interesse zuwendet. — Davon aber, daß all diese alltäglichen Pflichten und Beschäftigungen, so ernst er sie nimmt, seine Natur nicht ausfüllen, daß daneben noch eine geheime — uns fast nur aus ihren späteren Wirkungen erschließbare — innere Entwicklung seines Genius einhergeht, lassen diese Briefe noch kaum hier und da etwas ahnen. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt!“

An Gräfin Reden.[1])

Berlin, den 19. Januar 1825.

Verehrte Frau Gräfin!

Ew. Exzellenz verehrliches Schreiben vom 4. d. hat mir, wie Sie denken können, eine große Freude gemacht, einmal durch die guten Nachrichten, die ich über Sie und die Ihrigen, sowie über die erreichten Zwecke Ihres dortigen Aufenthalts[2]) und über die himmlische Geduld der vortrefflichen Merline vernommen, und dann durch die freundliche Teilnahme, die Sie mir durch Aufsuchung meines großväterlichen Hauses bewiesen haben. Alles Dortige wird mir dadurch aus meiner Knabenzeit wieder lebhaft vor die Seele geführt; alle untergegangenen wie die aufkeimenden Hoffnungen; Irrtümer und Verirrungen; unverdientes Glück und steter Wechsel desselben, von meiner Kindheit an bis jetzt; fröhliche und betrübende Erinnerungen beengten und erweiterten mir die Brust; Dank gegen Gott muß die letzte Empfindung bleiben, sowie Ergebung in seinen Willen.

Daß Herr Domherr Oberthür noch lebt, erfüllt mich mit freudiger Teilnahme. Lebhaft steht das Bild des schönen jungen Mannes vor meiner Seele, wie er, ein Jüngling noch, bereits die hohe Würde des geistlichen Rates gewonnen hatte. Frauen und Mädchen sahen mit Wohlgefallen auf den jungen Mann; der bessere Teil der studierenden Jugend mit Nacheiferung auf seine Bahn. Seine Manieren waren die eines Hofmannes, und sein freundliches verbindliches Wesen gewann ihm alle Herzen. Wenn Würzburg ein Lichtpunkt des katholischen Deutschland geworden ist, so ist dies vorzüglich Herrn Domherrn Oberthür zu danken. Er knüpfte daselbst vorurteilsfrei die katholische Gelehrsamkeit an die protestantische an, und sein Beispiel hat gute Früchte getragen. Es ist sehr tröstend für mich gewesen, aus Ihrem Schreiben zu vernehmen, daß er eine glänzende Jugend und geehrtes Mannesalter durch ein ehrwürdiges Alter krönt und er der Wohltäter Würzburgs ist. Ich würde es nicht wagen, einem so gefeierten Mann mein Bildnis, das eines vom Glück begünstigten

1) Pertz-Delbrück V 513—515. — Delbrück I 13—16. Die Gräfin Reden ist eine befreundete Gutsnachbarin Gneisenaus, unweit seines damaligen Gutes Erdmannsdorf in Schlesien, in Buchwald.

2) In Würzburg.

Soldaten, zu übersenden, wenn Sie es, verehrte Gräfin, nicht ausdrücklich wollten und ich solchen Willen nicht als einen Befehl ehrte. Diesem gemäß sollen daher die Bilder mit nächster fahrender Post folgen nebst einem Schreiben von mir an ihn.

Herr Domherr Oberthür wird sich eines protestantischen Pfarrers erinnern Namens Herwig, der vor einigen und fünfzig Jahren zur katholischen Kirche in Würzburg übertrat und dann Professor daselbst wurde. Dieser Mann wohnte in meinem großväterlichen Hause, und ich schloß mich an ihn und seine Bücher an. Von letzteren war damals nicht viel in den Würzburgschen Privathäusern. Er gab mir davon, was er mir für nützlich hielt; unter anderen auch den Homer in einer deutschen Übersetzung; da lernte ich die Ilias und Odyssee kennen, und von daher stammt meine Liebe zu literarischen Beschäftigungen.

Der Besitzer meines großväterlichen Hauses hat Ew. Exzellenz einige verworrene Nachrichten über meine Verwandten gegeben. Eine Tante, die einen Professor in Erlangen geheiratet haben soll, habe ich nie gehabt. Mein Großvater war Oberstleutnant, und wenige Tage vor seinem Tode zum Obersten ernannt worden, was ihm aber nicht mehr bekannt geworden war. Herr Domherr Oberthür wird sich noch, wenn er gerade in Würzburg anwesend gewesen, des großen Leichenbegängnisses erinnern, das meinem Großvater weit über seinen Rang durch drei Regimenter und vier Kanonen gehalten wurde. Er hatte einen Bruder, der ebenfalls als Oberstleutnant der Ingenieure gestorben ist; dann aus einer ersten Ehe eine Tochter, die einen Artilleriehauptmann Namens Schwab geheiratet und, außer einem andern Sohn, der Geistlicher und Pfarrer geworden ist, einen Sohn hinterlassen hat, der als Stiftsherr zu Stift Haug gestorben ist. Aus der zweiten Ehe meines Großvaters stammten 1) meine Mutter, die einen Artillerieleutnant und Protestanten, meinen Vater, zum großen Verdruß der Ihrigen, weil er ohne Vermögen und nicht ihrer Kirche war, geheiratet hat, daher der so zeitig angehende Wechsel in meinen Schicksalen; 2) mein Oheim, der ehemalige Würzburgsche Hauptmann, später Bayrische Oberst Müller (nicht von Müller, da er meines Wissens in bayrischen Diensten nicht geadelt worden), er ist an der Brustwassersucht gestorben; 3) meine Tante Margarete, die einen Hauptmann beim Schwäbischen Kreisheere von Storr ge-

heiratet hat, und bereits seit vielen Jahren verstorben ist. Auch dieser wird sich Herr Domherr Oberthür erinnern, denn sie war, ihrer stark blonden Haare ungeachtet, sehr hübsch, sehr lebhaft, sehr unterrichtet (sie sprach französisch, italienisch und englisch, las Gellerts und Wielands Schriften, die Geschichte des Fräuleins von Sternberg usw. und kannte die damaligen Anfänge deutscher Literatur) und galt für wohlhabend, Umstände, die viele junge Männer in meiner Großeltern Haus zogen. Andre Verwandten als die genannten habe ich in Würzburg nicht gehabt.

Die Gegend der Stadt, die Ew. Exzellenz jetzt bewohnen, ist mir sehr wohl bekannt, sie war meine Erholung, denn weiter links stromaufwärts steht das meiner Tante gehörig gewesene kleine Haus, deren Sohn, den nachherigen Pfarrherrn, ich manchmal, jedoch nur selten, besuchen durfte. Da schwelgte ich denn in dem Anblick der Feste, des Leistenberges, der Kugel, des Flusses, der Schiffe; und sehnsuchtsvoll blickte ich stromabwärts im Geist nach Amerika und Indien, in Träumen von Kolonisation, Städtegründung und Kriegführen versunken. — Das kleine, die Gegenstände wiedergebende Bild dieser Gegend ist mir deswegen sehr wert.

An Frau v. Gneisenau.[1])

St. Petersburg, den 23. Mai 1810.

... Ich erinnere mich noch, als ich als ein neunjähriger Knabe in die Schule ging, die mehr als 400 Kinder besuchten, so wollten die Präzeptoren eine Auswahl unter den Knaben treffen, um sie zu Sängern zu bilden und die Chorschüler damit zu ergänzen. Das war eine Auszeichnung, die wohl meinen Ehrgeiz reizte, da ich überdies die Musik so sehr liebte. Ein Knabe um den andern ward an den Präzeptorensitz gerufen und ihm dann ein Ton angegeben, den er treffen sollte. Die Reihe kam an mich: furchtsam trat ich heran. Der Präzeptor gab seinen Ton an; ich, der ich, wie ich einige Jahre später erfuhr, eine schöne Diskantstimme hatte, wollte den Ton nachangeben; aber Furcht, Hoffnung und falsche Scham machten, daß ich eine Art Baß grunzte, der einen solchen widrigen Eindruck auf den Präzeptor machte, daß er mich mit Unwillen und verächtlich an der

1) Pertz I 10 = Delbrück I 16 f. Vgl. Pertz I 608.

Schulter fortstieß. Mit Verzweiflung im Herzen und Tränen in den Augen, von Scham gepeinigt, kehrte ich nach meiner Bank zurück und hielt mich selbst der hohen Bestimmung, Chorschüler zu werden, für unwürdig. Ungeachtet meiner Neigung zur Musik wurde in meiner ferneren Erziehung nichts dafür getan.

An Frau v. Reitzenstein.[1])

Am 28. Februar (1806).

Verehrungswürdige Karoline!

In Dresden hat mich Ihr lieber Nachruf erreicht. Dank, tausend Dank für diesen neuen Beweis Ihres Wohlwollens. Aus einem Hause, in welchem ich die glücklichsten Stunden meiner Jugend verlebt habe, muß ein solcher Beweis des fortdauernden Wohlwollens einem dankbaren Gemüte, wie das meinige, von unschätzbarem Werte sein. Jawohl, dankbar! Denn haben Sie es je berechnet, von welchem Einfluß der mir gestattete Umgang in Ihrem Hause auf mein ganzes Sein und Wesen gewesen ist? Wie Ihre edle Mutter durch ihre reine und zugleich heitere Moral manchen Keim des Guten in mir befestigte, manchen andern Wurzel schlagen schließ? Wie immer und noch heute ihre Billigung oder ihr Tadel die mir vorschwebende Norm meiner Entschlüsse und Handlungen ist? Und wie sehr diese Sinnesweise die Schöpferin meiner nur selten getrübten Seelenheiterkeit, meiner Lebensphilosophie, und dadurch des mich umgebenden Glückes, in dem Maße nämlich, als es uns hienieden zuteil werden kann, geworden ist? Wenn man ein solches Erbteil aus einem Hause davonträgt, dann hat man ein Recht, sich für einen Sohn desselben zu halten, und

1) Pertz I 106f. = Delbrück I 23f. Karoline v. Reitzenstein ist die jüngere Tochter des Ministers v. Trützschler in Bayreuth, in dessen Hause G. 1783—86 viel verkehrt hat. Als G. diesen Brief an sie richtete, war sie bereits verwitwet. — Die innige Freundschaft für Frau v. Trützschler und ihre beiden Töchter, deren ältere, Marianne, inzwischen einen Herrn v. Lindenfels geheiratet hatte, hat Gneisenau zeitlebens bewahrt. — Als im Herbst 1805 unter Verletzung der preußischen Neutralität ein französisch-bayrisches Heer durch das Ansbachsche Gebiet marschiert war, ward eine preußische Heeresabteilung, zu der auch G.s Bataillon gehörte, dorthin gesandt. Bei dieser Gelegenheit konnte G. manchen Jugendfreund wieder begrüßen und war auch wiederholt in Bayreuth, wo er im Trützschlerschen Hause aufs herzlichste aufgenommen wurde. — Auf dem Rückmarsch seines Bataillons schrieb G. aus Niederburka in der Oberlausitz diesen Brief.



Gneisenaus Vater

meine tiefe Erkenntlichkeit für meine moralische Erziehung, meine Ehrfurcht für Ihre Frau Mutter und meine hochachtungsvolle — darf ich sagen? — Liebe für Sie und Ihre Frau Schwester vollenden das Recht an diesem Titel, und es fernerhin zu verdienen, wird mein reinstes Bestreben sein.

Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Frau Mutter zu Gnaden sowie Ihrer Frau Schwester und Herrn K. v. Lindenfels. Sie aber, edle, vortreffliche Frau, erhalten mir ein Wohlwollen, worauf ich so stolz bin, und welches zu verdienen ich, wo nicht der glücklichste, doch der eifrigste Ihrer Diener bin. Mit diesen Gesinnungen bin ich unverbrüchlich immer und überall

Ihr treuergebener Verehrer
Neithardt von Gneisenau.

An seinen Vater.[1]

(Ende 1789.)

... Ich habe einen schwer zu ersetzenden Verlust durch den Tod meines unvergeßlichen Freundes, des Barons von Hoberg[2]), erlitten...

1) Ob G. die letzten Jahre, bevor er die Universität bezog, in Würzburg oder in Erfurt zugebracht hat, ist nicht sicher zu entscheiden. Jedenfalls aber wurde er am 1. Okt. 1777 auf der damaligen Universität Erfurt als Stud. phil. immatrikuliert und traf dort wieder mit dem Vater zusammen. Dieser hatte nach dem 7jährigen Kriege als Oberleutnant den Abschied genommen und hatte nach allerlei Irrfahrten in Erfurt als Kurmainzischer Bauinspektor eine Anstellung gefunden. Hier hatte er sich zum zweiten Mal verheiratet, mit einer zwar wohlhabenden, aber durchaus ungebildeten Person, die ihm drei Söhne und zwei Töchter gebar. Diese zweite Ehe war sehr unglücklich und wurde auch für G. eine Quelle vielen und schweren Kummers. In Erfurt wohnte G. nicht bei dem Vater, sondern beim Professor Siegling im Hause. — Später kam G.s Vater, der inzwischen wieder verarmte, als Wegebauinspektor nach Breslau, dann (1788) nach Halberstadt. Zwei Söhne seiner zweiten Ehe (Jakob und Wilhelm) wurden gleichfalls für den Kriegsdienst bestimmt. Wie G. sich auch in Löwenberg und Jauer des Vaters und der Stiefbrüder in materieller und geistiger Hinsicht annahm, zeigen manche der erhaltenen Briefe. — 1790 fand G.s Vater Anstellung in Brieg als Bauinspektor und erhielt später den Titel Königlicher Rat. 1798 ward er auf sein und G.s Gesuch nach Oppeln versetzt, wo er 1804 starb.

2) Dies war ein durch Studium, Kunst und größere Reisen hochgebildeter Edelmann, der in Plagwitz bei Löwenberg ein Gut hatte. Sein Haus war ein Mittelpunkt edler Geselligkeit. Außer einer eigenen Musikkapelle besaß er insbesondere eine reiche Bibliothek, deren Schätze er G. in liberalster Weise zur Verfügung stellte. Vgl. über ihn Pertz I 35. Delbrück I 28f. — Der obige Brief bei Pertz I 35f.

Er starb nach einer kurzen Krankheit so schnell, daß er nicht mehr Zeit hatte, ein Codicill zu seinem Testament zu machen, welches er noch zu tun willens war. Sie können leicht erachten, daß ich durch diesen unglücklichen Umstand viel verlor und daß ein großer Teil meiner Pläne mit ihm begraben wurde. Seine Witwe ist zwar immer sehr freigebig gegen mich gewesen, da sie mich für eine Zeichnung zu einem Grabmale, das aus einer offenen Rotunde von acht römischen Säulen mit einer Kuppel besteht, und über dessen Erbauung ich die Aufsicht führe[1]), in den Stand gesetzt hat, die Bäder von Warmbrunn zu besuchen. Allein ihre eingeschränkteren Umstände und eine zahlreiche Familie gebieten auch ihr Ökonomie, und ich muß mich über den Tod des guten Barons mit der Hoffnung trösten, daß mich das Glück vielleicht auf eine andere Art schadlos halten wird. Zufrieden, wenn ich nur mit einigem äußerlichen Anstande erscheinen kann, begnüge ich mich gern, wie Curius Dentatus[2]), mit Rüben, wenn mich nur die Hoffnung nicht trügt, einstens ein besseres Glück mit meinen Geschwistrigen teilen zu können.

An den Vater.[3]) (1788.)

... Bester Vater, stellen Sie ja meinen Brüdern recht oft vor, daß die Ehre das einzige Gut ist, das sie haben, daß sie ihnen lieber als etliche Jahre eines nichtswürdigen Lebens sein muß, und daß sie ihrem älteren Bruder, der so gern ihr dauerhaftes Glück bauen möchte, den schmerzlichsten Kummer machen würden, wenn sie sich je von dem Wege derselben entfernen könnten. Ich lege mit Wehmut die Feder nieder, um Wünsche für meine Zukunft zu tun, die mir zwar noch dunkel ist, deren Morgenröte wir aber vielleicht bald sehen werden. Der Himmel schenke Ihnen Zufriedenheit und mir die Fortdauer Ihrer Liebe.

An den Vater.[4]) (1796.)

... Zu meinem Fortkommen habe ich jeden andern Weg als den geraden vernachlässigt. Ich habe in meiner Einfalt geglaubt, daß

1) Das von G. entworfene Grabdenkmal ist noch jetzt auf dem Kirchhofe zu Löwenberg.

2) Besieger der Samniter und Sabiner, sowie des Pyrrhus in Unteritalien 275 v. Chr. Typus altrömischer Einfachheit bei Cicero und Horaz.

3) Pertz I 37. 4) Pertz I 50.

vielleicht auch Pünktlichkeit und Eifer im Dienste, Lust und Feuer im Exerzieren und Erweiterung meiner geringen Kenntnisse nebst Aufmerksamkeit auf mein Äußeres meine Vorgesetzten für mich interessieren und mich am Ende zum Zwecke führen würde. Man hat mir diese Eigenschaften zu gute gerechnet und meine üblen Gewohnheiten darüber vergessen. Deswegen ist Dienst und immer Dienst und alles, was darauf auf die entfernteste Art Bezug hat, der Inhalt meiner Ermahnungen an junge Leute. Ich möchte Ihnen dies doppelt stark ans Herz legen, um auch auf meine Brüder durch Sie wirken zu können.

An die Braut.[1])

Meine angebetete Karoline!

Die Ankunft des Leutnant d'Anselme[2]) aus Polen, meines Freundes, hindert mich, Sie meinem Vorsatze gemäß heute zu sehen. Morgen werde ich solchen zu Mittag mit nach Wolmsdorf[3]) bringen. Entschuldigen Sie mich dieserwegen bei unserer guten Mama. Es ist mir aber daran gelegen, meinen Freunden zu zeigen, welche glückliche Wahl ich getroffen habe. Überdies muß ich es als einen großen Beweis seiner Freundschaft ansehen, daß er einen so weiten Weg unternommen hat, um an dem wichtigsten Tage meines Lebens Zeuge meines Glücks zu sein. Seien Sie ihm schon um meinetwillen ein bißchen gut. Er ist ein junger Mann, der es verdient.

Mit Sehnsucht erwarte ich den Augenblick, wo ich Sie, meine holde Karoline, wieder in meine Arme schließen kann, um meinem Herzen Luft zu machen und Ihnen zu sagen, daß Sie das liebenswürdigste Geschöpf der ganzen Erde sind. Kaum traue ich meinen Sinnen, um mich zu überzeugen, daß ich es bin, den Sie sich zu Ihrem Gesellschafter gewählt haben. Ich erliege beinahe unter der Last der Verbindlichkeiten, welche mir diese Auszeichnung auferlegt. Setzen Sie,

---

1) Pertz I 54f. = Delbrück I 35f. — Dieser Brief ist 8 Tage vor der Hochzeit geschrieben.

2) Ein befreundeter ehemaliger Bataillonskamerad G.s, der mit ihm 1793—95 in Polen gestanden hatte, als anläßlich der 2. Teilung des Landes ein preußisches Heer unter dem Feldmarschall Möllendorff vom Könige dorthin gesandt war.

3) Das Gut von Frau v. Prittwitz, der Schwiegermutter G.s, 2 Meilen von Jauer.

gütige Karoline, mein Bestreben, mich derselben würdig zu machen, an die Stelle eines glücklichen Erfolgs und zürnen Sie nicht mit dem Schicksal, wenn es nicht alle Menschen so gut und vortrefflich wie Sie hat bilden wollen.

Hierbei überschicke ich Ihnen die angekommenen Bracelets. Die allegorische Vorstellung der hochzeitlichen Fackel, mit Rosen und Zypressen umwunden, erinnere Sie an verflossene Tage, wo Freude durch Trauer unterbrochen wurde[1]), und sei uns zugleich ein Bild der Zukunft, wo auch Tage des Unglücks sich vielleicht in die Reihe der unsrigen mischen werden. Doch ist es vielleicht ebenso weise, über eine glückliche Gegenwart eine ungewisse Zukunft zu vergessen, als sich mißtrauisch gegen ein gegenwärtiges Glück, mit trüben Mutmaßungen über das, was uns begegnen könnte, zu quälen.

Ich umarme Sie und bin mit der unbegrenztesten Hochachtung und Liebe Ihr Sie ewig verehrender

N. v. Gneisenau.

Jauer, den 11. Oktober 1796.

An seine Frau.[2])

(Jauer, 24. Juli 1797.)

Innigst geliebtes, angebetetes Weib! Kaum bin ich vom Exerzieren zurückgekommen, so benutze ich den kurzen Zwischenraum, um Dir, meine gute Karoline, für die gegebene Nachricht von Deiner glücklichen Hinkunft zu danken ...

Wie wenig ich mir bei unserem Abschiede selbst zutraute, sagte Dir wohl die Schnelligkeit, mit welcher ich an Deinem Wagen vorbeiflog. Ich mußte mit äußerster Gewalt meinen Empfindungen den Durchbruch verwehren und durfte es also zu keinem Verweilen beim Abschied kommen lassen. Noch habe ich mich mit dem Gedanken an eine so lange Trennung von Dir nicht vertraut gemacht. Außer dem Exerzieren bin ich fast beständig zu Pferde gewesen, um mich zu zerstreuen und mich von unserer Wohnung zu entfernen, wo Deine Abwesenheit so drückend auf mir liegt und mich jeder kleine Anlaß an Dich erinnert und mich zur Wehmut stimmt. Edles, himmlisches

1) Vgl. Einl. S. 8f.

2) Pertz I 58f. = Delbrück I 36f. — Während dieses und des folgenden Briefes befand sich Frau v. G. zur Stärkung ihrer Gesundheit in Bad Landeck in der Grafschaft Glatz.



Gneisenaus Gemahlin

Dich mit den Torheiten der sogenannten feineren Zirkel zu belustigen, eine Beschäftigung, der ich so manche vergnügte Stunde meines Lebens zu danken habe. Unter den Menschen, die Krankheit, Spielsucht, Langeweile, Coquetterie und noch etwas Schlimmeres dorthin treibt, wird sich doch eine und die andere gute, unverdorbene Seele auffinden lassen, an die Du Dich näher anschließen wirst, und am Ende, glaube meiner Vorhersagung, wenn es zum Scheiden kommt, wirst Du Dich ungern von ihnen trennen. Es ist nicht anders möglich, alles, was von der Natur ein fühlend Herz und einen reinen Sinn empfangen hat und dort nicht durch ältere Koterien und besondere Rücksichten davon abgehalten wird, muß Dich, edle Seele, aufzufinden verstehen. Und der Gewinn einer einzigen solchen Bekanntschaft kann ja wohl nie mit dem zweideutigen Weihrauch der glänzenden Gesellschaften nur in der entferntesten Rücksicht verglichen werden....

Möchten Dich, edles, unvergleichliches Weib, die Engel des Himmels umschweben, um Dich vor jedem Unfalle und jeder Unannehmlichkeit zu bewahren. Zu dem, der Dich mir schenkte, schicke ich täglich und stündlich die heißesten Wünsche für Dein Wohl und Deine glückliche Rückkunft in meine Arme.

An seine Frau.[1]

16. August 1800.

... Die Antwort des Dr. Ungnade hat mein Innerstes bewegt. Indessen, der Wurf ist getan; wir als Eltern haben die Sache reiflich überlegt, unseren Entschluß bedachtsam genommen, ein berühmter Arzt muntert dazu auf, und somit Gott befohlen! Du als Mutter wirst eine zu weitgehende Besorgnis zu beherrschen und zu mildern wissen und wirst überlegen, daß es Pflicht ist, einen einmal genommenen Entschluß kräftig auszuführen. Jeder tue an seinem Ort, was seine Pflicht ist, und sei unbekümmert um die Folgen, welche

1) Pertz I 70. — Gneisenau war damals infolge der Schlesischen Manöver von Jauer abwesend. Unterdessen wurde die Blatternimpfung seiner Kinder notwendig. Die durch Jenner (1749—1823) erfundene Pockenimpfung ward damals in Deutschland erst vereinzelt angewendet, so daß sich die Bedenken von G.s Frau dagegen kulturhistorisch erklären. — G. hatte damals zwei Kinder, August, geb. 24. 5. 1798 und Agnes, geb. 24. 4. 1800. — Die Impfung der beiden Kinder geschah dann mit gutem Erfolg.

in der Hand des Höchsten stehen. So auch wir. Sei also getrost, gute Mutter, und vertraue einem höchsten Wesen, das uns alle liebreich umschließt. Noch heute habe ich die wohltätigsten Folgen der Inokulation gesehen!

An seine Frau.[1])

28. Mai 1801.

... Ich leide an einer Krankheit, der vielleicht wenige Sterbliche unterworfen sind. Dies ist Unzufriedenheit mit mir selbst. Zwar richtest Du mich durch Deine liebevollen Briefe immer wieder auf, daß sie mir schon allein aus diesem Grunde immer so sehr willkommen sind, allein von Zeit zu Zeit kehrt die peinigende Überlegung doch wieder zurück. Ich sehe mit Trübsinn in die Zukunft und verwünsche die Torheiten der Vergangenheit. Lebe wohl, meine Liebe. Ich umfasse Dich mit der zärtlichsten Liebe des Ehemannes und des Vaters. Wenn ich es nur mehr wert wäre, Euch zu besitzen. Das Auge versagt mir seine Dienste, da dieser Gedanke obwaltet...

An seine Frau.[2])

(4. Juni 1803.)

Meine verehrte Karoline!

Vierzehn Stunden bin ich Dir bereits näher, und ich fühle mich vierzehnmal glücklicher. Ich wohne hier in einem schmalen, romantischen, einsiedlerischen Tale. Die Stille des Landlebens ruft mir mächtig das Andenken an mein liebes Wolmsdorf ins Gedächtnis, und eine namhafte Summe würde ich darum geben, wenn ich den Raum von einigen und vierzig Meilen, der uns trennt, in einigen Minuten durchfliegen könnte. Jede Kinderstimme erinnert mich an

1) Pertz I 75 (vgl. Delbrück I 41). Geschrieben in Treuenbrietzen, wo damals G. stand, dessen Bataillon vorübergehend nach der Mark Brandenburg kommandiert war.

2) Pertz I 86f. — Um die durch Preußen im Frieden von Luneville (1801) erworbenen Gebiete in Besitz zu nehmen, wurden 1802 Truppen verwendet, zu denen auch G.s Bataillon gehörte, das damals nach Erfurt kommandiert ward. Den Winter 1802/03 war G. wieder in Schlesien; er kehrte im April 1803 nach Erfurt zurück. Damals erneuerte er die Freundschaft mit seinem Jugendgenossen Siegling. Am 3. Juni 1803 traten die Schlesischen Füsiliere den Rückmarsch in die Heimat an. Tags darauf schrieb G. seiner Frau aus Talwinkel in der Gegend von Lauchstädt obigen Brief.

unsere Kleinen und regt die Sehnsucht verstärkt auf; zwanzig Tage noch, und ich umarme Euch. Vielleicht früher? Gegen alle Berechnungen der Politik erhielten wir von dem Könige selbst den Befehl zum Abmarsch.[1]) Im Hannöverschen ist alles in Aufruhr. In Göttingen waren die Tore gesperrt, um die waffenfähige Mannschaft zum Landsturm auszuheben. Kleine Dörfer mußten 30 bis 40 Mann stellen. Die französische Avantgarde war bereits im Anzuge, und doch durften wir zurückgehen. Wenn des Nachbars Haus brennt, ist man wenigstens auf seiner Hut. So dachten die meisten, und ich wettete sogar, habe aber, wie billig, die Wette verloren, zur Lehre, daß ich mich nicht in die Politik mengen soll, deren Kombinationen so trüglich sind. Wenn ich indessen immer so unrecht habe, kann ich mir es noch gefallen lassen, und wenn ein Kurier uns nacheilt, um uns Befehl zum Rückmarsch zu bringen, so habe ich ja am Ende immer noch Recht.

Die letzten Tage sind sehr unruhig gewesen. Die Revue ist sehr zur Zufriedenheit des Königs[2]) verlaufen. Zuschauer sind aus ganz Thüringen zusammengeströmt. Eigentliche Ehrenbezeugungen sind nicht vorgefallen, da sich der König solche ausdrücklich verbeten hatte, aber die Einwohner schickten ihre Kinder mit Blumengirlanden, um das Königliche Paar zu empfangen. Ein Gewitterregen und die bis in die Nacht verspätete Ankunft verdarb zum Teil dieses Fest, aber die Königin war doch sehr gerührt von dem Empfang der kleinen Nachwelt. Den Abend des Revuetages war Ball bei dem Gouverneur. Die Königin zeigte sich da wieder in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit. Alles war äußerst ungezwungen, und man merkte es nicht, daß zwei Majestäten und ein Dutzend Durchlauchten da waren ...

An seine Frau.[3])

(Anfang November 1805.)

... Ich werde eine Französin zu erbeuten suchen, und sie Dir zusenden, da Dir Deine Spekulationen auf diese Ware nicht gelingen.

1) D. h. trotzdem damals die Franzosen Hannover besetzten.

2) Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise nahmen am 30. Mai in Erfurt die Huldigung der Stände der neuerworbenen Thüringischen Landesteile entgegen.

3) Pertz I 95 ff. Geschrieben auf dem Marsche von Schlesien nach Franken, wohin auch G.s Bataillon infolge der Verletzung des Ansbachischen Gebiets

Ich sehe es zwar gern, wenn Du Dich mit dem Unterricht der Kinder statt anderer Arbeiten beschäftigest, aber, Du armes Weib, kannst wahrlich nicht alles bestreiten. Dein vorseiendes neues Ammengeschäft, die Viehwirtschaft, die Aufsicht sogar über das ganze Gut, die physische Erziehung der Kinder, ihre moralische Bildung und nun noch ihr Unterricht, wahrlich, das geht über Deine Kräfte und möchte Deine Gesundheit untergraben. Ich sähe es also sehr gern, wenn Du eine hübsche Erwerbung an einer anständigen Französin machtest. Wie wäre es, wenn Du an die Major K. in Potsdam schriebest. Die Garden sind, so viel ich weiß, noch in Potsdam.

Die Königin ist nun sehr für den Krieg gestimmt. Sie hat dem französischen Gesandten erklärt, der König würde sich selbst an die Spitze der Armee setzen und die Nation Gut und Leben wagen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, kurz, nichts als kriegerische und patriotische Gesinnungen geäußert. In Berlin ist alles enthusiastisch für den Krieg. Diese Erscheinung läßt sich sehr leicht aus dem Umstand erklären, daß dieses Demokraten-Nest es übel nimmt, daß Bonaparte der Jakobiner-Rotte den Fuß auf den Nacken gesetzt hat. Aber gezüchtigt möchte dieser vom Glück übermütige Sterbliche wohl werden. Das, was ich von der Armee gesehen habe, ist voll Munterkeit und Freude, daß es nun wieder aus dem Lande der Sarmaten gehet[1]); aber auch wahrlich, es wäre Hungersnot entstanden, wenn der Krieg mit den Russen ausgebrochen wäre. . . .

Wahr ist es, es bestürmen jetzt den Landwirt mehrere Kalamitäten. Die Natur scheint beinahe aus ihren Angeln gehoben zu sein. Der kalte, unfruchtbare Sommer, die zur Verzweiflung bringende Ernte, Verzögerung aller Arbeiten, der so fürchterlich früh hereinbrechende Winter, der jeden Calcul verrückt. Mich besonders trifft es hart.

---

durch die Franzosen kommandiert war. — Unterwegs gab G. noch diese Anordnungen für seine Familie, die wieder zeigen, wie sehr ihm die Bildung seiner Kinder, die zu Hause unterrichtet wurden, unter allen Umständen am Herzen lag.

1) Das Hohenlohesche Korps, zu dem auch G.s Bataillon kommandiert war, war vor dem Marsch nach Thüringen und Franken an die Ostgrenze beordert gewesen, da der gewaltsame Durchmarsch eines russischen Korps durch Schlesien gedroht hatte. Nach Verletzung des Ansbachschen Gebiets gestattete der König den Russen dann den Durchmarsch, und die preußischen Truppen wurden von Polen nach Franken dirigiert.

Auch der von anderen so sehr verachtete Kartoffelbau, dem ich mich in aller Demut ergeben habe, soll mir nur zur Hälfte gelingen. Einen großen Teil der Ernte davon muß ich im Felde zurücklassen, der Fäulnis oder den Dieben preisgegeben. Mein schöner Klee, beinahe unübersehbar, die schönste Hoffnung des künftigen Jahres, hat vermutlich der Kälte unterlegen. Dabei werde ich abgerufen vom geliebten hochschwangeren Weibe und vier Kindern, die alle nacheinander auf das Krankenbett geworfen werden. Die technischen Geschäfte gehen nicht nach Wunsch, der Krieg zerrüttet die übrigen Calculs. Als Soldat sehe ich nichts als Unordnung unter meinen Augen, und als Wirt und Hausvater muß ich fürchten, zugrunde zu gehen. Als Staatsbürger sehe ich bei schlechten Anstalten und versäumten kraftvollen Maßregeln vielleicht manches Unglück hereinbrechen, und bloß Glück, Klugheit und Standhaftigkeit können uns retten. Aber noch blicke ich mit Vertrauen auf den, der alles am besten lenkt, und stärke mein Herz mit Zuversicht auf ihn. Ich bin meist heiter und fröhlich, ungeachtet der manchmal starken Märsche, schlechten Wege und Witterung gesund, und nur dann wird mir die Brust beklemmt, wenn ich an meinen schönen Familienkreis denke. O, Ihr meine Lieben, wie unermeßlich liebe ich Euch. . . .

Als ich in die Gegend von Glogau kam, sendete Onkel Prittwitz [1]) sogleich mir entgegen mit einer Einladung zu ihm und mit dem angemessensten Geschenke, was man einem Offizier auf dem Marsche nur machen kann: einer ungeheuren Braunschweiger Riesenwurst, zwei großen Flaschen Franzbranntwein und — ein Paket Zeitungen. Ich fuhr zu ihm herein, aß zweimal mittags und einmal abends bei ihm, und er hat so schön als niemals mit mir getan. Er hat mich, wie immer, geküßt. Nachdem er meinen Leichnam köstlich gepflegt hatte, ließ er mich mit Extrapost wieder hereinfahren. . . . Hast Du denn das Rezept zur Verfertigung des Ebernschen Branntweins erhalten? Noch muß ich erwähnen, daß von mehreren anderen Orten her die unangenehmsten Briefe und Nachrichten an mich eingehen, um ja meine Geduld, deren ich gerade nicht zu viel habe, recht sehr zu prüfen. Alle diese Briefe erreichen mich, während andere in der

1) Der Schwager von G.s Schwiegermutter, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Freiherrn v. Kottwitz, einen Herrn v. Prittwitz geheiratet hatte, der aber schon bei G.s Vermählung verstorben war.

Welt herumirren. Aber ich will mich auch recht zusammennehmen und meine Standhaftigkeit nicht beugen lassen. Nur Du, himmlisches Weib, bleibe mir gewogen, nur von Dir und den Deinen lasse mich beruhigende Nachrichten hören, mag dann das Schicksal immer zürnen.

An seine Frau.[1])

(Am 7. November 1805.)

... So stehen die Sachen, und ich erwarte jede Stunde Frankreichs Kriegserklärung. Das beispiellose Unglück der Österreicher[2]) hat, anstatt den Mut unseres Hofes niederzuschlagen, solchen noch mehr angefeuert. Czartorisky, der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hat mit Hardenberg einen ganzen Tag gearbeitet. Man stellt nun die Bedingungen fest, unter denen man Frieden schließen will. Bonaparte wird sie aber sicher nicht annehmen. Dieser stolze Sterbliche, berauscht von seinem Glück, wird neue Trophäen suchen und sein Ruhm stiege wirklich aufs höchste, wenn er noch die Russen und uns schlagen könnte. Wenn man nur nicht lange zögert und seinen von Märschen, Gefechten und Witterung gewiß mitgenommenen Truppen nur sogleich auf den Leib geht und den Winterfeldzug, welcher nach meinen Grundsätzen durchaus gemacht werden muß, nicht eher endet, als bis er selbst vernichtet ist, oder man sich Genugtuung verschafft hat. Allein ich fürchte, die Kabinettsräte raten zu sehr zum Frieden. Diese Menschen wollen sich von ihren niedlichen Besitzungen um Berlin nicht trennen. Überlassen wir die Russen ihrem Schicksal allein, so gibt dieser Usurpator vor der Hand schöne Worte, sucht mit diesen fertig zu werden, und am Ende bricht das Ungewitter doch noch über uns herein, und dann möchten wir uns vergebens nach auswärtiger Hilfe umsehen. Darum ist es besser, jetzt brav gefochten und sich auf mehrere Jahre hinaus Ruhe verschafft.

An Siegling.[3])

(24. November 1805.)

... Was sagst Du zu den jetzigen Angelegenheiten? Ist die Welt nicht in delirio? Ungewöhnliche Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt!

1) Pertz I 97 f.

2) Kapitulation des Generals Mack in Ulm mit 23000 Mann am 20. Oktober 1805. Im November besetzte Napoleon Wien. 3) Pertz I 38 f.

(6. Dezember 1805.)

... Was meinst Du zu den neuesten Ereignissen? Sicher haben die Österreicher mit Napoleon schon seit einiger Zeit einen geheimen Vertrag. Aber Bonaparte könnte in Schlesien sein Pultawa finden.[1])

II. Jena-Kolberg-Tilsit. 1806—1807.

An Frau v. Trützschler.[2])

(12. Juli 1806).

Hoch- und Wohlgeborene, Hochzuverehrende Frau!

Ew. Exzellenz haben mich wahrlich durch Ihre gütigen Zeilen sehr erfreut. Es sind dieses geliebte Züge, und die Tage einer hoffnungsvolleren Jugend schweben mir dabei vor, sowie das wohltuende Gefühl einer nie erlöschenden Dankbarkeit sich immer dadurch verstärkt.

Ich habe wohl während unseres Marsches[3]) oft an meine lieben Bayreuther gedacht und an die Besorgnisse, die Sie dort gehabt haben mögen. Heutzutage, wo so oft das Band zwischen Fürsten und Untertanen rücksichtslos zerrissen wird, wo man Untertanen behandelt und eintauscht wie wir Güterbesitzer eine neue Rasse Vieh, konnte es wohl einem eitlen Minister einfallen, einem Lieblings- und Abrundungssystem zu Gefallen, auch Ihre Provinz abzutreten.[4]) Und eine scharf abschneidende, ungeprüfte Regierungsgrundsätze durchsetzende Bayrische Regierung ist wohl niemandem willkommen, der an seine Erdscholle gefesselt ist.

Bei uns herrscht große Unzufriedenheit über den Frieden, ob mit Recht? ist noch eine große Frage. Denn wer vermag es zu entscheiden, wie der Verlauf bei einem entgegengesetzten Verfahren gewesen sein würde. Daß die Armee — den Kompagniechef ausgenommen, der

1) Wahrscheinlich hatte G. damals die Kunde von Napoleons Siege bei Austerlitz (2. Dez. 1805) noch nicht.

2) Pertz I, 108 ff.

3) Vgl. S. 26 die Anm. zu dem Brief an Frau v. Reitzenstein vom 28. 2. 1806.

4) Der preußische Gesandte Graf Haugwitz hatte am 15. Dez. 1805 eigenmächtig mit Napoleon den Vertrag von Schönbrunn unterzeichnet, durch den unter anderm Ansbach an Bayern abgetreten wurde. Durch den Pariser Vertrag vom 15. Febr. 1806 wurden die Schönbrunner Bedingungen noch verschärft.

es liebt, auf seinen Lorbeeren auszuruhen — den Krieg wünscht, ist löblich und in der Ordnung der Dinge; daß aber der Begüterte nach Krieg und Rache schreit und dann hinterher, wenn er zu den Kriegslasten beitragen soll, jammert, ist nicht konsequent. Allein die Geringschätzung der Regierungen gehört mit zu dem Zeichen der Zeit, und nur diejenige ist geachtet, die gefürchtet ist...

Zwei von unseren Gensd'armes-Offizieren wollten Urlaub nach Paris nehmen, und man frug sie, zu welchem Zwecke? „Einen Helden auf dem Throne sehen!" war ihre Antwort. Sie bekamen Arrest und keinen Urlaub.

Ich bemühe mich, über meinen Privatangelegenheiten die öffentlichen zu vergessen, und übergebe mich mit Eifer und einigem Erfolg der Landwirtschaft. Diese Beschäftigung hat so viel Anziehendes für mich, daß ich in Versuchung kommen könnte, meinen friedlichen Soldatenrock auszuziehen und hinter dem Pfluge herzugehen, wenn meine Mittel meinen Neigungen angemessener wären; so aber muß ich meine Betriebsamkeit nur auf einen kleinen Fleck Landes beschränken. Aber wahrlich, hier ist das Land, wo in diesem Fache noch großes Glück zu machen ist. Es ist meist alles noch bei dem alten Schlendrian geblieben; die wenigsten Besitzer kennen den Wert ihres Grund und Bodens, wenn er nach einem verbesserten System behandelt wird, und wäre die Entfernung nicht so groß, so möchte ich Ihnen beinahe raten, einst Ihren Enkel hier zu etablieren, der, mit hinreichendem Fonds in der Hand, ein großes Glück machen könnte.

An Siegling.[1])

(4. Oktober 1806).

Mein teuerster Freund!

Hier stehe ich schon wieder in Deiner Nähe, ohne das Vergnügen haben zu können, Dich zu sehen. Wir müssen jede Stunde gewärtig sein, wieder zu marschieren, und die Lage meiner Kompagnie ist so, daß ich mich nicht gern davon entferne. Ich begrüße Dich also schriftlich mit alter Freundestreue und frage an, wie es Dir mit den Deinigen

---

1) Pertz I, 112 f. — G. stand damals — das preußische und französische Heer hatten sich nach dem Ultimatum Friedrich Wilhelms III. vom 1. Oktober gegeneinander in Marsch gesetzt — bei der Vorhut des Prinzen Louis Ferdinand südlich von Erfnrt in Stadt Ilm.

geht? ... Diesmal werden wir endlich ansetzen, etwas spät zwar, doch, so Gott will, nicht zu spät. Die Hauptschläge werden in den Saalegegenden meinem Vermuten nach geschehen, und ich beklage das arme Thüringen, das unter der Last des Krieges schwer seufzen wird. Unser Bataillon steht unter dem sächsischen General Trütschler und gehört zur Avantgarde. Diesen Morgen sind wir angekommen, aber ich denke nicht, daß wir lange hier stehen werden. Die Franzosen verstärken sich jenseits stündlich, und es kann nun nicht lange mehr dauern.

Aus den Tagen der Schlacht bei Jena, vermutlich einige Tage vorher, findet sich in Gneisenaus Nachlaß ein einzelnes Blatt,[1]) das unter anderen Notizen folgende Worte von seiner Hand enthält:

Als Patriot seufze ich. Man hat in Zeiten des Friedens viel vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben, des Publikums Schaulustigkeit gefrönt und den Krieg, eine sehr ernsthafte Sache, vernachlässigt. Der Geist der Offiziere ist vortrefflich, und hieraus kann ich große Hoffnung versprechen, aber, aber ...

Was die Franzosen ferner tun werden, weiß ich; was wir, weiß ich nicht. Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorausgesagt. Allein ich seufze in den niederen Graden, und mein Wort gilt nicht. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich die Folgen berechne. O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland! Ich bin vergessen in meiner kleinen Garnison und kann nur für selbiges fechten, nicht raten.

An Frau v. Trützschler.[2])

An Bord des Schiffes Charlotte, den 31. März 1807, im Baltischen Meere.[3])

Durch eine sonderbare Verkettung von Umständen bin ich noch im Reiche der Lebendigen, worin ich mir eben nicht sehr gefalle; aber

1) Pertz I, 113 = Delbrück I, 42.

2) Gneisenau hatte am 17. März Befehl erhalten, zwei der neu ausgebildeten Bataillone zur Verstärkung Danzigs zu führen. Am 31. März ging der Truppentransport von Memel aus unter den Augen des Königs, der Königin und des ganzen Hofes in See. Auf der Fahrt — die unter G.s Befehl stehenden Schiffe trafen am 2. April abends auf der Reede von Danzig ein — schrieb G. obigen Brief.

3) Pertz I 163 ff. = Delbrück I 53 f.

was soll man machen, man stirbt nicht, wenn man will. Doch ist es mir wirklich schon deswegen lieb, daß ich noch lebe, weil ich mich selbst danach erkundigen kann, ob die am 11. Juli von Jauer an ein Mitglied des Trützlerschen Hauses abgesandten 55 Taler in Tresorscheinen richtig angekommen sind?

Wir haben viel Sonderbares erlebt. Die Franzosen sind tüchtig gelaufen — hinter uns her, von der Saale bis an den Pregel, das ist wirklich ein bißchen weit! Aber wahrlich nicht durch meine Schuld, sonst wäre es anders gekommen. Was soll man indessen machen! Als Christ muß man sich in alles finden, und vollends als Philosoph! Wir haben wirklich Gelegenheit gehabt, die hohen Lehren der Stoa zu üben.

Die Zeit ist trübe für Kabinetts- und Privatleute. Von meiner Familie habe ich nicht eine Zeile seit dem September. Wir machen Bankerott am Vermögen, so wie andere am Verstande. Doch muß man die Hoffnung niemals sinken lassen, solange man noch gesund ist und tüchtig fechten kann. Das will ich noch treulich tun. Von zwei Dingen ist nur eins möglich. Das Schiff geht entweder zu Grunde oder besteht den Sturm. Wären wir fernerhin unglücklich, und . . . und ich überlebe die Katastrophe, so sind Sie keinen Augenblick sicher, daß nicht einmal ein vazierender Offizier mit einer Narbe im Gesicht anpocht und sein: Gelobt sei Jesus Christus! in Ihr Zimmer schreit. Halten Sie mir dann eine Amtmannsstelle beim reichen Vetter in Lissabon — nein, in Dänemark bereit. Ich will ihm treu und brav dienen.

Meiner Frau kann ich keine Nachrichten zubringen. Vielleicht sendet irgend eine barmherzige Seele ihr Nachricht von mir. Sie wohnt zu Mittel-Kauffung bei Hirschberg in Niederschlesien mit ihren sechs Kindern, von denen ich nicht einmal weiß, ob es drei Buben und drei Mädchen oder zwei Buben und vier Mädchen sind, so wenig verstehe ich mich auf den Unterschied der Geschlechter.[1]) Die arme, arme Person! sie hätte auch was Besseres tun können als mich

1) Am 6. Dezember 1806 war G. ein sechstes Kind, Emilie, geboren. Aber durch die Franzosen war für G. jede Verbindung mit seiner Familie unterbrochen. Von der Geburt des Kindes erfuhr er erst nach Wochen; noch viel später, daß es ein Mädchen war.

heiraten. Ich kenne eine Dame, die keine Kinder hat und sehr gut ist, der werde ich ein paar Bälge zuschicken.

Bei Saalfeld bekam ich einen Schuß ins Bein, daß ich einen Satz in die Höhe machte. Ich machte meinen Rückzug hinkend. Bei Jena focht ich zu Pferde, und stellte noch die letzten Truppen aus, aber zuletzt lief ich mit den andern davon, in guter Gesellschaft mit Fürsten und Prinzen. Bei Nordhausen focht ich wieder und schlich mich am Ende durch den Harz, abgeschnitten von allen, kam aber am Ende zu den übrigen Davonlaufenden. Das waren Greuel! Tausendmal lieber sterben als dies wieder erleben. Aber, aber, unsere Generale und Gouverneure. Das wird wunderbare Zeilen in der Geschichte geben! Die hochgerühmte, preußische Armee, ungeübt und eingebürgert durch langen Frieden! Wenn man ein kriegerischer Staat sein will, so muß man auch Krieg führen. Der Krieg ist eine Kunst, und jede Kunst muß geübt werden. Mein schönes Etablissement[1]) in Schlesien ist vernichtet. Ich war auf dem Wege, ein wohlhabender Mann zu werden, nun ein Bettler. Der Unterschied ist nicht groß, wenn man diese Spanne mit der Ewigkeit zusammenhält, und der letzte ist nur allein der echte Standpunkt.

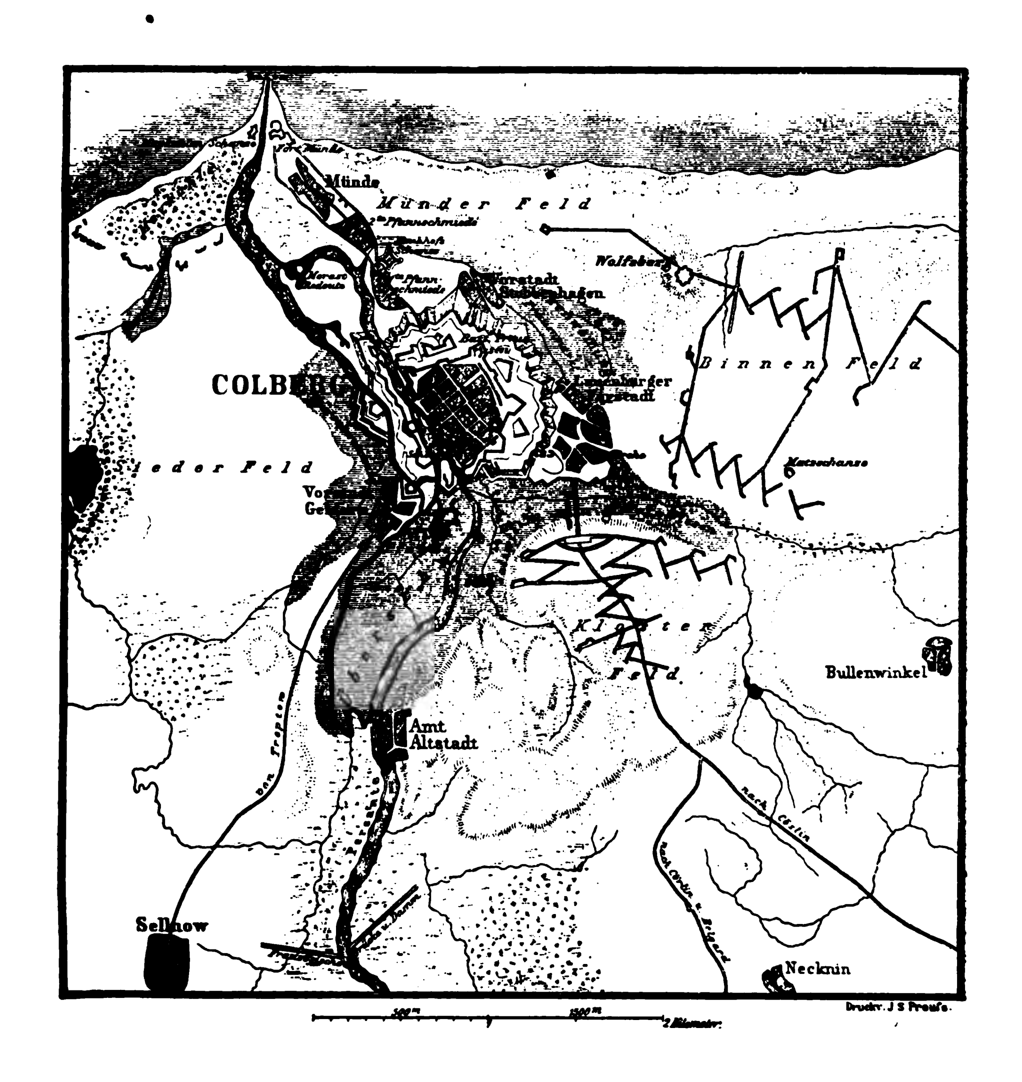
Herr Leutnant, ziehn Sie's Schwänzchen ein.... Jawohl, haben wir als flüchtige Hunde den Schwanz eingezogen, aber wir wollen auch wieder die Zähne weisen.

Immer und überall der Alte, dankbar und gut und gefaßt, der sich sehr freuen würde, jemals wieder an einer gewissen Tafel über vergangene Unglücksfälle sich lustig zu machen und dabei mit der Zuckerstreubüchse seinen Podding auf seinem Teller umzuwenden. Aber auslachen muß man mich nicht, da verstehe ich keinen Spaß. Meinen ehrfurchtsvollen Handkuß an meine Wohltäterin und meine Freunde. Gruß an Ihre Lieben und meinen Karl,[2]) der nun nicht der Schwiegersohn eines Bettlers werden würde. N. v. G.

---

1) Sein Gut.

2) Karl v. Lindenfels, der kleine Enkel der Frau v. Trützschler, der bei G.s Anwesenheit in Bayreuth 1806 von G. und Frau v. Lindenfels im Scherz für Gneisenaus Tochter Agnes bestimmt worden war. Vgl. Pertz I 105.



Karte von Kolberg

Kolberg.[1])

Gneisenaus Parolebefehl.[2])

Es hat sich das Gerücht verbreitet, der Feind wolle morgen in der Frühe den Wolfsberg angreifen. Es ist mir lieb, solches der Garnison bekannt machen zu können, und freue ich mich mit ihr, daß der Tag der Rache gekommen ist.

Den 14. Mai 1807. Parole: Friedrich Wilhelm.

Bericht an den König. (24. Mai.)

... Schon einmal wagte der Feind einen Versuch auf dieses eben angefangene Werk (den Wolfsberg), welchen ich blutig abwies. Am Pfingsttage war das Werk halb vollendet. Noch war kein Hangard[3]) fertig. Der rechts war nur halb mit Bohlen verschlagen, zu dem in der Mitte waren erst die Ständer gesetzt und der links existierte noch gar nicht. Ich ließ dieses Werk die Nacht durch immer mit 100 Mann und einem eisernen Sechspfünder besetzen. Gerade in der Nacht vom 17. zum 18. dieses gab das zweite Pommersche Bataillon die Wache in diesem Werk, und in der Überzeugung, daß der Feind bald etwas darauf unternehmen müsse, verstärkte ich die Besatzung vor Einbruch der Nacht mit noch 60 Mann und hielt meine Reserven in Bereitschaft. Um $^1/_2$11 Uhr nachts war der Feind schnell durch unsere Vorposten gedrungen, ohne daß man ihn zeitig genug gewahr wurde, und griff nun den in der Wolfsbergschanze kommandierenden Premierleutnant v. Reden vom zweiten Pommerschen Bataillon mit Macht an. Der Feind hatte an seiner Spitze 500 Mann zum Angriff, denen 600 Mann

---

1) Vgl. Einl. S. 10 ff. und den beigefügten Plan Kolbergs. In Gneisenaus Verteidigung Kolbergs unterscheidet man mit Delbrück I 74 zweckmäßig fünf Perioden 1. die beiden französischen Angriffe auf den Wolfsberg werden abgeschlagen. 2. förmliche Belagerung des Wolfsberges, vom 18. Mai bis 11. Juni (Fall der Schanze). 3. suchen die Belagerten die Franzosen durch wiederholte Ausfälle am eigentlichen Festsetzen zu hindern. Letzter Ausfall 19. Juni. 4. Beginn und Vorrücken der eigentlichen Belagerungsarbeiten. 5. Das zweitägige Bombardement am 1. und 2. Juli.

2) Pertz I 197 = Delbrück I 84. Der erwartete Angriff erfolgte erst in der Nacht vom 17. auf den 18. Mai (Pfingstmontag), vgl. den folgenden Bericht G.s an den König (Pertz I 198 ff. Delbrück I 76 ff.).

3) Schuppen.

mit Schippen, Hacken und Gewehren folgten. Hinter diesen fuhren zwei Kanons und eine Haubitze. Hierauf folgten wieder zwei Reserven, alles zusammen etwa 2700 Mann; einige Gefangene sagen sogar, in allem etwa 7—8000 Mann stark, wozu sie indessen die zweiten Reserven mögen gerechnet haben, die jenseit dem Bruch standen. Nach einem lebhaften Feuer der Besatzung folgte der Sturm mit wütendem Geschrei. Die wackern jungen Pommern wehrten sich wie versuchte alte Soldaten. Sie wurden am Ende überwältigt. Von 160 Mann sind 1 Offizier (der Fähnrich von Dombrowski) und 37 Mann tot, 17 verwundet, und 1 Offizier, der Premierleutnant v. Reden, 2 Unteroffiziere und 56 Gemeine gefangen, wovon die meisten verwundet.

Ich befand mich auf dem Walle, als die ersten Schüsse geschahen. Sogleich, als ich den Fanal brennen sah, schickte ich den disponiblen Rest des zweiten Pommerschen Bataillons und die Kürassiere zu dem Lauenburger Tore hinaus, um dem Feind in die linke Flanke und Rücken zu gehen; zwei Kompagnien des dritten Bataillons Owstien aus dem Mündener Tore, um die rechte Flanke des Feindes zu nehmen. Den Rest der Füsiliere, 1 Jäger-Kompagnie und die halbe Eskadron des Schillschen Korps ließ ich am Strande fortgehen, um dort den Feind im Zaum zu halten. Den zweiten Kommandanten, Hauptmann von Waldenfels, schickte ich an der Spitze von 500 Mann seines Grenadierbataillons als Reserve. Leutnant von Stückradt kam mit 40 Mann des zweiten Pommerschen Bataillons zuerst an. Die Schanze war bereits überwältigt, und was von unserer Besatzung sich in dortiger Gegend noch vorfand, schloß sich an ihn an. Dieser brave Offizier unternahm nun mit seinem kleinen Haufen den Angriff der Schanze, in der richtig gefaßten Absicht, den Feind zu beschäftigen und ihn zu verhindern, unsere Arbeiten zu zerstören und die seinigen zu errichten. Er mußte sich endlich zurückziehen, setzte sich aber sogleich auf den rechten Flügel der eben anrückenden Grenadiere. Unterdessen griffen die Polen[1]) den Pulverschuppen, einen nur palisadierten und mit einem Graben versehenen Posten an, worin ein ausrangierter Vierpfünder stand. Hier kommandierte der Leutnant von Bork vom dritten Bataillon Owstien. Die Verteidigung war kräftig, und der

1) Auf französischer Seite.

Feind wurde verjagt. Der Hauptmann von Waldenfels hatte in dieser Zeit seine Angriffe in Divisionen geordnet und unternahm nun den Sturm auf die vom Feinde durchaus stark besetzte Schanze. Dieser kühne Angriff dekontenancierte den Feind. Was sich nicht schnell mit der Flucht rettete, wurde niedergemacht, und der erbitterte Soldat gab nur wenig Pardon. Daher kam es, daß wir nur wenige Gefangene, 1 Offizier, 1 Unteroffizier und 33 Gemeine, beinahe alle verwundet, bekamen. Der Feind hat dabei über 650 Mann, 13 Offiziere und den Kommandanten der Italiener verloren Divisions-General Teulié war selbst schon in der Schanze und rettete sich durch die Flucht. Die Soutiens des Feindes, geführt vom Divisions-General Loison, machten Miene, heranzurücken; das Kanonenfeuer des Pulverschuppens und des Sechspfünders hielt ihn in Respekt. Das Feuer der Wälle konnte bei dieser Gelegenheit nicht wirken, wegen der Gefahr, auf unsere eigenen Truppen zu schießen, und es mußte alles der Bravour der hinausgesandten Batterien überlassen bleiben. Ich habe keinen Anteil an diesem rühmlichen Gefecht gehabt, indem ich vom Cavalier Preußen aus nur die Anordnung zur Unterstützung machte. Ich kann den guten Willen der Soldaten und den Eifer der Offiziere Ew. Königl. Majestät nicht genug rühmen, und ich bitte Allerhöchstdieselben, den Unter-Kommandanten Hauptmann v. Waldenfels für dessen ausgezeichnete Tapferkeit und gute Disposition mit dem Verdienstorden zu begnadigen. Die Liste der andern Individuen, die ich Ew. Königl. Majestät Huld wegen ihrer bewiesenen Bravour empfehle, lege ich hierbei zu Allerhöchstdero Füßen.

Der Feind wurde weit verfolgt, und sein ganzes Lager geriet in Aufruhr. Erst nachdem er sich über seine neuangelegten Dämme zurückgezogen hatte, war er gesichert. Ich hatte unterdessen eine Kompagnie vom dritten Bataillon Owstien auf das linke Persante-Ufer gehen lassen, und die Hälfte davon mußte seine Verschanzungen bei Sellnow alarmieren. Alles griff dort zu den Waffen, und nur der anbrechende Tag konnte den Feind beruhigen.

Der Feind hat auf 57 Wagen seine noch überlebenden Verwundeten nach Cöslin, Cörlin, Treptow und Stettin bringen lassen, und bezeugt allerwärts eine große Scheu vor der Kolberger Garnison. Marschall Mortier ist sehr in Zorn geraten über den Schimpf, daß seinen Truppen diese Schanze wieder entrissen wurde. Die im Gefecht

befindlich gewesenen feindlichen Truppen waren 16 Kompagnien Polen, Sachsgothaer und Meininger, 2 Bataillons Würtenberger und 2 Regimenter Italiener.

Ich mache Ew. Königl. Majestät noch die Individuen bemerklich, welche Allerhöchstdero Huld verdienen. An ihrer Spitze steht der Leutnant v. Stückradt vom 2. pommerschen Bataillon, der am ersten hinzueilte und mit einer Handvoll Leute den Angriff unternahm. Ein Teil seiner Leute hatte schon den feindlichen Sturm bestanden, machten den unter ihm und nachher noch den folgenden unter Hauptmann von Waldenfels mit. An ihn schloß sich der Leutnant v. Platen, Möllerschen Bataillons, mit fünf Füsiliers. Acht Rotten vom Bataillon v. Owstien schlossen sich an den linken Flügel der Grenadiere. Der Unteroffizier Post von der Feldartillerie, Sohn des Leutnant Post von der Garnisonartillerie, kommandierte mit im Pulverschuppen. Als der Feind hier zurückgewiesen wurde, verließ Post den Pulverschuppen, stürmte mit den Grenadiers die Schanze und nahm sich sogleich der Bedienung des eisernen Sechspfünders an, wovon der Unteroffizier getötet war. Ich empfehle solchen Ew. Majestät Huld zur weiteren Beförderung, da er überdies gute mathematische Kenntnisse hat. Noch hat er seinen Posten, der rauhsten Witterung unerachtet, nicht verlassen, und er schlug die Ablösung, die ich ihm anbot, aus. Ich kann den Mut der Kanoniere überhaupt nicht genug rühmen. Sowie ich ein Stück Geschütz zur Festung hinausschicke, so steht sogleich die doppelte Bedienung dazu da. Fuß- und reitende Artilleristen streiten sich um die Ehre, dabei angestellt zu sein. Bei diesem Nachtgefecht entlief ein Bombardier aus der Stadt, mischte sich unter die Streitenden, nahm das Gewehr eines Getöteten, tötete zwei Feinde und kehrte mit einem eroberten Gewehr und Tasche zurück. Ein anderer entlief als Kranker aus dem Lazarett und trug seinen Kameraden Kartouchen[1]) ins Feld hinaus. Alles ist fechtlustig, und die Soldaten des 3. Bataillons v. Bork haben sich bei mir darüber beschwert, daß ich sie noch nicht vor das Tor geschickt habe und sie deswegen ihren Kameraden nachstehen müßten. Ich werde suchen, diesen guten Geist durch kleine Gratifikationen an Lebensmitteln, die ich den Truppen bei außerordentlichen Anstrengungen bewillige, zu erhalten.

1) Kartätschenpatronen.

Der Feind hat erklärt, er müsse durchaus die Wolfsbergschanze haben, aber er wagt es nun nicht mehr, sie zu stürmen, sondern etabliert nun diesseits seiner neuen Dämme Tetes de pont, die er durch Kommunikationen zusammenhängt, und woraus er wahrscheinlich mit Approchen vorgehen wird. Er haubitziert beständig den Wolfsberg, und ich habe der Stadt dadurch schon viele hundert Haubitzgrenaden erspart. Noch hat er uns keinen Schaden damit getan, wir dagegen töten ihm viel Menschen, namentlich vorgestern über 40. Ich lasse nun hinter dem Wolfsberg und rechts und links desselben Blockhäuser und Redouten-Reihen anlegen, um sogleich, wenn er mir in den Wolfsberg Bresche schießt, ein zerschmetterndes Feuer in Bereitschaft zu haben und ihm sein neues Etablissement zu erschweren. Nur bitte ich Ew. Königl. Majestät untertänigst, mich mit noch mehrerem Geschütz und mit Munition, besonders aber mit Wurfgeschütz nebst Wurfgeschoß gnädigst zu versehen. Acht eiserne Mortiere[1]) und sechs eiserne Haubitzen ist alles was ich habe, und mein ruhmwürdiger Vorfahr[2]), Obrist von Heiden, war in dieser Hinsicht viel besser als ich versehen. Ich habe den Vorteil der stärkeren Garnison sowie der besseren Werke vor ihm voraus.

Unsere neu geschaffene Überschwemmung von drei Polygons ist vortrefflich gelungen, und die Festung hat dadurch einen mächtigen Zuwachs an Stärke erhalten.

Noch habe ich die hiesige Garnison nicht auf den Fuß der Danziger gesetzt, und ich bewirke dadurch bedeutende Ersparungen, obgleich der Soldat nicht aus dem Dienst kommt. Bei mehrerem Fortschreiten der Belagerung werde ich den Etat mit E. K. M. Bewilligung erhöhen. Den Grenadieren habe ich den Wolfsberg allein übergeben, nebst einer kleinen Zulage an Bier, weil die ganze umliegende Gegend nur Salzwasser hat. Ich habe ihnen versprochen, wenn sie ihren Wolfsberg mit Tapferkeit behaupten, solchen künftighin den Grenadierberg nennen zu lassen. Eine Hälfte der Grenadiere hat beständig die Wache darauf, die andere Hälfte kampiert 1000 Schritte dahinter.

Der Garde-Invalide Würges hat wieder mit Auszeichnung in dieser Nacht gefochten, sowie der Bürgerrepräsentant Nettelbeck eben-

---

1) Mörser.

2) gemeint als Kommandant von Kolberg, als es im Siebenjährigen Kriege von den Russen belagert wurde.

falls gegenwärtig war und mir den ersten Bericht erstattete. Seine Tätigkeit ist unbegrenzt und ich brauche ihn zu allem... Kurz, er ist einer der ersten unserer Staatsbürger und verdient einen huldreichen Blick von Ew. K. Majestät.

„Der Bürger-Repräsentant Nettelbeck in Kolberg"[1]).

Es ist wohltuend, in einer Zeit, wo oft Kleinmut die Herzen beschleicht, das Bild eines Mannes aufstellen zu können, der im alten deutschen Sinne und Mut Millionen seiner Zeitgenossen voransteht. Deutsche, spiegelt euch daran! Nettelbeck ist 70 Jahre alt und hat schon in der denkwürdigen Belagerung des Siebenjährigen Krieges seine Vaterstadt Kolberg verteidigt. In der jetzigen Belagerung derselben tut er dasselbe als Greis, was er damals als Jüngling tat. Er ist allgegenwärtig. Zündet der Feind durch seine Haubitzgrenaden ein Haus an, so steht er mit der Spitze des Schlauches hoch oben auf der gefährlichsten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Feuer darnieder ist. Greift der Feind ein Außenwerk an oder die Verschanzungen, so sitzt er zu Pferde, reitet kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigsten Feuer die Truppen, holt Munition herbei und ist ebenso schnell bei dem Festungskommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzustatten. Ist das Gefecht vorüber, so schafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Zeigt sich ein Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Mundbedürfnissen erwartet, so ist er der Erste an Bord und der Erste zurück, um Kunde davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häusern der Bürger hält er Revision, um alles leicht Entzündliche dort wegzuschaffen. Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Überschwemmung gegeben, und wehe dem, der aus Eigennutz oder üblem Willen das Wasser um eine Linie vermindern wollte! Wo an den vielfachen Schleusen etwa Wasser durchsickert, wird er es gewahr. Keine Maus dürfte die Dämme durchlöchern und er würde es sogleich wittern; überall zeigt er Einsicht, Mut und Patriotismus; dies alles tut er umsonst, und Nettelbeck ist nicht reich. Er ist ein Wunder, und man muß erstaunen, woher er bei seiner ununterbrochenen Tätigkeit, bei seinem hohen Alter die Kräfte hernimmt. Nur eines könnte ihn darnieder-

1) Pertz I 235 f. = Delbrück I 85 f. Vgl. oben S. 12.



Joachim Nettelbeck

werfen: Wenn der Kommandant die Festung übergäbe, dies Unglück würde er nicht überleben. Aber mein guter Alter! Dies Herzeleid tut Dir der Kommandant nicht an. Er wird Dir die Freude machen, sich mit seiner braven Garnison, vor der der Feind bereits eine heilige Scheu hat, als Männer zu wehren. Lebe deswegen noch lange, Deinen Zeitgenossen ein Beispiel des Mutes und der Tätigkeit. Spiegelt euch daran, ihr Deutschen!

An den Geheimen Finanzrat Beguelin.[1])

Kolberg, den 27. Mai 1807.

Mein teuerster Freund!

Ihre Freundschaft, mein hochgeschätzter Freund, betrachtet mich in einem zu günstigen Lichte. Ich bin wahrlich der nicht, wofür Sie mich halten; nur guten Willen habe ich, und damit kann man etwas tun. Mein Standpunkt war alle die Jahre her, in welchen ich vergessen in meiner kleinen Garnison einer gefährlichen Ruhe genoß, zu ungünstig, um den militärischen Blick sicher zu machen. Es fehlt mir an Erfahrung, und nur dadurch, daß ich bei meinen Studien das allein praktisch Brauchbare hervorhob, müßige Spekulationen verwarf und die Zeitgeschichte beobachtete, kann ich nützlich werden.

Seit zwei Monaten bin ich nun in einer ununterbrochenen Tätigkeit und nicht aus den Kleidern gekommen. Seit vier Wochen bin ich hier. Ich habe viel zu tun bekommen, habe dem Ganzen eine andere Gestalt gegeben, versteht sich mit dem Rate gescheuter Männer, und einige glückliche Ideen sind mir in dem seligen Moment zwischen Schlafen und Wachen gekommen. Nun hat meine Festung eine ganz andere, furchtbarere Gestalt als ich herkam[2]). Ich habe mich nicht in dieselbe eingesperrt, sondern bin dem Feinde mit meinen Arbeiten

1) Pertz I 209 ff. = Delbrück I 81 ff. Der Geheimrat Heinrich v. Beguelin (1765—1818) ist einer der ausgezeichneten Mitarbeiter Steins und Hardenbergs bei der Reformgesetzgebung. Er und seine ihm geistig ebenbürtige Gemahlin Amalie v. B., die mit Enthusiasmus Gneisenaus Ideen in sich aufnahm und in dessen Sinne auf den ihr befreundeten Fürsten Hardenberg einwirkte, waren mit G. schon seit 1803 aus Bad Landeck bekannt; enger befreundet wurden sie 1807 in Memel. Vgl. Pick, Aus d. Zeit der Not 107 ff. u. 370. S. den wahrhaft divinatorischen Brief B.s an G. vor dessen Ankunft in Kolberg (hier im Anhang S. 170), auf den G. hier antwortet.

2) D. h. als in dem Zeitpunkte, als ich herkam.

2000 Schritte entgegengegangen. Er hat nun schon eine Menge Munition auf selbige konsumieren müssen, und viele Hundert von Haubitzgrenaden sind dadurch der Stadt erspart worden. In einem Sturm auf meine neu errichtete Wolfsbergschanze hat er 13 Offiziere, den Kommandanten und 650 Mann verloren. Meine Leute haben sich wie Löwen gewehrt. Der Feind nahm im Anfang die Schanze mit 1000 Mann gegen 150, wir nahmen sie ihm aber nach zehn Minuten mit einem Grenadierbataillon wieder ab. Seitdem hat er Respekt davor, wir befestigen selbige auch immer mehr und mehr, und nun macht er Approchen[1]) dagegen und erzeigt einem Feldwerk dieselbe Ehre als einem permanenten. Ich lasse in seiner Front Redouten und Blockhäuser in einer Nacht aus der Erde wachsen. Auch sind unsere Feinde so ärgerlich auf mich, daß sie, sowie sie mich nur auf meinem Schimmel erblicken, sogleich mit Kanonen nach mir feuern. Vor drei Tagen ruinierte ich ihnen einen Teil ihrer Kavallerie. Ich hörte mit Tagesanbruch, daß solche 1½ Meilen von hier zu marschieren habe. Sogleich detachierte ich etwas Kavallerie in ihrem Rücken, um selbige in den dortigen Defileen abzuschneiden. Es gelang. Ein Teil wurde niedergehauen, 30 Ochsen und 48 Pferde und 56 Gefangene waren unsere Beute. Das ganze feindliche Lager geriet in Aufruhr.

Ich sende kleine Parteien seewärts in ihre Flanke und Rücken, mache die Straßen unsicher, lasse ihre Offiziere aufheben, von denen sich keiner ohne große Bedeckung auswagt, und habe auf diese Art schon 10 feindliche Offiziere. Ich ziehe Mund- und Kleidungsbedürfnisse aus ihrem Rücken, sogar aus der Gegend um Berlin her lasse ich Fußjäger einholen und habe nun deren schon gegen 300 zusammen. Überfluß und Wohlfeilheit ist in meiner Stadt, der Bürger hat Zutrauen zu mir, und der Soldat ist brav. Die Feuerlöschanstalten habe ich verbessert und alles Entzündliche fortgeschafft. Nur 1½ Häuser haben sie mir erst abgebrannt. Ich verfahre mit Strenge, und dennoch haßt man mich nicht, weil ich mich, ohne Ansehen der Person, gerecht zu sein bestrebe. So führe ich, wie Sie sehen, ein angenehmes Leben, denn nützliche Tätigkeit ist der höchste Lebensgenuß. Sogar das schöne Geschlecht lebt unbesorgt. Die Damen aus allen

1) Laufgräben.

Ständen besuchen meine am weitesten entfernten Schanzen, ungeachtet der Boden da herum von feindlichen Kugeln ganz zerwühlt ist. Meine Vorpostenkette bildet eine Linie von 1½ Meilen, und in diesem Raum haben wir Lusthölzer und Vergnügungsörter, wo auch der Dienst der paphischen Göttin nicht vernachlässigt wird. Als ich vorgestern dem einige Tage hier gewesenen englischen Kriegsschiff-Kapitän meinen Gegenbesuch machte, fand ich alle Damen der Stadt und viele meiner Offiziere an seinem Bord, unter dem Kanonenfeuer meiner und der feindlichen Werke, wie Besessene tanzend! So ist das menschliche Herz. Erinnern Sie sich aus dem Tacitus, wie sich Othos und Vitellius' Legionen in den Straßen von Rom schlugen?[1])

Wie steht es um Ihre Gesundheit? Heitert sich Ihr Blick in die Zukunft? Was können wir glauben, was sollen wir hoffen, was müssen wir tun? Diese drei Kantischen Fragen lassen sich füglich auf uns anwenden. Wenn nur der Deutsche kraftvoller wäre. So aber ist er dumm, glaubt den französischen Vorspiegelungen, trägt wie ein Lasttier, statt daß er sich erheben sollte mit Dreschflegeln, Mistgabeln und Sensen und damit die Fremdlinge von unserm Boden vertilgen. Freund, wir haben mit einer elenden Generation zu tun, und es verlohnt sich wahrlich nicht, für solch ein Volk eine gute Regierungsform zu erfinden. Der rauheste Despotismus ist gut genug für sie. Hier und da ist noch ein Aufflimmern des heiligen Feuers, der Rest ist ein ausgebranntes Caput mortuum. Und die höhern Stände sind verdorben. Darauf ist auch nicht viel zu rechnen. Greifen Sie um sich, mein Freund, blindlings, in ihrer Nähe, und Sie werden immer 10 Egoisten oder Spitzbuben greifen, gegen einen ehrlichen kraftvollen Mann. Ob denn das immer so gewesen ist? Sie sind ja ein Historiker.

Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, mein teuerster Freund, wenn Sie, da doch durch den Weg unserer Gesandtschaft in Wien manchmal Gelegenheit zu Korrespondenz nach Schlesien sein wird, an meine Frau schreiben wollen, um ihr zu sagen, wo ich bin, und daß ich mich wohl befinde. Seit acht Monaten habe ich keine Nachrichten von ihr und ihren sechs Kindern. Dies will mich manchmal in meinen Anordnungen stören, aber ich denke immer bald wieder daran, daß

1) Tac. Hist. II 55?

ich eher Soldat als Ehemann war. Wenn man nur nicht durch diesen heillos eingeleiteten Krieg ein Bettler geworden wäre und Bettler hinterlassen müßte! Doch, ein junger Mensch muß alles versuchen, sagte jener Onkel seinem Neveu, der sich totzuschießen drohte, weil jener kein Geld geben wollte.

Meine Briefe aus Danzig und von hier werden Sie wohl erhalten haben. Für das Geschenk der Börse bin ich der Geberin hoch verbunden. Solche Freundschaftsbeweise richten bei solchen Unfällen mächtig auf. Umarmen Sie mir Ihre Kinder. — Freund Reimann tausend Grüße. Ob er meinen Brief, auf dem Baltischen Meere geschrieben, richtig erhalten hat? An H. Delbrück[1]) viel, viel Empfehlungen.

Mit unverbrüchlicher Freundestreue Ihr treuergebener

N. v. Gneisenau.

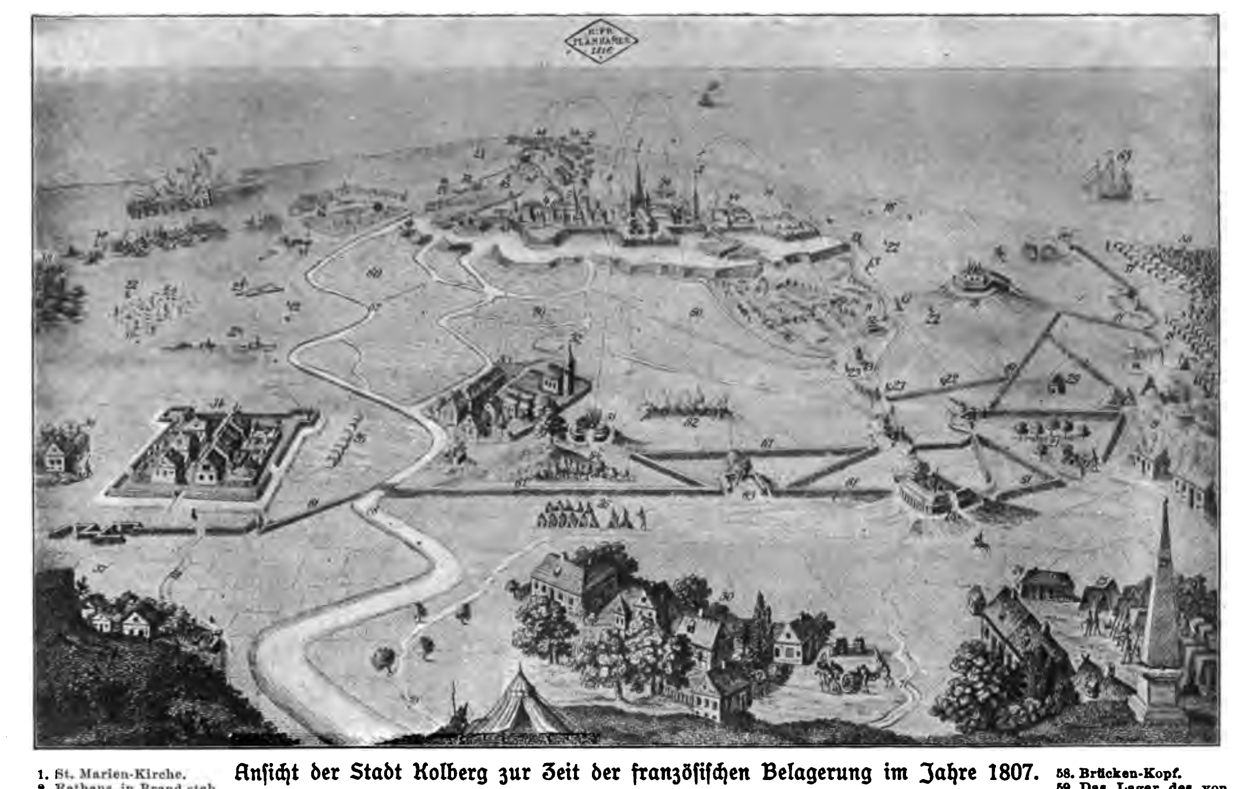
An Valentini.[2])

Mein innig geliebter Freund!

Leutnant v. Böhn vom Genie-Korps wird ihnen über die hiesigen Angelegenheiten berichten. Nach dem Fall von Danzig schnürt man uns nun die Kehle zu. Ich arbeite wie ein Pferd, aber ich bin schlecht unterstützt. Mein Geschütz ist schlecht, und oft passieren Unglücksfälle durch Springen der ausrangierten eisernen Kanonen. Mein Ingenieur de la place taugt den Teufel nichts. Er hat nicht einmal mein Vertrauen. Alles muß ich selbst erfinden und anordnen. Wir haben einige gute Dinge gemacht, aber viel hätte noch geschehen müssen. Durch den beschleunigten Fall von Danzig ist hier nun keine Zeit mehr dazu. Es bleibt mir also nichts übrig als zu fechten und zu sterben. Es wird Ihnen dort nicht besser gehen, aber wenn wir auch die Hoffnung sinken lassen, doch nicht den Mut. Vor der Hand haben wir

1) Johann Friedrich Gottlob Delbrück (1768—1830), von August 1800—09 Erzieher der beiden ältsten Söhne Friedrich Wilhelms III. Vgl. über ihn Pick 366.

2) Pertz I 214 f. = Delbrück I 86 f. Georg Wilhelm Freiherr v. Valentini (1775—1834) damals Generalsstaboffizier bei Blücher, der in schwedisch Vorpommern ein Korps gegen die Franzosen bildete. Vgl. über ihn Pick S. 368. Interessante Briefe Valentinis an Gneisenau bei Pick S. 62 ff. — Der obige Brief ist einen Tag nach Fall des Wolfsberges (über den der hier folgende Bericht an den König), daher in sehr düsterer Stimmung geschrieben. — Danzig fiel am 25. Mai.



Ansicht der Stadt Kolberg zur Zeit der französischen Belagerung im Jahre 1807.

1. St. Marien-Kirche.
2. Rathaus, in Brand steh.
3. St. Spirtus-Kirche.
4. Kgl. Kloster-Kirche.
5. Heilg.-Hospital.
6. Das Kgl. Kloster.
7. Proviant-Haus.
8. Bauhof, im Feuer steh.
9. Baracken. (Fehlen a. d.
10. Lauenburg-Tor. [Plan.)
11. do. abgebr. Vorstadt.
12. St. Georg-Kirche, woraus eine Schanze gemacht worden.
13. Block-Häuser.
14. Stadthof, brennend.
15. Wolfsberg-Schanze.
16. Pulver-Häuser.
17. Polnische Lager.
18. Sächsische Lager.
19. Dorf Bullenwinkel.
20. Französisches Lager.
21. Die Matze.
22. Französ. Vorposten.
23. Preuß. Vorposten.
24. Dorf Tram.
25. Marketend. Zelte.
26. Französisches Lager.
27. Begräbnis des franz. Generals Theullié.
28. Hohenberg-Schanze.
29. Ziegelei.
30. Dorf Necknien.
31. Altstadt-Schanze.
32. Johannes-Kirche.
33. Dorf Altstadt.
34. Dorf Sellnow.
35. Garten mit Denkmal der 8 geblieb. italienischen Offiziere.
36. Dorf Werder.
37. Dorf Spie.
38. Dorf N. Werder.
39. Fichtkamp.
40. Französ. und preuß. Kavallerie-Attacke.
41. Weißkruch-Schanze.
42. Abgbr. Geld.-Vorstadt.
43. Gelder-Tor.
44. Ziegelei-Schanze.
45. Zucker-Schanze.
46. Salzberg, worin ein preußisches Lager.
47. Morast-Schanze.
48. Maykuhle.
49. Münder Hafen.
50. Münd. Turm-Schanze.
51. Münde. [auf dem Plan.)
52. Pfannenschmiede.(Fehl.
53. St. Nikolai - Kirche, welche in ein. Schanze lag u. abgebroch. wrd.
54. Stubbenhagen.
55. Salinenwerk nebst Feuermaschine.
56. Stadtwald.
57. Münd. Kirchhof-Schanz.
58. Brücken-Kopf.
59. Das Lager des von Schillschen Korps.
60. Wiese, unt. Wass. ges.
61. Franz. Laufgraben.
62. Franz. Batterie.
63. do. Mittel-Schanze.
64. Nonnenholz.
65. Schwed. Fregatte.
66. Englische Fregatte.
67. Holz-Graben.
68. Persante-Fluß.
69. Weg nach Treptow.
70. Weg nach Cörlin.
71. Weg nach Köslin.

uns hier die Achtung des Feindes erworben; was ferner geschehen wird, weiß ich nicht; nur von mir persönlich kann ich versprechen. Danzig hat einen üblen Eindruck gemacht.

Leben Sie wohl und wo möglich glücklich. Ob wir dies noch können, zweifle ich.

Kolberg, den 12. Juni 1807. Ihr treuergebener Freund
N. v. Gneisenau.

An den König.[1] (15. Juni).

... In der Nacht vom 5. zum 6. suchte der Feind unsere Vorposten zurückzudrängen. Das Gefecht dauerte die ganze Nacht hindurch, bis morgens 5 Uhr. Wir behaupteten uns, obgleich mit einem Verlust von 10 Toten und 44 Verwundeten, überall auf der ganzen Linie. Mein Befehl ist, keinen Schritt ohne Blut wegzugeben, und obgleich es die Folge einer Belagerung ist, daß man täglich mehr eingeschränkt wird, so stelle ich doch den Grundsatz auf, daß man dieses nicht gutwillig zugeben muß und nur der Übermacht weichen dürfe.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni hatte der Feind sein Geschütz in die Verschanzungen gefahren, und des Morgens um $^3/_4$ auf 3 Uhr fing ein überlegenes ununterbrochenes Feuer aus den feindlichen Batterien an, das konzentrisch auf den Wolfsberg gerichtet war. Dieser antwortete aus seinen sieben eisernen Stücken lebhaft bis Nachmittag, wo die Haubitze und zwei Kanons demontiert wurden und die anderen wegen der zerschossenen Schießscharten nicht mehr antworten konnten. Der Feind setzte sein Feuer mit Lebhaftigkeit fort. Die Hangars wurden zerschossen, und die Bomben stürzten die Decken ein. Der Feind hatte mit 5—6000 Mann seine Laufgräben gefüllt und war zum Sturm bereit. Haltbar war das Werk nicht mehr, 3008 Schuß waren diesen Tag allein darauf geschehen. Auf 40 Schritte war der Feind mit der Spitze seiner Laufgräben herangerückt. Schon hatte ich dem Hauptmann von Bülow befohlen, die noch brauchbaren Geschütze herauszuziehen, das übrige, was nicht aus den Hangars gebracht werden konnte, zu vernageln und sich vor einem überlegenen Sturm in die rückwärts liegenden Verschanzungen

1) Pertz I 219 ff. Delbrück 187 ff. (gekürzt).

zurückzuziehen, als auf einmal der feindliche General Thouvenot der Garnison freien Abzug mit dem sämtlichen Geschütz anbot, in Rücksicht, wie er sich ausdrückte, der braven Verteidigung der Garnison. Hauptmann v. Bülow nahm solche an, und das Geschütz ist zurückgezogen. So hat sich ein isolierter, von den Festungswällen 2000 Schritte entfernter Punkt 25 Tage lang gegen einen formellen Angriff verteidigt, alle Tage, außer den Kugelschüssen, 70, 90, 100, 120 Haubitzgranaten auf ihn geworfen, von der Stadt abgehalten, die Seekommunikation gerade um so viele Tage länger erhalten, und am Ende wurde ihm eine Kapitulation zugestanden wie keiner Festung. Durch Ausfälle war dieser Punkt nicht zu retten, da der Feind aus seinem Lager ebenso schnell zur Hilfe herbeieilen konnte als wir zum Angriff, ein Ausfall immer blutig, vielleicht zweifelhaft gewesen wäre, ein Kommandant seine Kräfte bis zuletzt sparen muß und bei unsern weitläuftigen Werken der bedeckte Weg ohnedies nur zur Hälfte besetzt werden kann und dann weder für Außenwerke noch Hauptwall etwas übrig bleibt. Wäre nicht das Fort Münde, die Kirchhofsschanze, Morastredoute, Kirchhofsflesche und die weitläufige Maikuhle, so wäre die Besatzung übergroß; da aber die Seekommunikation durchaus gehalten werden muß, so will sie nirgends zureichen. Spürt der Feind unsere schwache Seite auf, dann sind wir in Gefahr, Leute zu verlieren, da ihnen der Rückzug abgeschnitten ist. Ich habe ihnen indes befohlen, sich dort begraben zu lassen, und sie haben mir es versprochen.

Aus England ist kein Geschütz noch Geschützmunition hierher gekommen, obgleich ich diesen Gegenständen mit Ungeduld entgegensehe. Unser hiesiges Geschütz nimmt täglich ab, der größte Teil derselben ist eisern und schon vorher verworfen gewesen. Eines um das andere springt und tötet und verwundet die Kanoniere, und da ich so viel Geschütz auf die vielen isolierten Werke geben muß, so fängt es mir auf dem Hauptwalle sehr zu mangeln an. Ich habe zwar auf kaufmännischem Wege Geschütz und Munition aus Stockholm verschrieben; ob solche aber überhaupt von daher und insbesondere vor gesperrter Seekommunikation anlangen könne, steht zu erwarten. Zwar habe ich an des Königs von Schweden Majestät dieses Gegenstandes wegen geschrieben, aber ohne Hoffnung eines günstigen Erfolges, indem mir von dem G.-L. v. Blücher dringend aufgegeben

wird, auch von dem Hauptmann v. Merkatz die dringendste Aufforderung an mich geschehen, Geschütz und Munition von hier aus dorthin zu schicken. Von Kopenhagen ist nichts mehr zu beziehen. Mehrere Lazarett-Bedürfnisse und Laboratorium-Gegenstände sind mir noch von daher zugekommen, jedoch mit dem Bedeuten, daß dies das letzte sei und mit Strenge auf die Ausfuhr gewacht werden wird.

Geld habe ich mir für die laufenden Bedürfnisse bei der Bürgerschaft verschafft, allein diese Quelle ist nun auch erschöpft, und ich muß in wenigen Tagen dem drückendsten Mangel entgegensehen. Getreide hätten wir hinlänglich, wenn die aus Riga uns bestimmten und von E. K. M. bereits bezahlten Vorräte uns zugekommen wären; so aber ist erst ein kleines Schiff davon bei uns angelangt.

Der Feind bombardiert nun die Stadt, jedoch nicht heftig. Gestern sind nur 28 Bomben nach der Stadt gekommen. Einmal hat es wieder gezündet, wir wurden aber bald Herr darüber. Der feindliche General Thouvenot sendete an die Vorposten und ließ fragen, ob das Feuer in einem Lazarett wäre, in welchem Falle er sein Feuer aufhören lassen wolle. Es war dies wirklich der Fall, jedoch das Feuer schon darnieder, als die feindliche Mission ankam. Bürger, Frauen und Kinder und viele Individuen der Garnison sind schon durch das Bombardement umgekommen.

An den König.[1]) (18. Juni.)

Seit meinem vorgestern[2]) an Ew. Königl. Majestät abgesandten alleruntertänigsten Bericht habe ich einen gleich ruhmvollen und die hiesige Garnison ehrenden Allerhöchstdenenselben zu erstatten. Dies sind die Ausfälle in der Nacht vom 16. zum 17. dieses.[3])

Ein aufgefangener feindlicher Kurier sollte dem Marschall Brune den feindlichen Attaque-Plan überbringen, und ich sah daraus, daß

1) Pertz I 226 ff.; (bei Delbrück I 92 f. gekürzt).

2) Der Bericht vom 16. über den Angriff der Kolberger Truppen auf den Wolfsberg in der Nacht vom 14. zum 15. Juni (bei dem Waldenfels, der tapfere Vize-Kommandant, fiel) ist nicht erhalten, da er mit dem ihn überbringenden Kurier in der Ostsee unterging.

3) Vielmehr vom 17. auf den 18. Juni, wie auch G. (der sich hier versehen hat) in dem Briefe an Valentini vom 27. 6. angibt.

der Feind eine falsche Attaque mit seinen Arbeiten gegen den Lauenburger Damm unternehmen würde. Seine Arbeiten hatten sich dort bereits entwickelt, und wegen ihrer Nähe mußte er glauben, daß ich sehr eifersüchtig darauf sei. Hierauf gründete ich meinen Plan. Griff ich zwei entfernt liegende Punkte zuerst an, so mußte er dies für die falschen Angriffe halten: Griff ich den Lauenburger Damm späterhin an, so mußte er dies den wahren Angriff glauben, und der Erfolg entsprach meiner Erwartung.

Um ½11 Uhr nachts griff der Leutnant v. Gruben die weitläuftigen Verschanzungen von Sellnow, mit 1600 Mann besetzt, nur mit 600 Mann an, warf den Feind überall heraus und massakrierte eine Menge Menschen. Er zog sich zurück, nachdem er zwei Canons vernagelt hatte. Sowie dieser Angriff im Gange war, führte ich vier Kompagnien zu dem Lauenburger Tor heraus und auf die Matz-Schanze, mit vier Canons besetzt, los. Der Fähndrich v. Uklanski bemächtigte sich in einem Augenblick der davor liegenden Flesche[1]. Der Fähndrich Kirstein, vorher Referendar, nun einer der bravsten Offiziere, der sich bei jeder Gelegenheit hervortut, umging mit der Avantgarde die große Schanze rechts und nahm sie in der Kehle.[2] Er und der Fähndrich Uklanski rissen selbst die Palisaden aus und machten eine Öffnung, unerachtet des heftigen Feuers. Durch diese Öffnung drang der Soldat ein, und von der ganzen Besatzung entkam nicht ein Mann, um Nachricht zu bringen. Drei 12pfündige Canons und ein Sechspfünder waren erbeutet, konnten aber durch Schuld der Feigherzigkeit der Kavallerie-Ordonnanzen, die die bereits angeschirrten Pferde holen sollten, nicht fortgebracht werden. Sie wurden vernagelt, und mit Tagesanbruch zog sich alles zurück. Nach dem zweiten Angriff ging der Leutnant v. Bork mit 30 Mann über den Lauenburger Damm, um den falschen Angriff zu machen. Er stürzte sich in die erste Coupure[3]) und machte alles nieder; von

1) Eine pfeilförmige Feldschanze.

2) „Nach dem Tagebuch des Artillerie-Unteroffiziers Müller war die größte Stille beim Ausmarsch befohlen, die Truppen erhoben jedoch zu früh ein furchtbares Geschrei zum Angriff, wodurch der Feind, benachrichtigt, ein lebhaftes Feuer gab und die Hälfte der Truppen umkehrte; da stellte Gneisenau die Ordnung wieder her, sprach den Leuten Mut ein; der Angriff gelang, und die Besatzung der Schanze wurde bis auf 60 Mann niedergehauen." Pertz I 630, Anm. 108.

3) Abschnitt.

da in die Trancheen[1]) und machte 23 Gefangene. Hier wurde diesem braven Offizier der Arm zerschmettert. Er verließ seine Leute dennoch nicht, machte seine Anordnungen, ließ einen andern Offizier rufen und ging dann erst zurück.

Wegen der vielen Geschäfte, die auf mir liegen, habe ich diesmal auch nicht den Bericht über die sich auszeichnenden Individuen in den beiden rühmlichen Nächten abstatten können. Es herrscht ein edler Wetteifer. Ein einziger Offizier hat sich feigherzig betragen. Er ließ sich von zwei Mann unter dem lügenhaften Vorwande zurückbringen, er sei verwundet. Er ist ohnedies ein Trinker. Ich habe also befohlen, daß ihm die Uniform ausgezogen und er über die Vorposten gebracht werde. Erst den Tag vorher hatte er mir einen Revers gegeben, sich besser zu betragen, wo nicht, so erkenne er sich für unwürdig, länger Offizier zu sein. Ich bitte Ew. Königl. Majestät alleruntertänigst, diesen Akt der Gerechtigkeit, auf einem isolierten Punkte ausgeübt, huldreichst zu genehmigen.[2]) In dieser Krisis können Allerhöchstdieselben nur brave Offiziere gebrauchen.

Den Hauptmann von Steinmetz habe ich interimistisch, bis Ew. Königl. Majestät einen andern senden, zum Vize-Kommandanten ernannt. Diese Maßregel ist von höchster Notwendigkeit, falls ich krank oder getötet werden sollte. Ich bin nicht unterstützt, muß meine Verteidigungsarbeiten selbst anordnen, muß also jemand mit meinen Plänen bekannt machen, sonst alles nach meinem Tode in Stockung gerät.

Noch bemerke ich, daß der Major v. Wittke die vier Kompagnien zum Angriff der Matz-Schanze angeführt hat.

Ein Blick der Huld von Ew. Königl. Majestät auf die Garnison von Kolberg wird ihren Mut fortbeleben. Ich empfehle solche Ew. Königl. Majestät Gnade, deren sie mit Ausnahme weniger Individuen wert ist. Dem Gereralleutnant v. Blücher habe ich den Vorschlag gemacht, mit nur 2000 Mann seewärts herzukommen, und wenn dies bald geschieht, so verbürge ich mich dafür, daß wir den Feind verjagen. 3500 Mann habe ich ihm bereits getötet oder verwundet, über 500 Mann zu Gefangenen gemacht. General Teulié wurde vor acht Tagen durch eine Kanonenkugel schwer verwundet.

---

1) Laufgräben. 2) Dies geschah.

An Valentini.[1])

Kolberg, den 27. Juni 1807.

Herzlich geliebter Freund!

Wenn Sie mir unter der Ägide Ihres Waffenstillstandes[2]) einen schön geordneten Brief schreiben, so werden Sie es einem belagerten Kommandanten verzeihen, wenn er schmiert.

Von Danzig ist mir eine ganze Menge Geschütz auf den Hals gekommen, ein Bataillon Polen, ein Bataillon Holländer, die infolge Eures schönen Waffenstillstandes, und noch drei Linienregimenter westwärts. Die Belagerung ist seit dem 19. Mai eröffnet, denn an diesem Tage bildeten die Feinde ihre erste Parallele gegen meine Cochonerie, den Wolfsberg. Seitdem haben sie eine andere Parallele gegen den Lauenburger Damm eröffnet und letzte Nacht die dritte gegen das Lauenburger Tor, alles dies durch eine unendliche Menge Redouten im voraus gedeckt, und mit einer Vorsicht, in der Kriegsgeschichte ohnegleichen, vorschreitend. Auch ich habe ihnen jeden Schritt nur um Blut verkauft. Aber, Freund, ich bin übel daran. Mein Ingenieur de place ist ein Trunkenbold und mir verdächtig, der zweite erst neunzehn Jahre alt, kaum der Akademie entlaufen und verliebt! Da wird immer etwas verdorben und wahre Schweinereien gemacht. Und ich habe gegen mich den Divisionsgeneral, Inspektor des Corps de genie, Chamberlhiac und den Divisionsgeneral Chasseloup, mit einem Heer von Ingenieur-Offiziers, eine Kompagnie Sappeurs, eine Kompagnie Mineure, und ich zwei Minierer! Mein Artillerie-Chef ist ein braver Patriot, aber alt und schwach und liegt alle Augenblick darnieder, und dennoch habe ich etwas geleistet. Wir haben nun schönes Geschütz aus England erhalten, aber keine Affuten[3]), und hier keine Schmiede, die welche beschlagen könnten, keine Kohlen und kein

1) Pertz I 238ff. = Delbrück I 96ff.

2) Der schwedische General in Vorpommern — wo damals Valentini in Blüchers Stabe in Stralsund tätig war — hatte am 18. April 1807 mit dem Marschall Mortier einen Waffenstillstand für die dortigen schwedischen Truppen geschlossen, wodurch die Unterstützung Kolbergs durch diese ausdrücklich ausgeschlossen war. G.s Hoffnung, daß dieser Waffenstillstand wieder gekündigt und die Schweden, durch Blücher unterstützt, wieder den Kampf gegen die Franzosen aufnehmen würden, hat sich nicht erfüllt.

3) Lafetten.

Holz zu den Affuten. Offiziere und Gemeine lasse ich aus Mangel an Holz ohne Särge begraben, selbst meinen totgeschossenen Vize-Kommandanten. Als ich hierher kam, fand ich keine einzige Palisade im bedeckten Wege. Ich habe meine drei Polygone damit ausgestattet. Dadurch daß ich dem Feinde mit Arbeiten entgegenging, habe ich die Belagerung nun seit dem 7. Mai, wo er sich auf dem Wolfsberg etablieren wollte, von mir aber zurückgewiesen wurde, bis auf den heutigen Tag verlängert, und er ist heute bei seiner wahren Attaque 1500 Schritte noch von mir entfernt.

Wenn Se. Schwedische Majestät etwas zugunsten Kolbergs unternehmen will, so verspreche ich einen kräftigen Ausfall mit 3000 Mann. Will man Kolberg unmittelbar helfen, so ist freilich der Weg über Usedom und Wollin der sicherste; hat man aber Mittel genug in Händen, so gehe man lieber südlich von Stralsund vor. Hängt man dem Marschall Brune dann etwas an, so ist vielleicht schon dadurch Kolberg entsetzt, da die Feinde überhaupt nicht so stark sind und viel unzuverlässige Truppen gegen Euch haben. Aber, aber! Der fatale Waffenstillstand, der gibt dem Feind die Mittel, auf den wichtigsten Punkten sich zu versammeln. Von Pillau aus kann nichts geschehen, und die Engländer werden nichts tun. Mit Macht müßte man diese Inseln behaupten können, sonst die ganze Armee von Brune den darauf befindlichen Truppen auf den Hals fiele. Doch die wenigen Wasserübergänge gut verwahrt, ließe sich auch da etwas Vorteilhaftes unternehmen. Ich spreche hier nicht als Kommandant von Kolberg, denn mit mir hat es noch nicht viel zu bedeuten. Habe ich nur mein erwartetes Wurfgeschütz und meine Munition hier, so will ich mich wohl, ohne Ingenieurs, eine geraume Zeit halten. Ich ängstige meinen Feind mit Feuer und Wasser. Eine neue Überschwemmung, an die niemand glauben wollte, habe ich zustande gebracht und nun noch eine Röhrenleitung, durch welche ich dem Feinde, wenn er sich dem Glacis nähert, Wasser zulaufen lassen werde.

Nein, mein Freund, Sie haben dort keine Truppen von unserer Belagerungsarmee gegen sich. Im Gegenteil haben die Feinde hier vor uns Verstärkungen auf Wagen kommen lassen, da sie viel gelitten haben und besonders das 4. Italienische Linienregiment ganz ruiniert ist. Ich habe, solange ich hier kommandiere, gegen 500 Gefangene fortgeschickt, an Offizieren ein Obrist, ein Obristleutnant, ein

Major, sechs Kapitäns, elf Leutnants, an reversierten Offiziers ein Major, vier Kapitäns, zwei Leutnants.

Vor Kolberg ist Divisionsgeneral Teulié geblieben, auf meiner mit Blut getränkten Wolfsbergschanze. Man will mir behaupten, Marschall Mortier habe gleichfalls eine tödliche Wunde hier erhalten. Etwas Gewisses weiß ich nicht.[1]) Mehrere hohe Offiziere sind bereits vor meiner Festung geblieben. Aber ich habe auch meinen tapferen Vize-Kommandanten v. Waldenfels verloren. Er starb im schönsten Momente, nachdem er mit seinen Grenadieren den Wolfsberg wieder erobert hatte. Für mich ein großer Verlust. An einem andern Abend habe ich fünf meiner tapfersten Offiziere zugleich begraben. Da mußte ich alter Kerl weinen! Glauben Sie mir, Freund, man schlägt sich hier manchmal auf keine gemeine Art. Ich habe gegen 700 Blessierte im Lazarett. Der 7., 17. Mai, die Nächte vom 6. zum 7. Juni, die vom 14. zum 15., die vom 17. bis 18. und der Abend des 19. waren sehr blutig, und es haben die größten Tapferkeitsäußerungen dabei stattgefunden. Vor zwei Nächten griff mich der Feind auf meiner kitzlichen Partie, der Seekommunikation an, ich war aber vorbereitet, und er wurde nach einem sehr lebhaften Gefecht zurückgewiesen. Ich berufe mich bei Anführung dieser Gefechte auf meine offiziellen Berichte, die Ihnen vermutlich bekannt sein werden.

Wenn Sie dort, mein Freund, sich nicht gefallen, so kommen Sie hierher; hier ist etwas in der fortification passagère, Ihrem Schoßkinde, zu tun. Sie können nach meinem Tode die Verteidigung fortsetzen. Noch etwas von der fortification passagère. Mein Wolfsberg, eine wahre Schweinerei in der Ausführung, selbst nicht einmal vorzüglich gedacht, in einigen Wochen mit den elendesten Materialien in leichtem Boden erbaut, hat eine regelmäßige Belagerung, mit erster und zweiter Parallele, Zickzacks, Places d'armes, die Flügel und Rücken schützenden Redouten, vieles en Sappe[2]) gearbeitet, 25 Tage lang ausgehalten, das ist unerhört. Hätte ich Sie hier gehabt, so wäre der Wolfsberg noch in meinen Händen.

Dieser fatale Wolfsberg, den man hätte abtragen oder permanent fortifizieren müssen, ist ein wahres Mordloch. Da die schwedische Fregatte abging, so wollte ich ihre Gegenwart noch benutzen, um die

1) Dies war nicht der Fall.

2) Unter dem Schutze von Schanzkörben.

feindlichen Arbeiten auf diesem Berge zu zerstören. Schon hatten die Grenadiere auf der Krone der Brustwehr sich befunden, schon saßen sie auf den Kanonen, um sie zu vernageln, als auf einmal der brave Hauptmann von Zülich getötet und vier Offiziere verwundet wurden. Dies brachte alles in Unordnung und die Grenadiere zum Weichen, ohne ihren Zweck, die Zerstörung der feindlichen Arbeiten, erreicht zu haben. Wenn der Feind seine schweren Kaliber dahin bringt, so kann er mir die Seekommunikation sehr erschweren.

Den 28. Juni.

Die vorige Nacht sind wir wieder angegriffen worden. Unter dem Schutz dieses Angriffs wollten die Feinde ihre Parallele vollenden. Wir haben aber die Zähne so gewiesen, daß ihre Arbeiter, Holländer und Sachsen, die Flucht ergriffen haben. Alles steht noch auf den vorigen Punkten. Aber ich habe wieder einen vortrefflichen Offizier durch den Tod verloren, brav wie ein Löwe, verständig und wachsam. Der Leutnant Köhler von den Jägern. Ich habe viel Unglück in diesem Punkt.

Meine herzlichste Umarmung, teuerster, edler Freund. Sie erfreuen mich immer höchlichst durch Ihre Briefe. Teilen Sie von den meinigen mit an Lossow[1]), Merkatz, Chazot, englischen Gesandten, König von Schweden, und wo es sonst mir angenehm, vielleicht auch der guten Sache nützlich sein mag. Bis in den Tartarus der Ihrige.

N. v. Gneisenau.

An Beguelin.[2]) (29. August 1807.)

... Es gab Tage, wo die Erde zitterte; und ich betrug mich dabei wie ein Spieler, der seine letzten Louisd'ors mutig aufs Spiel setzt, in Hoffnung, daß sich ihm das Glück wenden werde; denn es gab einmal eine Zeit, wo ich nur noch auf 14 Tage Munition hatte, und dennoch

---

1) Major v. Lossow, ein sehr fähiger Generalstabsoffizier Blüchers; Merkatz, Artilleriehauptmann bei Blücher, mit Gneisenau seit Winter 1806/07 in Alexoten befreundet; Graf Chasot, ein ausgezeichneter Patriot, nahm als Major an Blüchers Unternehmung teil, ward nach dem Tilsiter Frieden Kommandant von Berlin. Vgl. über ihn Pick 371.

2) Der vollständige Brief bei Pertz I 302ff. Das Stück hier auch bei Delbrück I 90f. — Der Brief ist von G. gleich nach seiner Ankunft in Memel geschrieben.

durfte ich mein Feuer nicht verringern, aus Furcht, der Feind möchte meinen Munitionsmangel gewahr werden. Es ist schändlich, wie schlecht diese Festung versehen war.

An Premierleutnant Wiesner.[1])

(Ende Oktober 1807.)

... Das Glück erlaubte mir, alles Fehlende — und dessen war viel — herbeizuschaffen. Dieser Beistand rettete uns. Ich nahm alles auf meine Hörner, verfuhr als ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, kassierte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den Braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern. Ein gewagtes System von extremer Verteidigung zeigte sich bewährt, und zwei Dritteile meines brauchbaren Geschützes hatte ich in meinen weitentlegenen Schanzen. Meine Bauernbengel gewöhnten sich endlich an den Krieg, und alles wurde gewandter. Der Waffenstillstand machte endlich vielem Blutvergießen ein Ende, aber auch einer Monarchie, für deren Schicksal ich mich immer so lebhaft interessiert habe.

An Frau v. Trützschler.[2])

Hochwohlgeborene, gnädige Frau!

Ich muß, da ich den Aufenthalt der Frau v. Waldenfels, Witwe des Oberforstmeisters, nicht weiß, Ew. Exzellenz mit inliegendem Schreiben behelligen, das ich mit schwerem Herzen geschrieben habe, indem ich darin einer Mutter den Tod ihres Sohnes ankündigen muß ...

Die hiesige Belagerung ist wahrscheinlich beendigt. Sie hat viel Blut gekostet, und wir waren in der Stimmung, einen guten Widerstand zu tun. Mancher brave Krieger ist hier gefallen, und ich habe einige tapfere Offiziere als meine Söhne beweint. Meine Stadt ist verwüstet, und wir sitzen nun bei offenen Fenstern. 63 Bürger,

---

1) Vollständig bei Pertz I 307ff. Dies Stück auch bei Delbrück I 107. Premierleutnant Wiesner, ein Bataillonskamerad G.s aus Jauer, der mit andern Offizieren bei Saalfeld gefangen und nach Frankreich abgeführt war.

2) Pertz I 282ff. Ein kurzer Abschnitt daraus bei Delbrück I 109. Der Brief ist elf Tage nach Verkündung des Waffenstillstandes in Kolberg geschrieben.

Frauen und Kinder sind tot und verstümmelt, eine Menge sind Bettler. Ich habe ihre Häuser anzünden, ihre Obstbäume niederhauen lassen müssen. Das Los eines Kommandanten in einer belagerten Stadt ist hart. Er muß Ungerechtigkeiten die Menge begehen.[1]) Ich werde auch suchen, so bald als möglich von hier fortzukommen, um den Anblick dieser zerstörten Gegend zu vermeiden.

Das Unglück des Krieges hat auch mein Eigentum ergriffen. Nachdem ich im Felde ausgeplündert worden, wurde ich auf meinem Gute gebrandschatzt. Da sitzt nun meine Frau mit sechs Kindern! Wovon die erzogen werden sollen, wissen die Götter. Doch mit einem freien Sinn und redlichen Herzen kommt man über alles weg.

Einen Brief habe ich Ihnen im Laufe dieses Krieges geschrieben, von Memel aus. Er war in einem andern eingeschlossen, und war überhaupt an die mir so teure Familie gerichtet ... Ob er angekommen ist? Diesen sende ich durch den französischen General an Ew. Exzellenz, und Sie können mir auf demselben Wege durch Ihre Fr. Töchter antworten lassen. Der Ölzweig grünt, und die Verhältnisse der Dankbarkeit und Freundschaft sind nicht mehr gestört.

Frau von Lindenfels mag wohl auch die Bedrängnisse des Krieges empfunden haben. Ich gebe ihr mein herzliches Bedauern zu erkennen. Meinem lieben Karl lasse ich sagen, daß er sich auf keine reiche Frau bei meiner Tochter gefaßt mache[2]); da mag die Großmama sparen, wenn dies anders dieses Jahr möglich gewesen ist.

Ob Frau v. Reitzenstein ihre glückliche Unbefangenheit nicht untreu geworden ist? Wohl ihr, wenn sie die Heiterkeit ihres Geistes und ihre Gemütsruhe in dieser unseligen Zeit hat bewahren können. Wie sehne ich mich nach einem Teeabend in Ihrem glücklichen Zirkel! Welche frohen Rückerinnerungen an den vorletzten Winter!

---

1) Wie sehr trotzdem die Kolberger Bürger ihrem Kommandanten zugetan waren, zeigt — abgesehen von Nettelbecks Aufzeichnungen und dem Dank der Bürgerrepräsentanten — eine Stelle aus einem Briefe Valentinis vom 8. Dez. 1807 an Gneisenau in Memel (Pick S. 66): „Wie werden Sie hier im Ort geliebt und verehrt! Wie kann das aber auch anders sein? Ihr Nachfolger im Amt (Major v. Steinmetz) mag ein wackerer Mann sein, aber ihm ermangelt die Gabe, sich neben der Achtung auch Liebe zu erwerben. Daher lauter fatale Prozesse, die den General (Blücher) verdrießlich machen."

2) Vgl. oben S. 42 Anm. 2.

O geben Sie mir Nachricht von Ihnen und den Ihrigen. Karl wird wohl das Geschäft des Sekretärs übernehmen. Nach einer solchen allgemeinen Umkehrung der Dinge ist man ungeduldig, etwas von dem Schicksal derjenigen, die man liebt und verehrt, zu vernehmen.

Mit frohen Rückerinnerungen an die alte Zeit, unter wehmütigem Mitleid über die gegenwärtige, mit nie ersterbender Dankbarkeit und der reinsten Verehrung unterzeichne ich mich

Kolberg, den 13. Juli 1807.

Ew. Exzellenz
treuergebener
Neithardt v. Gneisenau
Oberstleutnant und Kommandant.

III. Preußens Wiedergeburt. I. 1807—1810.

Schon am 25. Juli 1810 wird Gneisenau vom König in die unter Vorsitz des Generalmajors Scharnhorst gebildete Reorganisations-Kommission berufen, um an dem Wiederaufbau der preußischen Armee mitzuarbeiten. Hier hat er zum erstenmal Gelegenheit, in Wort und Schrift vor dem Könige und seinen Ratgebern die Fülle seiner Ideen zu vertreten. Er, wie die anderen Reformer, fassen bereits damals die allgemeine Wehrpflicht bestimmt ins Auge. Denn, schrieb Gneisenau damals, die stärkste Stütze der Macht des Regenten ist das Volk. Diesem müsse schon mitten im Frieden der kriegerische Geist eingeflößt werden. Er verlangt daher, daß schon die Jugend in den öffentlichen Schulen in militärischem Geist erzogen werde: die Liebe zu den Waffen müßte erweckt werden durch die Überzeugung von der Notwendigkeit, durch Gewohnheit und Ehre. In einer Armee aber, in der alle Söhne der Nation dienen sollten, konnte die bisherige barbarische Zucht nicht beibehalten werden. Wie Scharnhorst tritt daher Gneisenau, und er besonders lebhaft, für Beseitigung der körperlichen Strafen ein.[1]) —

Grundlegend ist Gneisenaus Mitarbeit an der Neuschöpfung des Preußischen Offizierkorps. Die von ihm vorgeschlagenen Änderungen

1) Außer seinem Aufsatz im „Volksfreund“ (s. unten S. 68ff.) vgl. seinen Entwurf der Verordnung über Abschaffung der Leibesstrafen bei Pertz I 683ff.



Scharnhorst

der Strafen der Offiziere haben noch heute Geltung. Von größter Bedeutung ward die Frage nach dem künftigen Nachwuchs des Offizierkorps. Hier tritt besonders Gneisenau leidenschaftlich für die Abschaffung der Vorrechte des Adels bei Besetzung der Offizierstellen wie überhaupt die der adligen Privilegien ein. An diesem Punkt wird der Zusammenhang der Armeereform mit der sozialpolitischen besonders deutlich. Wie Stein und Scharnhorst, so fordert Gneisenau, daß alle Stände zur Mitarbeit an den Aufgaben des Staats herangezogen werden müssen. Alle in der Nation noch schlummernden Kräfte sollen für deren Befreiung entfesselt werden. Gerade Gneisenau hat am tiefsten aus den Lehren der französischen Revolution geschöpft, ihre bleibenden Wahrheiten in den Dienst des deutschen vaterländischen Gedankens gestellt.

Als Mitglied der militärischen Untersuchungskommission hatte er an der Ausscheidung untauglicher oder unwürdiger Elemente aus dem Offizierkorps mitzuwirken. Das Verhalten jedes einzelnen preußischen Offiziers im Kriege 1806 wurde damals durch kriegsgerichtliche Untersuchung festgestellt. Trotz der hierdurch verursachten zahlreichen Entlassungen waren infolge der Verminderung des preußischen Heeres auf 20000 Mann noch immer viel zu viel Offiziere, so daß noch über 3000 (durch das Los) entlassen, andere auf halben Sold gesetzt werden mußten.

Auch in die Kommission zur Ausarbeitung des neuen Exerzierreglements (unter York), das vor allem dem Schützengefecht und dem Felddienst mehr Rechnung trug, ward Gneisenau berufen. Im Mai 1808 ward er Inspekteur aller Festungen, im September auch Chef des Ingenieurkorps.

Als aber im Frühjahr 1808 Spanien gegen Napoleon aufsteht und Österreich rüstet, da bestürmen Stein, Scharnhorst und Gneisenau den König, sich im Bunde mit Österreich gegen den Despoten zu erheben. In welchem Umfang gerade Gneisenau an diesen Erhebungsplänen der preußischen Patrioten vom Sommer 1808 mitgewirkt hat, ist erst kürzlich durch die von Friedrich Thimme wiederentdeckten und ins rechte Licht gestellten Denkschriften[1]) Gneisenaus klar geworden. Danach ist nicht sowohl Stein als vielmehr Gneisenau das

1) Historische Zeitschrift Bd. 86 S. 78ff. Die Ergebnisse von Thimmes Forschungen lege ich im folgenden zugrunde.

treibende Element im Bunde der Patrioten 1808 gewesen. Stein ist erst durch Gneisenau und Scharnhorst für den Plan der Erhebung gewonnen worden. Gneisenau aber ist der Vertreter der kühnsten und weittragendsten Ideen. Er will sich im Kampf um die Freiheit nicht auf die bisherigen militärischen Machtmittel des preußischen Staats beschränken, sondern (neben dem regulären Kriege) die vereinigten Kräfte der Nation für die Organisation des Volksaufstandes entfesseln. Er drängt daher den König, dem Lande eine freie Konstitution zu geben, um durch eine freie Verfassung die Herzen des Volkes für eine allgemeine Erhebung zu begeistern. In dieser Forderung, zugleich mit der munizipaler Selbstverwaltung, gipfelt die erste Denkschrift, während die zweite den Plan zur allgemeinen Volksbewaffnung enthält. Sehr merkwürdig ist auch die dritte. Der König war voll unerschütterlichen Vertrauens auf Rußland und wollte ohne dieses nur dann ein Bündnis mit Österreich schließen, wenn es bedeutende Waffenerfolge habe. Gerade gegen diese Ansichten des Königs, die sie vernichtend widerlegt, „läuft" die dritte Denkschrift „Sturm". Darin beruht ihre singuläre Kühnheit. — Die ersten drei Denkschriften sind im August eingereicht, die vierte wohl noch im September. In dieser fordert Gneisenau vom König, dem Pariser Vertrag die Genehmigung zu versagen und ihn erst einer allgemeinen Nationalvertretung zur Ratifikation vorzulegen. Dies letztere forderte auch Boyen, aber Gneisenau ist der einzige unter den Patrioten, der dem Könige von der Unterzeichnung des Pariser Vertrages direkt abgeraten hat. Stein hat dies auch mündlich nicht getan. Hätte Stein dies getan, so würde der König — nach seinem eigenen Ausspruch — den Vertrag niemals genehmigt haben. „Es hat somit den hochfliegenden Entwürfen der Patrioten aus dem Sommer 1808 zum Verhängnis gereicht, daß Stein in dem entscheidenden Moment der Krise hinter der Höhe Gneisenaus zurückgeblieben ist."

Der König hielt es am Ende für richtig, sich zunächst zu unterwerfen. So wurde wenigstens für den Augenblick das Land von der Masse des französischen Heeres befreit. Aber die wichtigsten Festungen blieben besetzt und das im Tilsiter Frieden um die Hälfte verkleinerte Preußen von französischen und Rheinbundtruppen rings umschlossen.

Aus einer Denkschrift vom Juli 1807.[1])

... Alle Koalitionen haben den Nachteil, welcher mit jeder Teilung der ausübenden Gewalt verbunden ist. Es fehlt ihnen an Einheit in der Entwerfung und Ausführung der Maßregeln. Statt daß die verschiedenen Teile zu einem einstimmigen Ganzen zusammenwirken, bekämpfen sie sich aus Eifersucht, oder stehen sich aus Mangel eines festen Planes einander selbst im Wege.

Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: Die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner, und endlich an die Spitze eines großen Volkes der größte Mensch aus seiner Mitte.

Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sichern Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adlige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft. Aber: „Es ist doch besser, es bleibt der Ruhm, auf Ahnenparadebett, durch keine Mesalliance mit dem Genie von gemeiner Herkunft befleckt, zu verscheiden als sich, in Verbindung mit ihm, zu erhalten."

Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volks in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital um-

1) Pertz I 301 f.

geschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wiederherstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum für sie noch nicht vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen.

„Freiheit des Rückens.[1])

Vor zwanzig Jahren begann das Wort Freiheit durch Europa zu tönen. Wir fühlen seine Erschütterungen noch, obgleich dem Wort nun ein ganz anderer Sinn untergelegt ist. Laßt uns unsern Blick abwenden von dieser Freiheit so mancherlei Gestalt und Art und uns mit der Freiheit der Rücken beschäftigen, die wahrlich einer aufgeklärten Nation nicht unwürdig ist.

Man hält es hier und da immer noch für unmöglich, bei dem deutschen Kriegswesen die Stock- und Spitzrutenstrafen abzuschaffen. Während die Milde unserer Gesetzgebung den Händen der Fronvögte den Stock entwindet, während unser Strafkodex nur noch den Diebstahl mit Schlägen bei gemeinen Verbrechern belegt; während ein Stockschlag in allen Ständen für eine empörende Beschimpfung gilt, will man im ehrenvollsten aller Vereine eine Bestrafung noch

1) Pertz I 385 ff. — Delbrück I 134 ff. Durch die von der Reorganisationskommission ausgearbeiteten neuen Kriegsartikel sollten Spießrutenlaufen und Stockschläge ausdrücklich verboten werden. Besonders Gneisenau trat als Mitglied der Kommission lebhaft für dies Verbot ein. Widerstand fand er aber bei dem Freiherrn von Stein, der gegen Gneisenau äußerte, daß die Prügelstrafe dem Deutschen gar nicht so ehrenrührig erscheine, wie man behaupte. Selbst auf den Turnieren hätten Prügelknechte die Ordnung aufrecht erhalten. Gneisenau richtete damals an seinen Bekannten Georg Baersch (einen der Begründer des später sog. Tugendbundes, der in dessen Auftrag die Wochenschrift „Der Volksfreund" herausgab) die Aufforderung, festzustellen, wie in diesem Punkte der Deutsche Orden verfahren sei. Als Baersch darauf fand, daß den Hauptleuten des Ordens das Schlagen der Söldner verboten gewesen sei, diktierte ihm Gneisenau sofort den obigen Aufsatz für den „Volksfreund", in dessen Nr. 6 vom 9. Juli 1808 er erschienen ist. Vgl. Pertz I 384 ff. — Delbrück I 134.

beibehalten wissen, welche so sehr den Begriffen des Zeitalters widerstrebt.

Wir haben uns endlich zu klaren Ansichten über die Pflicht zur Landesverteidigung erhoben. Wir sind dahingekommen, zu begreifen, daß es ein tiefes Versinken in Egoismus sei, wenn man die Waffenführung nicht für die ehrenvollste Beschäftigung zu jeder Zeit seines Lebens hält, von der nur Körpergebrechlichkeit, Blödsinn oder das Verbrechen ausschließen können. Es leuchtet dem gemeinsten Menschensinn ein, daß eine nicht in absoluter Unfähigkeit gegründete Exemption nur schimpflich sein könne; wenn aber ein gerechtes Gesetz Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände verteilt und den Sohn des Königlichen Rates ebensowohl den Reihen der Vaterlandsverteidiger beigesellt als den Pflüger und Tagelöhner, so wird es nötig, die für rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern und wohlerzogene junge Männer vor der Möglichkeit zu schützen, von übelwollenden Vorgesetzten mißhandelt zu werden. Wir wollen nicht leugnen, daß es Individuen gebe, welche nicht anders als durch empfindliche Züchtigungen zu ihrer Pflicht angehalten werden können. Bei verständiger Behandlungsart der Vorgesetzten werden indessen diese Fälle äußerst selten sein. Wir können Kompagnien anführen, wo der Stock beinahe niemals angewandt wird; sogar ein ganzes Bataillon[1]), wo man dessen Gebrauch seit seiner Stiftung noch gar nicht kennt, und dennoch ist dieses Bataillon in einer vortrefflichen Ordnung. Angenommen aber auch, daß es immer einige wenige im Heere geben werde, für welche nur der koerzitive Schwung des Stockes die Motive zur Pflichterfüllung hergeben könne, so ist es doch wenigstens ein unlogischer Schluß, zu behaupten, daß weil einige des Prügelns wert sind, alle geprügelt werden müssen.

Jede Nation muß sich selbst ehren, und keine Einrichtungen bei sich dulden, die sie in den Augen anderer Völker herabsetzen. Ebenso mit den Ständen. Aber was soll der Fremde, was soll der Bürger denken, wenn er den Soldaten auf öffentlichem Platze mit dem Stock mißhandeln, ihn oft für geringfügige Exerzierfehler von eigner Hand

1) Das Schills.

seiner hohen Vorgesetzten willkürlich mit Schlägen übersäen sieht und gewahr wird, daß dem oft erst der Kindheit entwachsenen Befehlshaber niederen Grades dasselbe Recht zusteht und sogar der Unteroffizier dieselbe Willkür übt?

Muß der Zuschauer nicht seinen Blick unwillig wegwenden?

Die Proklamation der Freiheit der Rücken scheint also der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit vorangehen zu müssen. Dünkt dies nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht tun auf unsere Ansprüche an Kultur und die Bewegungsgründe zum Wohlverhalten noch fernerhin im Holze aufzusuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen."

An Premier-Leutnant Wiesner.[1])

(6. Mai 1808.)

... Unsere Lage ist seit meinem letzten [Briefe] noch um vieles schlimmer geworden. Die Geldmittel fangen an, allerwärts zu fehlen. Schon vor zwei Monaten machten wir Kürzungen und Reduktionen und sandten deswegen unsere Questenberge[2]) allerwärts hin aus. Dies war jedoch nur eine Galgenfrist. Wir müssen jetzt in diesem Augenblick zu neuen Kürzungen und neuen Reduktionen schreiten, da keine Hoffnung aus Westen erscheint. Beseligendes Geschäft für mich, der ich zur Zeit unseres Wohlstandes vergessen blieb und jetzt an die Arbeit gerufen werde, wo es nichts zu tun gibt als zu desorganisieren.

Trösten Sie die jungen Offiziere darüber, daß sie noch nicht nach Deutschland zurückgekehrt sind. Bei uns ist allerwärts das bitterste Elend. Nur in Schlesien und Preußen hat man es möglich machen können, das halbe Traktement zu zahlen, und nächstens wird auch dies aufhören. Der Besitzer wird wahrscheinlich zugrunde gehen; neue Menschen, neue Dinge werden emporkommen, und die Zurückkehrenden werden die Dinge nicht mehr wie 1806 finden.

Keiner wird in seine alten Verhältnisse zurückkehren, und alle müssen wir uns auf ein mühseliges, tumultuarisches, unsicheres Leben gefaßt machen. Unser langes Garnisonleben hat uns verdorben, und Weichlichkeit, Vergnügungssucht und Genußliebe haben die kriege-

1) Vollständig bei Pertz I 389 ff., z. T. gekürzt bei Delbrück I 140 ff.

2) Anspielung auf die Rolle des Kriegsrats von Questenberg in Schillers „Piccolomini".

rischen Tugenden geschwächt. Die ganze Nation muß durch die Schule des Unglücks gehen, und entweder sterben wir an dieser Krise, oder es geht, wenn wir bitteres Elend durchgangen haben und unsere Gebeine nicht mehr sind, etwas Besseres daraus hervor.

Auf uns hier haben unsere Unfälle noch wenig Wirkung gemacht. Nur einige sehen ein, was not tut, dürfen aber nicht mit ihrer Meinung hervortreten, ohne angefeindet zu werden. Der Egoismus herrscht in Zivil und Militär gleich stark, und jeder betrachtet sein Departement als die heilige Bundesarche, an die keine unheilige Hand rühren darf. Man sucht sich durch Konnexionen zu halten, und einer schlägt dem andern bei Gelegenheit ein Bein. Der König und die Königin stehen, beinahe allein moralisch, in diesem Widerstreit der Meinungen, der die Entscheidung so sehr erschwert. Der obere Offizier sucht sich seine Einkünfte zu bewahren, der jüngere sich zu schniegeln und ein untätiges Leben zu verschlendern. Überhaupt werden Sie den preußischen Offizier kaum mehr in seiner neuen Tracht kennen.[1]) Ein mit Ketten, edlen Metallen und Quasten verzierter Czakot ziert das Hahnenkammhaupt; die Finger vertreten die Stelle des Kammes. Ein kissendick ausgepolsterter, nur bis an das Ende des Gesäßes reichender Rock, an dem der Kragen mehr Tuchaufwand erfordert als die Schöße, umschnürt den Leib; dann folgt eine enge, schwarze, mit 14 Dutzend Knöpfen verzierte Reithose als großes Costume. Ein affektierter Gang, eine in hohen Tönen intonierte Rede, Verachtung der übrigen Welt; reine Unwissenheit in allen wissenswerten Dingen und hohe Prätensionen; dies sind die Bezeichnungen eines großen Teils der Offiziere, die noch auf den Beinen stehn. Nur Krieg, harter Krieg und Entbehrungen können diese Menschen umschaffen.

Zur Berichtigung Ihrer Meinung und zu Ihrem Troste sage ich Ihnen, daß die Generale bei der neuen Formation keine Kompagnien haben werden. Auch keine Junker gibt es mehr; alles dient vom Gemeinen an, und jeder hat Ansprüche auf Avancement, der solche in Rechte zu verwandeln weiß. Die Anciennité wird hoffentlich ganz wegfallen. Die Armee wird nicht um die Hälfte, sondern um zwei Drittel kleiner. Wir werden, auch unter den günstigsten Umständen,

---

1) G. spottet hier mit Recht über die neu eingeführten preußischen Uniformen.

zu ganz sonderbaren Mitteln schreiten müssen, um nur unsere Offiziere der vorigen Armee vor dem Hunger zu schützen. Sie werden sich wundern.

An Hauptmann v. Langen.[1])

(17. Juli 1808.)

... Wir werden nächstens alle Bettler sein. Das Elend ist unbeschreiblich. Wohinaus will dies alles? Man muß die Heiterkeit meiner Seele haben, um unter den Unannehmlichkeiten, womit ich hier zu kämpfen habe, unter den Befürchtungen der Zukunft, mit einer zahlreichen Familie belastet und mit geschmälerten Einkünften, nicht der Hoffnungslosigkeit und dem Unmut zu erliegen. Meine einzige Hoffnung ist noch, daß uns der Krieg noch da oder dorthin schleudern wird; wir werden dann unser Unglück vergessen. Der Himmel lasse mich die Freude erleben, wieder einmal mit Dir zusammen zu sein, und dies unter frohen Verhältnissen geschehen. Dann wollen wir wieder ein Glas Vinum Rheni optimum zusammen trinken und die alten Leiden vergessen. Die glücklichen Zeiten, wo noch Sorgenfrei die Bilderauktion hielt, sind vorbei, doch wollen wir auch an angenehmen Erinnerungen eine Nachlese halten.

Denkschriften vom Sommer 1808.[2])

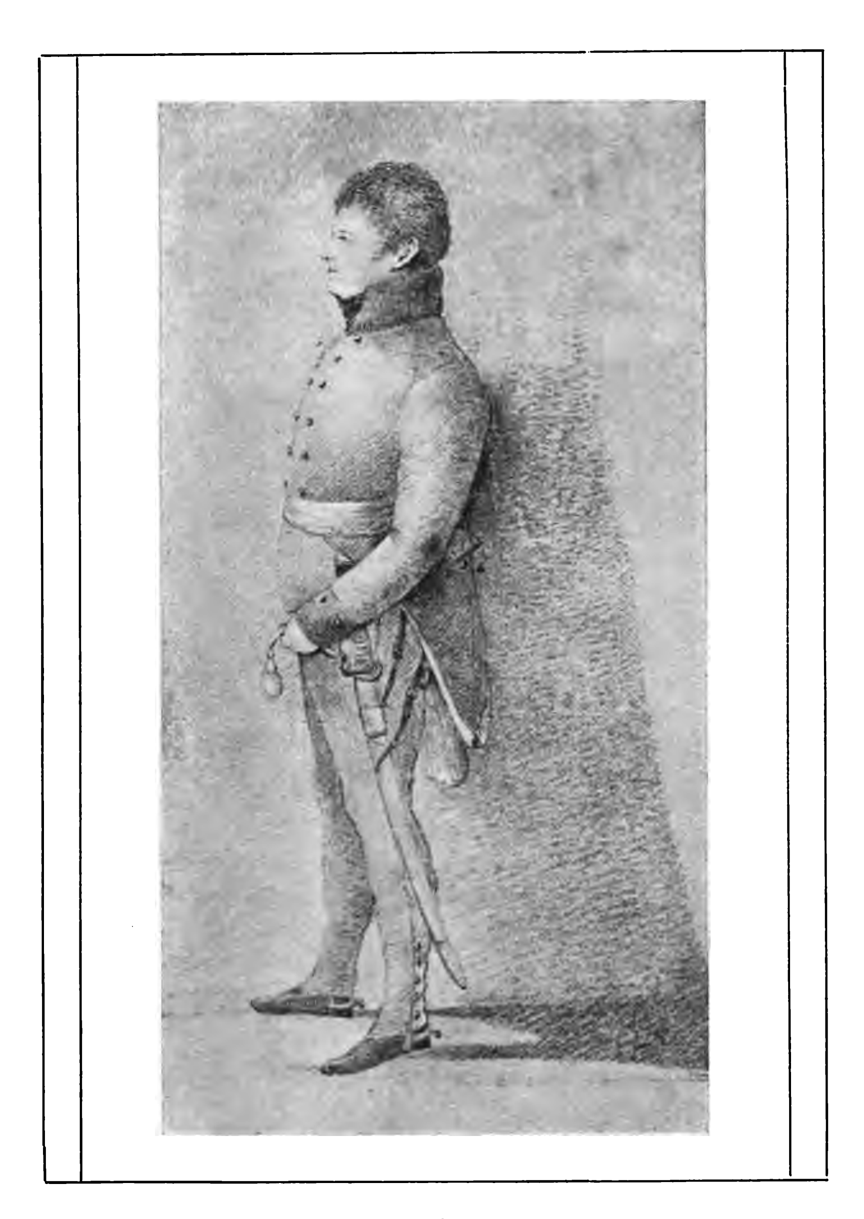
I.

Sogleich nach dem Tilsiter Friedensschluß ließen sich Napoleons Pläne ahnen. Wer über die Treulosigkeit derselben noch in Zweifel blieb, den belehrten seitdem die Ereignisse in Spanien[3]). Es ist die

1) Pertz I 391. v. Langen, ein Hauptmann von der Oberschlesischen Füsilierbrigade, gleichfalls 1806 in französische Gefangenschaft geraten und noch Anfang 1808 in Chalons; von Gneisenau dort in seiner Not mit Geld unterstützt. Langen hatte den Krieg in Amerika mitgemacht und war mit Gneisenau schon von dorther (1782/83) bekannt; ihre Freundschaft war während ihrer Dienstzeit in Schlesien erneuert.

2) Die folgenden Denkschriften an den König sind (mit anderen von Scharnhorst) erst durch Dr. Friedrich Thimme im Jahre 1901 im Kgl. Hausarchive zu Charlottenburg wiederentdeckt, von ihm in der Historischen Zeitschrift 86 S. 78ff. veröffentlicht und in ihrer Bedeutung eingehend gewürdigt worden.

3) „Fast unglaublich klangen selbst dieser des Grauens gewohnten Zeit die entsetzlichen Nachrichten, die im Mai 1808 aus dem Schlosse Marrac bei Bayonne



Gneisenau

eminenteste Wahrscheinlichkeit, daß dieser Emporkömmling jeden der noch bestehenden alten Throne umstoßen wird. Die höchste Gunst, welche er den auf selbigen sitzenden Fürsten erweisen dürfte, möchte eine Verpflanzung auf fremde neuerrichtete Throne sein, um auf diese Art verwaisete Völker und Fürsten, die ihren Untertanen Fremdlinge sind, um so abhängiger von sich zu machen.

Vorzüglich beehrt dieser Tyrann Preußens Regenten mit seinem Hasse. Wenn er dessen Thron noch nicht umgestoßen hat, so verdanken wir diese Frist dem Umstande, daß Österreich noch nicht niedergeworfen ist und die Pläne des französischen Kabinetts gegen Rußland noch nicht zur Ausführung reif sind.

Früh oder spät dürfen wir erwarten, daß wir aus der Reihe der unabhängigen Völker werden getilgt werden. Keine Demütigung wird uns diese Katastrophe ersparen, ein kräftiger Widerstand hingegen uns die Achtung der Zeitgenossen und Nachkommen sichern, falls unser Untergang beschlossen ist und wir unterliegen müssen.

Unsere militärischen Kräfte, im zeitherigen Sinne des Wortes, würden uns nur den Vorteil sichern, mit Ehren untergehen zu können, ohne auf die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs rechnen zu können; aber es gibt noch Widerstandskräfte, die die Regierungen zeither vernachlässigt oder gefürchtet haben, und die uns mit hoher Wahrscheinlichkeit einem günstigen Ausgange des Kampfes entgegensehen lassen. Dies sind die Volksbewaffnungen.

Die Gemüter sind hierzu großenteils reif; die unschlüssigen und lauen müssen durch ein kräftiges Wollen der Regierung auf die Stufe des Gemeinsinns gehoben werden, wozu ihnen eigene Kraft fehlt. Der Ausspruch: „Wer nicht mit uns ist, ist wider uns", lasse für niemanden, selbst nicht für den Verräter, einen Ausweg übrig. Lauigkeit ist in solchen Krisen Hochverrat.

Aber es ist billig und staatsklug zugleich, daß man den Völkern ein Vaterland gebe, wenn sie ein Vaterland kräftig verteidigen sollen. Es ist dies besonders nötig wegen derjenigen Völkerschaften deutscher Zunge, die ehedem nicht unter preußischem Zepter lebten, sich aber

kamen: wie Napoleon die spanischen Bourbonen zu sich gelockt, wie er dann den Vater und den Sohn gleich wütenden Bestien aufeinander gehetzt, beide zur Abdankung gezwungen und seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron erhoben hatte". Treitschke I 323.

uns zur Befreiung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes anschließen möchten. Eine freie Verfassung und eine einfacher geordnete Verwaltung werden es ihnen wünschenswert machen, mit uns unter gemeinschaftlichen Gesetzen zu leben. Vorzüglich gute Wirkung wird eine nach altdeutscher Art gemodelte Munizipalverfassung tun, die den Bürgern das Wahlrecht ihrer Obrigkeiten und Rechenschaftsforderung von selbigen sichert. Die volkreichen Städte des westlichen und nordwestlichen Deutschlands würden dann sehr geneigt sein, unserm Bunde beizutreten. Die Seehäfen erkläre man zu Freihäfen. Man hat es in neueren Zeiten nicht genug beachtet, welche Streitmittel man aus großen Städten ziehen kann. Die Geschichte mag uns hierbei an Gustav Adolph bei Nürnberg erinnern. Fängt man mit Erschaffung einer neuen Munizipalverfassung an, so wirkt man dadurch um so sicherer auf das Volk, das eher die Güte einer städtischen Verfassung als die eines Staates begreift; gibt man dem Staate überhaupt eine freiere Gestalt, so befriedigt man die denkenden Köpfe, reißt die Enthusiasten mit sich fort, bekehrt die französisch Gesinnten und schreckt die Verräter.

Hat man die deutsche Nation zu frohen Hoffnungen einer wohltätigen Staatsreform durch Proklamationen und Tat berechtigt, so ist keinem Zweifel unterworfen, daß nicht ein großer Teil derselben für unsere Sache gegen unsere Dränger den Schild erhebe. Spaniens edles Beispiel ist hierzu eine mächtige Ermunterung, und sollten Österreichs Rüstungen in offenbaren Angriff übergehen, so ist sogar der Erfolg auf das unbezweifeltste gesichert. Man wird dann 15 und mehr Millionen Menschen für einen Nationalzweck, für ihre Unabhängigkeit, fechten sehen. Das Interesse, welches die königliche Familie durch ihr Unglück in ganz Deutschland erregt, wird sich noch vergrößern, wenn sich das Brandenburgische Haus, dessen Regenten man so liberale Grundsätze verdankt, an die Spitze des Bundes für deutsche Unabhängigkeit und deutsche Freiheit stellt.

Nichts fürchten unsere Feinde mehr, nichts entwickelt aber auch die Kraft einer Nation auf eine furchtbarere Weise als Volksaufstände. Überall stellen sich zahlreichere Massen entgegen, als der mächtigste Feind herbeizuführen vermag. Und welcher Geist belebt diese dem vaterländischen Boden entwachsenen Heere. Erbitterung gegen ihre Unterdrücker, Anhänglichkeit an ihren Monarchen, verstärkt durch

dessen wohltätige Staatsreform, Wertschätzung ihrer Verfassung, Liebe zum Vaterland und Rache beseelen sie.

Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß wir unsern Feinden vielfach überlegen sein werden. Werden diese Kräfte gehörig geleitet, so müssen sie zu einem günstigen Erfolg führen. Man muß sich in keine entscheidenden Treffen einlassen, es sei denn, der Sukzeß wäre auf das gewissеste gesichert. Man beschäftigt den Feind den Tag über durch zerstreute Gefechte, hält unsere Kolonnen zurück, und wenn der ermüdete Gegner sich der Ruhe überlassen will, so fällt man über ihn her, um ihn zum entscheidenden Handgemenge zu zwingen. Nachtgefechte sind uns immer günstig und entziehen dem Feinde die Vorteile seiner Schießwaffen. Wo der Feind mit Übermacht vordringt, da weicht man zurück, verödet das Land vor ihm her, wirft sich in dessen Flanke und Rücken und schneidet ihm die Zufuhren ab. Es ist nicht möglich, daß er diese Kriegsart lange aushalte. Es wird ihm bald an Munition und Menschen mangeln, und die Ergänzung dieser Gegenstände muß ihm schwer werden, da sie ihren Weg durch uns befreundete Länder nehmen müssen. Während seine Truppen in einem ihnen verhaßten Kriege zusammenschmelzen, vermehren sich unsere Kriegshaufen durch Erfolge, gewinnen an Kriegserfahrung, und nach einem rühmlich durchgefochtenen Kampf steht die deutsche Unabhängigkeit gesicherter als je da.

Zwei Grundsätze werden sich aus dieser mit Erfolg gekrönten Kraftäußerung entwickeln. Erstens, daß eine minder mächtige Nation zwischen Übermächtigen es wagen dürfe, unabhängig zu sein, da der Eroberer niemals so viel Truppen aus seinem Gebiet in das fremde versetzen kann, als die verteidigende Nation ihm entgegenzustellen vermag. Unter 15 Millionen Menschen jedes Geschlechts und Alters befinden sich überall 1 1/2 Millionen junge Männer von 18—29 Jahren, und über 1 Million von 30—39 Jahren. Der dritte Teil davon ist hinreichend, um alles zu vernichten, was die Grenze feindselig zu überschreiten wagen möchte. Jeder auf Eroberungen verzichtende Regent kann demnach fortan ruhig in seiner Residenz den Stürmen, die ihn umgeben, zusehen, sich ungestört nur mit dem Glück seines Volkes beschäftigen, und er zieht nur dann an die Grenzen seines Landes, wenn ein übermütiger Feind dessen Unabhängigkeit und seine Ehre bedroht.

Der zweite sich entwickelnde Grundsatz wird der sein, daß die mit so hartem Druck auf den Nationen lastenden stehenden Heere[1]) bedeutend vermindert werden können.

Man kann sich nicht verhehlen, daß zur Entnervung und Entartung der Völker nichts mehr beigetragen hat als diese stehenden Heere, die den kriegerischen Geist der Nation und ihren Gemeinsinn zerstören, da sie die übrigen Stände von der unmittelbaren Verteidigung des Staates entbanden. Diese Heere vermehrten sich mit jedem Tage, und durch den gestiegenen Geldwert aller Dinge wurden die dazu nötigen Kosten fast unerschwinglich, alle Staats- und Geisteskräfte wurden angespannt, um ihre Erhaltung zu sichern, und dennoch gaben sie nur einen sehr unsichern Schutz, da derjenige glückliche Eroberer, der ihre Zahl am meisten zu vermehren imstande war, am Ende Sieger blieb; denn Mehrzahl, mit Klugheit geleitet, sichert, bei übrigens gleichen Umständen, immer den Erfolg. Überträgt man hingegen dem Volke unmittelbar die Verteidigung seines Herdes, so weckt, verbreitet und erhält man in ihm den kriegerischen Geist und sichert sich immer die Übermacht der Mehrzahl.

Die Furchtsamkeit wird immer den schwachen Rat geben, ein so gewaltsames Mittel wegen Ungewißheit des Erfolges nicht zu wagen und lieber noch sich hinzuhalten suchen; man wird selbst von Gefahren für den Thron sprechen.

Was die fernere Ergebung in den harten Willen des Sieges betrifft, so läßt sich, bei der heutigen Gestalt der Dinge, wohl erwarten, daß Napoleon Anträge machen und mildernde Formen beobachten wird. Aber man darf sich deswegen nicht schmeicheln, daß eine Verbindung mit ihm unsern Untergang bereiten werde; nur verzögern wird er ihn. Früh oder spät kommen wir dennoch an die Reihe, und, einmal in der Höhle des Zyklopen, können wir bloß auf den Vorzug rechnen, zuletzt verzehrt zu werden. Man kann es sich nicht verhehlen, daß es für uns keinen Mittelweg zwischen Untergang und Schande auf einer, Unabhängigkeit und Ehre auf der anderen Seite gebe. Schlagen wir den der Ehre ein, so kann der preußische Name glorreicher als je wiederhergestellt werden. Nur mutigen und festen Schrittes auf der

---

1) G. meint hier und im folgenden die aus Berufssoldaten bestehenden „stehenden Heere".

Bahn vorgeschritten, die Klugheit und Notwendigkeit uns vorzeichnen. Wieviel der feste Wille, unabhängig zu sein, vermag, bewies Sertorius in Spanien, Claudius Civilis in Belgien, Hermann in Deutschland gegen das mächtige Römerreich; in neuern Zeiten die kleine Vendée, und wahrlich, wir haben ganz andere Kräfte zu Gebot. Übrigens wird die Politik wohl wissen, wie sie sich bei einem etwaigen Ansinnen von jenseits des Rheins her zu benehmen hat. Man bekämpfe den Tyrannen mit seinen eigenen Waffen und stelle entschlossene Menschen an die Spitze der Truppen. Der Tag der Rache wird wohl kommen.

Gefahren für den Thron gibt es bei uns nicht; dagegen sichert die Persönlichkeit des königlichen Paares. Die Augen von ganz Deutschland sind auf selbiges gerichtet; mit welchem Interesse, weiß die Welt. Eine gute, vom Throne ausgehende, von andern Völkern beneidete Konstitution wird die Anhänglichkeit an den Regenten vermehren und gegen eine Regierung, die sich Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit und bürgerliche Freiheit der Nation zum Zwecke aufstellt, vermag weder Ehrsucht noch Egoismus anzukämpfen.

Beginnen wir demnach den ehrenvollen Kampf mit mutigem Herzen und im Vertrauen auf Gott, der eine gerechte Sache nicht verlassen wird, sofern er nicht um höherer Zwecke willen unsern Untergang beschlossen hat, der vielleicht nur deswegen uns so tief sinken ließ, um aus demselben Deutschland, worin religiöse Freiheit aufblühte, die politische zugleich mit der Veredlung der Völker, die nur in ihrer wechselseitigen Unabhängigkeit gedeihen kann, ausgehen zu lassen. Nie wurde für eine schönere Sache gefochten, denn es gilt Unabhängigkeit und Veredlung des Volkes zugleich. Vielleicht nur eine kurze Zeit, und schöner, blühender, kräftiger als je steht der verjüngte Staat da, glücklich im Innern, geachtet und gefürchtet von außen, Preußens Regent als Wiederhersteller deutscher Freiheit an seiner Spitze. Wem schlägt das Herz nicht von frohen Hoffnungen!

Schon liegt der Plan zur Ausführung nach seinen Hauptmomenten ausgearbeitet da. Er kann nicht fehlschlagen, und es bürgt für den Erfolg mit seinem Kopf der Unterzeichnete

N. v. Gneisenau.

II.

„Auszug aus der Konstitution für die allgemeine Waffenerhebung des nördlichen Deutschlands gegen Frankreich."

Das erste Gesetz des Bundes zur Vaterlandsverteidigung ist: Wer nicht mit uns ist, ist wider uns.

Jede Mannsperson von 17 Jahren an wird bewaffnet, durch eine Nationalkokarde als Soldat bezeichnet und durch eine Nummer unterschieden. Wer ein Pferd hat, bringt solches mit und wird Kavallerist.

Jede Obrigkeit, die nicht sogleich mit Eifer zur Sammlung, Bewaffnung und Ausrüstung der Vaterlandsverteidiger mitwirkt, ist sofort ihres Amtes entsetzt.

Alle Obrigkeiten und Vorgesetzte, welche sich während der feindlichen Besitznahme Unterschleife haben zu schulden kommen lassen, werden von ihren Untergebenen ihres Amtes entsetzt und andere an ihre Stelle erwählt.

Die Geistlichen erhalten mehr Amtsgewalt, die Kontrolle über die benachbarten Obrigkeiten und die Zensur über selbige in betreff alles desjenigen, was diese Nützliches zur Landesverteidigung verabsäumen möchten.

Die zusammengebrachten Bataillone wählen sich selbst ihre Unteroffiziere und Offiziere. Letztere bestätigt der König.

Avancement und Belohnungen hat die Nationalarmee mit der stehenden Armee gemein.

In jeder Provinz wird ein Oberlandeshauptmann, zwei Landeshauptleute und mehrere Landvögte gesetzt. Die volle Zivilgewalt liegt in ihren Händen. Erstere haben das Recht über Leben und Tod; das Vermögen des Staats und der Partikuliers steht ihnen zu Gebot: sie sind für nichts verantwortlich, was sie zur Landesverteidigung anordnen, aber wohl für alles, was sie unterlassen möchten, um dem Feinde zu schaden. Alle Zivilbehörden stehen unter ihnen. Sie besorgen die Zusammenziehung der waffenfähigen Männer ihrer Provinz, bestimmen, welche daheim bleiben sollen; sorgen für Waffen, Proviant, Zusammenbringung und Anordnung der Befestigungsmittel und beraten sich in allem, was zur Verteidigung der Provinz abzweckt, mit dem Militärchef derselben.

Jeder Bauer, welcher ein mit Diensten belastetes Grundstück besitzt, befreit dasselbe davon, wenn er bis zu Ende für die Sache der Unabhängigkeit mitficht.

Die Güter und das Vermögen aller derjenigen, welche sich lau oder der Sache des Feindes geneigt bezeugen, werden eingezogen und unter die im Kriege schwer Verwundeten und die Kinder der für die Sache des Vaterlandes Gefallenen verteilt.

Alles vorrätige Getreide wird beim Vordringen des Feindes fortgeschafft und die Gegend vor ihm her verödet, die Mühlen der nötigsten Stücke beraubt, und Frauen und Kinder flüchten sich nach Bezirken, deren der Norden so viele hat und die mit wenig Mühe unzugänglich gemacht werden können. Schickliche Städte werden palisadiert, mit Blockhäusern versehen und zur Verteidigung eingerichtet. Was zerstört wird, trägt die Nation gemeinschaftlich.

Auf Landmarken und Höhen werden Signale errichtet, um die Annäherung des Feindes zu erfahren. Alle waffenfähige Mannschaft eilt ihm nun entgegen. Man vermeidet jedoch entscheidende Gefechte, wofern man nicht des Erfolges ganz gewiß ist, führt nur den kleinen Krieg, hält die geschlossenen Kolonnen zurück, ermüdet den Feind und sucht es in Nachtgefechten zu entscheidendem Handgemenge zu bringen. Wo der Feind mit Übermacht vordringt, da weicht man zurück und wirft sich auf dessen Flanke und Rücken. Starke Engpässe verteidigt man mit Hartnäckigkeit.

Wir erkennen alle Deutsche als unsere Brüder und erklären feierlich, daß wir nicht die Absicht haben, ihr Gebiet mit dem unsrigen zu vereinigen; nur diejenigen deutschen Völker, welche mit uns unter gemeinschaftlichen Gesetzen leben wollen, werden in unsern Bund aufgenommen. Alle See- und Handelsstädte, welche sich an uns anschließen wollen, können sich eine beliebige Verfassung geben; ihre Häfen werden zu Freihäfen erklärt.

Für den preußischen Staat wird eine freie Konstitution proklamiert.

Diejenigen deutschen Fürsten, welche niederträchtig genug sind, ihre Truppen gegen uns marschieren zu lassen, werden ihrer Throne verlustig erklärt, und ihre Untertanen wählen sich würdigere Regenten an ihrer Stelle. Ihre Minister sind vogelfrei, wenn sie nicht sogleich für unsere Pläne mitwirken.

Jeder Adel, der nicht durch im Unabhängigkeitskriege erhaltene

Wunden oder Handlungen der Tapferkeit oder große, dem Vaterlande dargebrachte Opfer oder durch in ihren Folgen wichtige Ratschläge erneuert wird, hört auf, und künftighin gilt uns nur der auf solche Weise neu erworbene Adel.

Geht man mit Kraft zu Werke, so ist es unmöglich, daß der Feind diese Kriegsart lang anhalte. Durch einen in Berlin zu erregenden Volksaufstand gelingt es vielleicht, die dortigen Vorrichtungen zur Pulverfabrikation zu stören, und erreicht man dies, so ist es vorherzusehen, daß es den Feinden bald an Munition fehlen werde.

An Wiesner.[1])

(Königsberg, den 15. Februar 1809.)

... Ich sage Ihnen, daß es für uns nur eine Alternative gibt, entweder wir vermehren, unerachtet der Traktaten, unsere Armee und geben uns eine achtungswertere Stellung, oder wir sind binnen kurzem dennoch verloren... Ist Napoleon glücklich in Spanien und gegen Österreich, so läßt er uns nimmermehr bestehen. Rußland kann und wird uns nicht schützen. Machen Sie immerhin Ihre Lebenspläne auf diesen oder jenen Zustand der Dinge[2]); ein Drittes gibt es kaum. Dahin hat uns Unwissenheit, Unentschlossenheit, Feigherzigkeit und eine schlechte Politik gebracht. Sie werden sich vielleicht noch mancher Meinungen von mir erinnern, allein ich fand damals keinen Glauben, obgleich ich Frankreichs weltherrschende Pläne und Napoleons Charakter sehr zeitig, und, wie der Erfolg lehrte, sehr richtig aufgefaßt hatte. Wer nach der Geschichte und den menschlichen Leidenschaften schließt, wird sich selten irren. Aber freilich haben wir unserm Gegner die Sache sehr leicht gemacht. Es bedurfte wahrlich nicht seines Talentes, um uns zu vernichten. Unsere Erbärmlichkeit hat seine Pläne sehr schnell zur Reife gebracht. Nun soll man die zerrüttete Maschine wiederherstellen. Das geht nur auf vulkanischem Wege.

Daß ich mich von hier wegsehne, können Sie denken, aber vergebens. Es bleibt kein Ausweg als sich über Hals und Kopf in den Strudel stürzen.

---

1) Pertz I, 463 f. = Delbrück I, 172 f. (oben gekürzt).

2) Wiesner, aus der französischen Gefangenschaft zurückgekehrt, wartete auf Wiederanstellung.

An seine Frau.[1])

Teure Freundin!

Unerachtet ich Tag und Nacht immer fortgefahren bin, so habe ich es doch der Hitze, des laufenden Sandes und der schlechten Pferde wegen, nicht dahin bringen können, früher hierher zu kommen als vorgestern nachmittags. Übrigens ist meine Reise glücklich und nicht einmal langweilig gewesen, denn die langen Tage hindurch beschäftigte ich mich mit einer sehr eingehenden wissenschaftlichen Lektüre, und die Nächte hindurch schlief ich vortrefflich.

Was mir aber sehr unangenehm sein muß, ist, daß es der Eile, womit ich, um dem königlichen Befehl zu genügen, abreisen zu müssen glaubte, gar nicht bedurft hätte. Zum Teil haben sich die Umstände geändert, und dann sind meine Neben-Kommissäre, mit denen ich arbeiten soll, noch nicht gekommen, und dürfte es noch lange dauern, bis wir unsere Sitzungen beginnen können. Ich hätte daher füglich noch einige Zeit in Kauffung zubringen können, was für mich ein großer Verlust ist. Was mich trösten muß, ist, meiner Pflicht gegen meine Neigung genügt zu haben.

Hier habe ich alles sehr verschlimmert gefunden. Gegen den edlen General Scharnhorst treten heimliche Denunzianten auf[2]), und er

1) Pertz I 498 f., vollständig bei Delbrück I 165 f. Als Friedrich Wilhelm schließlich Österreich im Kampf mit Frankreich doch im Stiche zu lassen schien, faßte G. den Gedanken, selbst den Abschied zu nehmen und in österreichischem Dienst eine preußische Legion zu errichten. Vorher aber wollte er endlich seine Familie einmal wiedersehen, von der er $2^1/_2$ Jahr getrennt gewesen war. Inzwischen war ihm eine Tochter (Emilie, 6. Dez. 1806) geboren, und selbst die beiden ältsten Kinder kannten den Vater nach der langen Trennung nicht mehr! Um seine inzwischen in äußerste Not geratene Frau vor dem Verlust ihres Gutes Mittel-Kauffung zu bewahren, hatte er sogar in Königsberg Schulden gemacht und sie mit dem geliehenen Gelde unterstützt. — Nach Österreichs Erhebung, die den Losbruch Schills im Gefolge hatte, stellte Preußen die monatlichen Tributzahlungen an Frankreich ein, und G. erhielt am 16. Mai Befehl, sofort nach Königsberg zurückzukehren, wohin er in der Hoffnung eilte, daß Preußen jetzt doch noch das Joch abschütteln werde. Den Gedanken einer preußischen Legion gab er für jetzt auf. — Bald nach seiner Rückkehr nach Königsberg, wo er am 24. Mai 1809 eintraf, schrieb er den Brief.

2) All diese Verleumdungen gingen von Mitgliedern der altständisch-reaktionären Partei aus, von denen obendrein manche Franzosenfreunde waren. — Graf Chasot sollte Schills Unternehmen begünstigt haben.

wird mißhandelt. Der ehemalige Kommandant von Berlin, Graf Chasot, ist ebenfalls hart angeklagt und zur Verantwortung hierher berufen worden. Auch gegen mich fand eine Anklage statt, und wurde ausdrücklich ein Kurier deswegen hierher gesandt. Ich sollte einer der Anführer der Verschwörung sein, die eine Thronrevolution bewirken wollte. Man hat mich indessen noch nicht davon offiziell unterrichtet, und man muß wohl an meine Unschuld glauben, indem mich der König zum Obristen ernannt hat und mich dabei allen Oberstleutnants, meinen Vorderleuten, vorsetzte, was mir natürlicherweise aufs neue Feinde erregt und die Alten erbittert. Die Anklage ist dumm und lächerlich. Der Ankläger ist ein Mensch, der notorisch den Franzosen verkauft ist, und über welchen man mir früher schon Anzeige gemacht hat. Aber ich finde es sehr konsequent gedacht, daß die an Frankreich ergebenen Leute mich zu entfernen trachten. Die Toren! Ich bin ja willens, von selbst abzutreten. Du, die du meine Gesinnung und Pläne kennst, Du wirst wohl auflachen über solche läppische Beschuldigungen. Allein, unerachtet derer Abgeschmacktheit, ist dennoch der Denunziant, der Oberförster Troß, zum Forstmeister ernannt worden!

Ich hatte von Glatz aus dem Könige eine kleine Denkschrift über die inneren Staatsverhältnisse überreicht. Er hat die feine Aufmerksamkeit gehabt, zu befehlen, daß mein Patent als Obrister von dem Datum des Eingangs dieser Denkschrift datiert werden solle.[1]) Du kannst dich also nun mit Fug und Recht Obristin nennen lassen, was früher auf eine illegale Art geschah.

Das Ungewitter rückt näher, und nächstens schwebt der Donner über unserm Haupte. Daß nur der Sturm Eure schönen Fluren nicht vernichte. Waffne Dich indessen mit Standhaftigkeit gegen Unruhe und Besorgnisse und präge den Kindern ja recht tief ein, welche Schicksale ihnen bevorstehen können, damit sie sich daran gewöhnen, dem Unglück ins Auge zu sehen und ihre Wünsche mehr auf innere Kultur als äußeren Wohlstand zu richten. Letzterer ist so vergänglich, und nur die innere Kultur begleitet durch das Leben.

Da ich meine alte Wohnung hier nicht mehr beziehen konnte, so habe ich eine neue erhalten, die mir freiwillig angeboten wurde. Es

1) Die Denkschrift selbst ist bis jetzt nicht gefunden. Pertz I 490.

ist dies eins der schönsten Häuser in diesem Viertel; mein Wirt, der Kriminalrat Brandt, einer der gescheutesten Männer der Stadt, und meine Wirtin eine der schönsten Frauen der Welt. Sind dies nicht vier seltene Vorteile? In der Wohnung meiner Wirtsleute herrscht eine Reinlichkeit zum Entzücken. Alles glänzt, alles steht an seinem Orte. Diese Art zu sein ist wirklich ein hoher Lebensgenuß und kostet nichts.

IV. Reise ins Ausland. 1809—1810.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1809 in seinem Kleinmut — trotz aller Bemühungen der Patriotenpartei und zumal Gneisenaus — Österreich im Kampf mit Napoleon schließlich doch allein ließ, war es Gneisenau und anderen unerträglich, während des österreichischen Freiheitskampfes für die vaterländische Sache untätig zu sein. Da jetzt England ein Heer von 40 000 Mann rüstete, um auch auf dem Festlande in den Kampf gegen die Franzosen einzugreifen, faßte Gneisenau den Plan, persönlich in England dessen Rüstungen zu betreiben und die englischen Streitkräfte womöglich nach dem nordwestlichen Deutschland zu dirigieren und so wenigstens mittelbar für die Befreiung Preußens zu wirken. Auf seine Bitte bewilligte ihm der König „für die Dauer des Friedens“ den Abschied, gewährte ihm aber 2000 Dukaten für die Reise, ohne ihm jedoch einen offiziellen Auftrag zu geben. Gneisenau fuhr daher als Privatmann am 11. Juli 1809 ab. Der Franzosen wegen reiste er über Schweden. Seine Reise hatte trotz seiner eifrigen Bemühungen keinen Erfolg; inzwischen waren die Österreicher bei Wagram geschlagen und die englische Expedition nicht nach Nordwestdeutschland, sondern nach der Scheldemündung gegangen und infolge der Unfähigkeit der Führer gänzlich gescheitert. Am 14. Oktober schloß Österreich bereits den Frieden zu Wien, und Gneisenau verließ am 14. November aufs bitterste enttäuscht England. Seine Stimmung kommt in jenem Briefe, den er noch aus London an seine Frau gerichtet hat, erschütternd zum Ausdruck. — Er reist zurück wieder über Schweden und von da über Rußland, einmal aus wohlbegründeter Vorsicht vor den Franzosen, die jetzt die Ostsee überwachten, dann aber, um die militärischen Hilfsmittel dieser Länder genauer kennen zu lernen. —

In dem ersten Briefe an seine Kinder beschreibt er im ersten Teile seine Hinreise von Ostpreußen nach Schweden (bis S. 93 Z. 13), in der erst später geschriebenen Fortsetzung seine Rückreise (wie er von England nach Schweden zurückgekehrt ist) von Schweden über Finnland nach Rußland.

Diese Briefe an seine Kinder sind — abgesehen von der Erweiterung und Vertiefung seiner politischen und militärischen Einsicht in die Verhältnisse der nordischen Reiche und Englands — die schönste Frucht seiner Reise, ein unvergängliches Denkmal seiner unvergleichlichen Beobachtungsgabe, seiner Kunst, anschaulich zu schildern, seines allseitigen Verständnisses für Menschen und Dinge. — Daß er, mit tiefstem Kummer über das Schicksal seines geknechteten Vaterlandes im Herzen, dennoch eine derartige Empfänglichkeit für die tausend und abertausend Eindrücke seiner Reise in fremden Ländern an den Tag legt, ist ein neues Zeugnis für die einzigartige Frische und Spannkraft seines ewig jungen Herzens.

An seine Frau.[1]

(28. Juni 1809.)

... Wenn Du diesen Brief erhältst, so schwimme ich vielleicht schon auf dem Meere. Mündlich und schriftlich habe ich bereits um meine Entlassung gebeten und werde sie wohl erhalten. Vorerst gehe ich nach England, hoffe aber, von da bald zurückzukehren. Der König entläßt mich ungern, er hat mir bei dieser Gelegenheit viel schmeichelhafte Dinge gesagt, über meine geleisteten Dienste, über meine künftige Bestimmung usw. Ich habe ihm versprochen, sobald er die Waffen zu ergreifen genötigt sei, sogleich zu ihm zurückzukehren. Er hat mich sehr herzlich behandelt; auch darf ich wohl sagen, daß ich dies verdiene nach allen den Opfern, die ich ihm bringe, und da all mein Dichten und Trachten doch lediglich auf seine Wohlfahrt gerichtet ist.

An seine Frau.[2]

(8. Juli 1809.)

... Wenn Du mit Gewißheit vernommen hast, daß ich tot bin, dann sende beiliegendes Schreiben an den König. Es ist in der Ab-

1) Pertz I 520f; Delbrück I 171 (zum Teil).

2) Pertz I 522f. Die obige Stelle ist der Schluß seines vorletzten Briefes vor der Abreise an die Seinigen, worin er auch den schlimmsten Fall, daß er auf dieser Reise den Tod finden sollte, ins Auge faßt.

sicht verfaßt, um Dein und der Deinigen Schicksal zu sichern. Eine solche Stimme aus dem Grabe heraus tut manchmal Wirkung.

Lebe wohl und Gott nehme Dich in seinen heiligen Schutz. Umarme die Kinder. Grüße alle.

An seine Frau.[1])

(London, 2. Nov. 1809.)

In diesem Lande werden die Regierungsangelegenheiten ebenfalls auf die erbärmlichste Art betrieben. Unwissende und leidenschaftliche Menschen stehen am Ruder, und durch ihre Ungeschicklichkeit müßte auch dieses Volk zugrunde gehen, wenn solches nicht dessen geographische Lage schützte. Die größten Kräfte an Menschen und Geld hat man aus Unkenntnis verschleudert und dadurch den Triumph seiner Feinde vermehrt. Wahrlich, alle gegen Bonaparte feindseligen Regierungen bieten sich die Hand, um diesem verwegenen Eroberer sein Spiel leicht zu machen. Es gibt entweder keine Vorsehung in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, oder sie hat diesen Zustand der Dinge herbeigeführt, um uns für unsere Weichlichkeit, Unentschlossenheit, Genußliebe usw. usw. zu strafen. Tritt nicht ein Gott ins Mittel, so sind wir alle verloren. —

(6. Dezember.)

Der Zweck meiner Reise ist verfehlt. Alles arbeitet an seiner eigenen Vernichtung, um dem verwegenen Eroberer sein Spiel recht leicht zu machen. Es ist nicht wahrscheinlich mehr, daß Menschen so verständig und so willig sein werden, sich selbst zu helfen. Nur durch das Einwirken einer höheren Macht können sich die Dinge zum Bessern wenden, und dazu ist Hoffnung vorhanden. Aber freilich eine trügliche Hoffnung so wie die auf reiche Erbschaften und Lotteriegewinste. Besser ist es immer, man vertraue seinem eigenen Fleiße und eigener Einsicht als solchen Zufälligkeiten. Hilft nicht der Allmächtige, so ist alles verloren. Die Fürsten haben sich ihre Throne untergraben lassen, und nächstens werden sie zusammenstürzen und die redlichen Fürstenfreunde unter ihren Trümmern begraben. — —

Wie es mit der Folge werden wird, weiß ich nicht, aber ich vertraue auf mein Glück, das mir oftmals Freunde zuwies, und ich hoffe,

1) Pertz I 586 ff. = Delbrück I 197 ff.

daß mein guter Wille, meine geleisteten Dienste und der kleine Vorrat von Kenntnissen, den ich mir in der Muße meines Dienstlebens erworben habe, mir irgendwo einen Platz verschaffen werden. Meine Bekümmernisse entstehen nur aus der Betrachtung der Lage, worin die Meinigen geraten würden, falls ich aus diesem Leben scheiden sollte. Solange mein ehemaliger Herr[1]) noch etwas besitzt, würde er sie nicht darben lassen; wenn aber auch er das Seinige gänzlich verlieren sollte, dann wären auch sie der Bitterkeit des Mangels preisgegeben, und niemand würde sich meiner erinnern! . . .

(15. Jan. 1810.)

. . . Du kennst meine Ansicht der Politik in Europa. Ich halte die alten Regierungen für verloren. Zwar ist durch die Wendung des Feldzuges an der Donau und in Mähren die Todesstunde noch um etwas hinausgeschoben worden; allein sie scheint mir deswegen nicht weniger gewiß. Ein Mann mit solchen Talenten und solcher Gewalt wie Napoleon, mit einer solchen Kenntnis der ihm entgegenstehenden Höfe und der Nichtswürdigkeit der meisten Menschen und mit einer solchen Verwegenheit wird und muß seine Pläne zur Reife bringen, sofern er das Leben behält. Er wird das feste Land von Europa unterjochen, weil er den kräftigen Willen dazu hat, und die alten Herrscher werden zugrunde gehen, weil keine Einheit in ihren Maßregeln und keine Kühnheit zum Entschlusse da ist. Von allen Regenten, die ihre Throne verlieren werden, beklage ich nur unsern König. Er hat den festen Willen gehabt, sein Volk glücklich zu machen, und hätte dies auch, in einem weniger stürmischen Zeitalter, bewirkt; so aber fiel zu seinem Unglück seine Regierung gerade in die schwierigste Epoche, die jemals die Geschichte aufgezeichnet, und unter den gegebenen Verhältnissen und Ereignissen konnte es ihm kaum gelingen, zwischen den mannigfaltigen Klippen hindurchzuschiffen.

(Stockholm, den 16. Februar 1810.)

Wenn ich über die Verkehrtheit der Anstalten in so vielen Ländern nachdenke, wenn ich betrachte, mit welcher Sorglosigkeit, mit welchem Stumpfsinn man der Zukunft entgegenschlendert; mit welcher Gleichgültigkeit so manche Regierungen ihre eigene Vernichtung, die der

1) Der König.

Nachbarregierungen und des Glückes so vieler Menschen vorbereiten; wie man dahin gekommen ist, nur Fehler machen zu können, und erwarten muß, ob das Glück sie begünstige; wenn ich über alles dies meine Betrachtungen anstelle, so wird der Wunsch in mir laut, nicht mehr lange zu leben, und denke ich ohne Egoismus über den Wunsch nach, so finde ich ihn in der Vernunft und in den Zeitläuften gegründet. Würde er mir gewährt, so wäre es zugleich das Nützlichste, was Euch begegnen könnte; denn für Euch wird man sorgen, wenn ich bald wegscheide; verschiebe ich dies länger, so bricht das allgemeine Unglück herein, und dann gibt es niemand mehr, der für Euch sorgen könnte. Einige wenige Jahre mehr gegen das Ende meines Lebens sind wahrlich mit dieser erschütternden Aussicht zu teuer erkauft. Nur selten stiehlt sich eine trügerische Hoffnung ins Herz, aber der kleine Funke, so oft er auch erlöschen will, ist dennoch hinreichend, uns eine traurige Existenz fortschleppen zu lassen.

Ja wohl, eine traurige Existenz, besonders für mich! Immer habe ich mich, wenn ich mich anders recht kenne, mehr für die Einsamkeit und literarische Beschäftigung geschickt als für das Umhertreiben in solchen Kreisen, worin mich das Geschick meiner letzten Jahre warf. Es bedarf für mich eines mildernden, meine Leidenschaften besänftigenden Umgangs und der Stille der Natur und des Landlebens eher als solcher Geschäfte, die ihrer Natur nach die Leidenschaften aufregen. Auch fühle ich bereits die Wirkungen meiner Geschäfte auf mich seit einigen Jahren auf eine nachteilige Art. Ich werde bald gereizt und heftig bewegt. Sogar die Erzählung der Dinge, die ich gesehen und erlebt habe, bewegt mich aufs heftigste und erstickt mir beinahe Stimme und Atem. Ich fühle mich, es sei von Bosheit der Menschen oder von hohen Tugenden einiger derselben, heftiger bewegt als es schicklich ist, und ich kann meinen Gefühlen nicht mehr gebieten. Der Gegenstand, für den ich zu wirken strebe, ist freilich hoher Natur, und oft reiße ich die Menschen durch meine Art zu sein mit mir fort, auch habe ich oft dadurch den Funken des Enthusiasmus vorteilhaft entzündet — Du weißt, worauf ich anspiele —; ich gebe jedoch durch diese meine Gemütsstimmung meinen kälteren berechnenden Feinden manche Vorteile über mich, und dann kann es auch nicht fehlen, daß ich nicht das Opfer der mich beherrschenden übermächtigen Gefühle werde. Ich sehne mich daher nach

Einsamkeit und Entfernung von den Weltbegebenheiten. Die Überzeugung, daß alles, was man der Entwicklung des großen Schauspiels entgegensetzen möchte, schlecht angeordnet und vergeblich sein wird, wenn anders nicht große Glücksfälle eintreten; mein herannahendes Alter und der Wunsch, der Erziehung der Kinder näher zu sein, und die Aufsicht auf diese nebst Landwirtschaft die einzigen Geschäfte meines letzten Lebensaktes ausmachen zu sehen, lassen mich nur in der Zurückgezogenheit die Möglichkeit der Gemütsruhe erblicken, in einer Zurückgezogenheit, wo ich keine Kenntnis mehr von den Begebenheiten nehme als die, die Zeitungen liefern. Aber wie soll ich zu einer solchen Lage gelangen? Pflicht und Notwendigkeit entfernen mich gleich stark davon.

„Mir hat Natur der Stimme Klang versagt, lese ich in einem handschriftlichen dramatischen Gedichte der Frau von Helwig.[1]) Ist dies mit Agnes immer noch der Fall? Musik steht den Frauen so wohl an, daß ich es sehr, sehr beklagen würde, wenn Agnes kein Talent dafür besäße. Es ist so viel Leidenschaften Milderndes in der Musik und da, wo sie Leidenschaften erregt, sind es nur die edleren. Ich halte Musikkenntnis für eine der Hauptvollkommenheiten Eures Geschlechts. Anders ist es mit dem unsrigen. Wer nicht ein vorzügliches Talent dafür hat, soll sich nicht damit abgeben, indem die Übung darin mit nur mittelmäßigen Fähigkeiten zu viel Zeit wegnimmt, wo für den Mann etwas Nützlicheres gelernt werden kann. Ich fing zu spät an, hatte mehr Neigung als Geschick dazu und verdarb mir einen großen Teil meiner Zeit, um am Ende nur etwas Elendes zu leisten. Wenn August daher nicht eine besondere Geschicklichkeit für Musik zeigt, so mag er immerhin nicht über etwas Klimpern hinausgehen....

Bei Gelegenheit dessen, was ich eben über meine Musikbeschäftigung

---

1) Amalie v. Helwig (1776—1831), Tochter Karls Frhrn. v. Imhof. Ihre Mutter, geb. v. Schardt ist eine Schwester von Goethes Freundin Frau v. Stein. Sie selbst war mit Goethe befreundet und veröffentlichte eine Reihe eigener Dichtungen (die Idylle „Die Schwestern von Lesbos", „Taschenbuch der Sagen und Legenden", dies mit de la Motte Fouqué; „Die Tageszeiten", „Die Schwestern von Corcyra", „Die Sage vom Wolfsbrunnen" u. a.). Ihr Gemahl war General in schwedischen Diensten, trat aber später in die Preußens über. G. lernte Frau v. Helwig auf seiner Rückreise von England in Stockholm kennen. Er ist mit ihr sein ganzes Leben hindurch eng befreundet gewesen. Vgl. z. B. ihre Briefe an G. bei Pick, Aus der Zeit der Not S. 282—87. Über sie Pick S. 376.

sagte, dringt sich mir eine bittere Bemerkung wiederholt auf. Wenn man in die letzten Räume der Lebensbahn eintritt und unparteiische Betrachtungen über sich selbst anstellt, so wird man mit Unmut gewahr, wie wenig wahrhaft Nützliches man geleistet hat. In wie hohem Grade muß ich dies von mir selbst sagen! — Wieviel Unnützes habe ich gelesen, wieviel habe ich gelernt, um es wieder zu vergessen! Wieviel Nützliches hätte ich nicht statt dessen treiben können, wenn ich mit Verstand zu Werke gegangen wäre. Eine rohe Erziehung und eine noch rohere Lebensart nachher ließen das Bessere in mir nicht zur harmonischen Entwicklung kommen, und was nachher durch Lektüre und Umgang aufkeimte, wurde im Weltlaufe wieder erstickt. So blieb es immer nur bei einem unfruchtbaren Wollen und kam nie zum Vollbringen. So fehlt mir jetzt das, was ich so häufig an andern Menschen gewahr werde: Selbstzufriedenheit; wahrlich ein hohes Ingrediens zur Glückseligkeit, wenn sie auf ein nützlich tätiges Leben, eine harmonische Ausbildung, und wenn auch nur auf geringe Fähigkeiten gegründet ist. Wie gern möchte ich unsere Kinder vor diesen Klippen bewahren! . . .

An seine Kinder.[1])

Meine lieben Kinder!

Ihr habt gewünscht, daß ich einmal an Euch schreiben möchte, und diesen Euren Wunsch will ich nun erfüllen, indem ich Euch hier einen Teil meiner Reiseabenteuer aufzeichne. Was Euch hie und da nicht ganz verständlich sein möchte, das wird Euer würdiger Lehrer Herr Paul, dem ihr weit mehr als mir zu verdanken habt, Euch erklären.

Nachdem ich meine Dienstentlassung erhalten hatte, fand ich mich auf einmal an der sandigen Küste Ostpreußens, um ein Schiff aufzusuchen, das mich nach Schweden brächte. In der Entfernung am Horizont sah ich nur zwei Segel, und ich entschloß mich, ein Fischerboot zu besteigen und selbige aufzusuchen. Wir gingen mit einem günstigen Winde vom Lande und steuerten darauf los. Nach mehreren Stunden, und nachdem sich schon die Küste aus dem Gesichte zu verlieren anfing, wurde ich zu meinem Leidwesen gewahr, daß die beiden Schiffe sich immer mehr von uns entfernten. Ich befestigte endlich

1) Pertz I 560—564, 579—581, 595—598 = Delbrück I S. 182—190.

an einer Ruderstange mein weißes Schnupftuch, und glücklicherweise wurden die Schiffe dies Notzeichen gewahr und wendeten ihre Segel. Ich ging an Bord und wurde in eins derselben aufgenommen. Das Schiffchen war ein kleiner Einmaster mit verrottetem Tauwerk und sich öffnenden Fugen. Anfangs war der Wind günstig, gegen die Nacht aber stellte sich Sturm ein, der uns endlich alle unsere Segel zerriß. Wir suchten nun eine Zuflucht bei der Insel Gotland, wohin uns bereits der Sturm verschlagen hatte. Dort wurde gebessert und geflickt, und wir andern, die wir damit nichts zu tun hatten, gingen in die Insel spazieren, einen besseren Wind erwartend. Wir erfuhren, daß unweit ein Mitglied des schwedischen Reichstages, ein Bauer, wohne. In Schweden schickt auch der Bauernstand Abgeordnete zum Reichstage, um sich mit dem Könige und den anderen Ständen, denen des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes, über die Angelegenheiten des Landes, Krieg und Frieden, Auflagen und Handel usw. zu beraten. Wir langten auf dem Hofe des Mannes an, der soeben zu dem anderen Tore hereintrat. Er trug eine kurze Jacke, ging barfuß, und trug seine Schuhe an einem Stocke über die Schulter hängend. Ihr werdet finden, daß man dieses Reichstagsmitglied eben nicht der Kleiderpracht beschuldigen kann. Es gibt unter diesem Stande in Schweden oft große Redner, und schon manchmal haben sie die anderen Stände durch ihre sinnreichen Einwendungen in Verlegenheit gebracht. Ein Beweis, daß Talente an keinen Stand gebunden sind, und daß nur die Erziehung den Unterschied macht. Darum seid dankbar Eurem Lehrer.

Nach ausgebessertem Segel- und Tauwerk benutzten wir das erste günstige Lüftchen, um nach Karlskrona in Schweden zu steuern. Wir erblickten solches den Abend des anderen Tages. Es ist dies ein großer Kriegshafen der schwedischen Krone. Die Stadt liegt auf einer fast wie eine Halbkugel aus dem Meere steigenden Felseninsel. Das Pflaster mehrerer Straßen besteht aus einem einzigen Stein, das heißt, man hat den Felsen etwas geebnet und benutzt ihn so als Steinpflaster. Auf dem höchsten Punkte der Stadt steht eine runde schöne Kirche mit einer großen Kuppel. Es gibt dies einen schönen Anblick; die Häuser sind neu und reinlich. Im Hafen war die schwedische Flotte in zwei Linien vor Anker. Den Eingang des Hafens verteidigten einige auf Felseninseln liegende Kastelle. Viele hundert Feuerschlünde

waren da in mehreren Reihen übereinander aufgestellt. Der Mensch ist nie sinnreicher und verschwendet zu nichts mehr Geld, als wo es auf Zerstörung seinesgleichen ankommt.

Von Karlskrona setzte ich meinen Weg zu Lande fort, auf schwedischen Karren und Bauernwagen zwar nur, die vortrefflichen Wege aber, die das Land in allen Richtungen durchkreuzen, machen ein solches Fuhrwerk weniger unbequem als anderwärts. Ich war ohne Bedienten, denn der meinige hatte sich vor dem Meere gefürchtet; ich mußte also auf- und abpacken, verstand dabei nicht die Landessprache, man hilft sich indessen überall durch; mit deutschen oder plattdeutschen oder englischen Worten wurde ich häufig verstanden; wo nicht, so half mir die Zeichensprache durch. Das Wetter war vortrefflich, der Mondschein wunderschön, so ging es durch die schöne malerische Provinz Bleckingen hindurch. Seen, Wiesen, Felsenufer, Laubwälder, Granitmassen, Berge wechselten immer harmonisch ab. Jede Wendung des Weges zeigt eine neue Landschaft, würdig des Pinsels eines großen Malers. Der Landmann ist dabei gut und ehrlich, nicht kriechend wie der Slawe, und nicht hochmütig wie der deutsche reiche Bauer. Ihre Häuser sind von Holz, sehr klein, mit Brettern, Knüppeln, Rasen oder Steinen gedeckt, selten mit Ziegeln. Das Innere ihrer Wohnungen ist sehr reinlich, Tische und Bänke gescheuert, weiße Vorhänge vor den Fenstern, die im Verhältnis sehr groß sind; ein Tisch mit weißem Tischtuch bedeckt, keine stinkenden, erstickenden Federbetten, sondern leichte Decken mit doppelten weißen Bettüchern, Steingutgeschirr, kurz manches schlesische Adelshaus möchte sich ein Beispiel an dieser Reinlichkeit nehmen. Die Männer dieses Landes sind, besonders in den höheren Ständen, sehr schön, die Frauen sind es oft auch in den niederen Ständen. Ein Bauernmädchen in Bleckingen gewährt Sonntags einen schönen Anblick; sie trägt ein scharlachrotes Leibchen von kurzer Taille, ein blendendweißes Hemde mit weiten, bis auf die Finger herabfallenden Ärmeln, einen Rock von ebensolcher Leinwand, ein weißes Halstuch, bunte Glasperlen um den Hals, und ein weißes Kopftuch. Diese Tracht gibt ihr das Ansehen von Reinlichkeit und Geschmeidigkeit. Sie macht ihre Verneigung mit sehr vielem Anstand. Dies tun auch schon die kleinen Mädchen von drei Jahren. Alles ist höflich und freundlich.

Als ich einstens durch ein Dörfchen fuhr, die in Schweden meist

durch Gattertüren verschlossen sind, wo dann jemand aufmacht, sprang ein kleines Mädchen von ungefähr vier Jahren herbei, um mir zu öffnen. Ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß ich keine Kupferpfennige mehr habe, um ihr etwas zu schenken; demungeachtet machte das Mädchen mit dem schönsten Anstand und ungemeiner Freundlichkeit ihren Knix hinter mir her, mich mit der ausdrucksvollsten Pantomime des Geschenks entlassend.

Man fährt sehr schnell und kühn; meine Fuhrleute waren meistens Knaben von 9—10 Jahren; die Pferde sind sehr klein, wenig höher als euer Tisch, aber dauerhaft. Das Aufhalten bergab verstehen sie nicht sonderlich, sind auch zu schwach dazu; darum geht es bergab in vollem Jagen, und die Pferde suchen nur dem hinter ihnen herrollenden Wagen zu entgehen. Bei den vortrefflichen Wegen läuft dies gut ab.

Man hat dort ganz kleine Sensen, um damit zwischen den Felsen das Gras und Getreide heraushauen zu können. Die Heuwagen sind von der Größe einer Wurst(?) und beladen nicht höher als ich bin. Mit größeren Wagen, würden sie nicht zwischen den Felsen zurecht kommen. Die Räder sind nur 1 ½ Fuß hoch. An Bäumen sieht man außer Nadelholz nur die Eiche, Erle und Birke, diese oft von seltener Höhe. Linden und Buchen hier und da, nur einmal sah ich eine Ulme. Das kalte Klima verbannt die übrigen; selbst das Nadelholz ist nur klein. Obstbäume sind eine Seltenheit, und werden mehr zur Zierde als Nutzen gepflegt; der lange Winter verkrüppelt ihren Wachstum. Die Wälder ertönen nicht vom Gesang der Vögel; nur einmal hörte ich den Ruf eines gefiederten Waldbewohners. Tiefe Stille herrscht in den weitgestreckten Wäldern und Bergen, unterbrochen nur durch den Hufschlag der Pferde und das Rollen des Wagens.

Sowie man in die Provinz Smaland eintritt, so hat man einen andern Anblick. Das Nadelholz wird kleiner, und im Norden der Provinz ist es alleiniges Erzeugnis des Bodens. Die Berge werden höher; die braune Farbe der wenigen Bäche zeugt von dem Eisengestein, über das sie ihren Lauf nehmen; die Menschenwohnungen werden noch seltener; hie und da eine Rauchwolke oder ein des Nachts in entfernten Bergen blinkendes Feuer beweist das Dasein von Kohlenmeilern und Eisenhütten; man ist in Vulkans Region. Man

steigt immer höher und höher, und endlich kommt man auf dieser Höhe an ein kleines inländisches Meer, den Wettersee, der 300 Fuß höher als das Baltische Meer ist. An dessen einem Ende liegt die Stadt Jönköping in einer bezaubernden Lage. Der See ist ringsum mit hohen Bergen eingefaßt. Auf dieser Hochfläche setzte ich meinen Weg fort. Abends bei Sonnenuntergang erblickte ich, von der Sonne beleuchtet, in weiter Ferne eine große Wasserfläche: ich hielt dies für das Meer, es fand sich aber, daß dies der Wenersee war, noch größer als der Wettersee. So ging es nun herunter bis an den Codanischen Meerbusen, in der Schiffersprache Cattegat genannt, wo ich die schöne Stadt Gotenburg sah, durch Brand verwüstet und prachtvoll wieder aufgebaut und sehr gegen die felsige, baumlose Gegend umher abstechend. — —

Am letzten Tage des alten Jahres reiste ich von Gotenburg nach Stockholm. Ich nahm meinen Weg nach Stockholm über den berühmten Wasserfall und Kanal von Trolhätta: Die gotische Elbe[1]), ein ansehnlicher Strom, führt alle in den Wenersee strömenden Gewässer wieder ab. Bei Trolhätta gerät sie in die Enge; sie muß sich über Felsen hinabstürzen, 120 Fuß hoch, das heißt etwa viermal so hoch als euer Haus, in vier verschiedenen Fällen, davon der eine 62 Fuß hoch ist. Schon von weitem kündigt sich der Wasserfall durch ein donnerähnliches Getöse an. Die Wut der miteinander kämpfenden Wellen, die sich in Schaum auflösen und zum Teil in Dunstgestalt verfliegen, läßt sich nicht beschreiben, nur sehen.

Ehedem hemmte dieser Fall alle Schiffahrt. Nach vielen vergeblichen Versuchen hat man in neueren Zeiten um den Wasserfall herum, eine halbe Meile lang, einen Kanal in den Felsen gehauen, worin die Schiffe durch Schleusen die 120 Fuß auf- und absteigen können. Es sind nämlich 20 Schleusen, das heißt große Tore im Kanal, die sich wasserdicht schließen. Der Raum zwischen zwei Schleusentoren heißt ein Schleusenkasten. Soll ein Schiff z. B. den Strom hinuntergehen, so bringt man das Schiff an das obere erste Schleusentor. In diesen Toren sind zwei wasserdicht verschlossene Löcher; diese werden nun geöffnet, und somit füllt sich der erste Schleusenkasten mit Wasser, solange bis solcher mit dem oberen Wasser im Gleichgewicht, das

1) D. h. der Göta-Elf. G.s eigentümliche Verdeutschung beruht wohl auf einem Mißverständnis des schwedischen Wortes Elf.

heißt in einer Höhe steht. Nun wird das Schleusentor im Wasser aufgemacht, und das Schiff geht hindurch in den ersten Schleusenkasten; dann werden die Löcher im zweiten Schleusentor geöffnet und somit der zweite Schleusenkasten gefüllt. Auf diese Art steigt das Schiff seine große Treppe herunter, und so kann solches auch hinaufsteigen, da immer Wasser von oben zugelassen wird und der untere Schleusenkasten mit dem oberen zu gleicher Höhe mit Wasser angefüllt wird. Ich hoffe, Euch einen deutlichen Begriff von einem Schleusenkanal gegeben zu haben, eine Erfindung des menschlichen Geistes, die so viel Wohlstand verbreitet, indem sie den Handel belebt. Ihr mögt hieraus sehen, wieviel die Anwendung unserer geistigen Kräfte zur Glückseligkeit unserer Nebenmenschen beizutragen vermag. 3000 Schiffe gehen das Jahr durch diesen Kanal, die Anwohner des Wenersees haben nun Gelegenheit, ihre Erzeugnisse zu verkaufen, und viele tausend Familien finden dabei ihr Brot.

Von Trolhätta nach Stockholm führt der Weg durch keine ausgezeichnete Gegenden; sie sind es nur durch mehrere Fruchtbarkeit. Aber Stockholm bietet einen schönen Anblick. Diese schöne Hauptstadt liegt am Ausfluß des malerischen Mälarsees, auf 7 Inseln und einer Halbinsel, meist auf Felsboden, der sich in konvexer Form aus dem See und Meere erhebt. Hierdurch tritt immer ein Haus hinter dem andern hervor. Dies und die schönen großen Wasserspiegel geben einen reizenden Anblick.

Nachdem endlich alle Schwierigkeiten, die sich meiner Abreise von Stockholm entgegenstellten, beseitigt waren, ging ich von da nach Grisleham ab, um am unteren Ende des Bottnischen Meerbusens nach Finnland überzugehen. Die Überfahrt nach den Alandinseln war nicht möglich. Eisfelder von vielen Meilen lang und breit hatten die See bedeckt. Endlich fuhren wir aus. Ein Pastor von den Alandinseln, der neben Gottes Wort auch mit Zucker und Kaffee handelte, Tabak kaute, trank und spielte, wollte mich mit hinübernehmen. Es war gerade der erste Mai, der in Schweden als ein Volksfest gefeiert wird. Alle Schiffer waren betrunken, alles schrie, und jeder wollte in dem kleinen Boote befehlen. So ging es ein paar Meilen fort; der Wind war stark und das Meer unruhig. Am Ende kamen wir in große Eisfelder und mußten wieder umkehren. Erfroren und hungrig langte ich in Grisleham wieder an. Den zweiten Tag wurde

wieder, aber nüchterner, angesetzt. Es hatte die Nacht über stark gefroren, und das Meer war von einer Eiskruste bedeckt. Der Wind war uns günstig, und das Boot zerschnitt daher diese Eiskruste. Das Wetter war sehr schön. Endlich kamen wir wieder an große Eisfelder, aber wir waren so glücklich, Stellen zu finden, wo das Eis dünner war. Wir stiegen auf die großen Eisschollen aus und zogen das Boot mit Stricken weiter; an einigen Stellen mußte mit Äxten der Weg durch das Eis gebahnt werden. Endlich kamen wir hindurch, und ein frischer Wind brachte uns nach der Insel Ekerö, wo wir an einem unbewohnten Ufer landen mußten. Ich kroch mit Mühe über die Eis- und Felsmassen hinauf, ein Feuer wurde angemacht, und um dasselbe schlummerten wir. Gegen Morgen kamen ganz kleine Wagen, um uns und das Gepäcke abzuholen.

Von hier ging ich auf die Insel Aland über. Von dem östlichen Ende derselben mußte man nach der Insel Kumlinge auf dem noch gefrorenem Meer zu Schlitten. Vier leichte Schlitten brachten mich, meinen Bedienten und mein Gepäck auf einem Umwege weiter. Wir strebten fort, auf einmal kamen wir an einen Eisspalt. Man spannte die Pferde aus und ließ solche hinüberspringen; dann wurden die Schlitten hinübergebracht, und ich machte auch meinen Satz. So kamen wir an mehrere Spalten, wo aber das Eis dicker war und die Pferde samt den Schlitten zugleich hinüber konnten. Wir kamen auch an Bäche auf dem Eise, die wir durchfuhren, wo immer ein Mann vorausging, um mit einem mit Eisen beschlagenen Instrument die Haltbarkeit des Eises zu untersuchen, indem er solches in das Eis trieb. Nach einer Fahrt von achteinhalb Meilen kamen wir endlich auf die Insel Kumling. Des andern Tages ging es nach der Insel Biörnholm auf eben die Art weiter, aber zum Unglück war Tauwetter eingetreten; überall trafen wir auf Wasser und offene Stellen, und öfter mußten wir umkehren. Endlich langten wir doch auf der Insel Biörnholm an; da wollte aber niemand weiter. Ich hatte die Aussicht, mehrere Wochen auf dieser öden Insel zu sitzen und das Ende des Tauwetters abzuwarten. Glücklicherweise stellte sich Ostwind und heftiger Frost ein, der das obere Wasser zu einer dicklichen Masse gefror. Das Eis war aber so dünn geworden, daß es kein Pferd mehr trug. Es wurden nun Menschen vor die Schlitten gespannt. Ein sehr hübsches Mädchen spannte sich mit ein und half meinem Trunkenbold von

Bedienten ziehen; so ging es wieder fünf Meilen, mit Ablösungen, weiter. Das Eis war schon schwarz geworden. Der Mann mit dem Untersuchungsstabe ging immer voraus und zeigte den Weg an. Dennoch waren wir einmal auf einer gefährlichen Stelle; alles bog schnell rechts aus; wir langten endlich glücklich auf der finnischen Küste an, nachdem am selbigen Tage einige russische Matrosen auf demselben Wege ertrunken waren.

Diese ganze Zeit über hatte ich meist von Milch gelebt. Meine Wassersuppe kochte ich selbst. Hier und da fand man einige Eier. Obgleich diese Inseln sehr unfruchtbarer Natur sind, so sind dennoch die Einwohner nicht arm, da sie Fischerei, Viehzucht und Schiffahrt zu gleicher Zeit treiben. Ihre Frauen sind Sonntags stattlich geputzt, und die Stuben sind reinlich.

In Finnland besteht das Fuhrwerk in niedrigen Karren. Ein Koffer wurde darauf gestellt, und dies war mein Sitz; so kam ich endlich mit zerstoßenem Körper und zerrissenen — nicht Herzen — sondern Modesten, die die Nägel meines Koffers grausam mitgenommen hatten, über Abo in Borgo an, wo ich mir eine etwas bessere Karre kaufte und meinen Weg durch das Russische Finnland auf Schnee- und Eismassen in tiefen Geleisen fortsetzte, und endlich vorgestern in dieser wahrhaft kaiserlichen Stadt anlangte. Es ist dies unstreitig, was die Häusermasse anlangt, die schönste Stadt in der Welt, die ich euch zu seiner Zeit näher beschreiben werde, da ich wegen Abgang der Post heute eilig schließen muß.

Gott erhalte Euch gesund. Grüßt Eure Geschwister und lernt fleißig.

St. Petersburg, den 18. Mai 1810.

Euer treuer Vater
N. v. G.

Fortsetzung an August und Agnes.[1])

Die gedrungene Beschleunigung meines Briefes an Euch hat mich verhindert, Euch eine Beschreibung von Finnland zu geben, einem der sonderbarsten Länder in Europa. Sümpfe und Moräste, eine Menge inländischer Seen, Berge, Wälder, ungeheure aus den Morästen hervorragende Fels- und Granitmassen und die fruchtbarsten Felder wechseln

1) Pertz I 598—602 = Delbrück I 190—193.

beständig miteinander ab. Die Leute sind wohlhabend, gut, heiter und lustig sogar. Das Postfuhrwerk verrichteten kleine Bauernknaben, die meist immer in vollem Jagen fahren und, wenn mehrere Karren beisammen sind — so hatte ich für mich, meinen Bedienten und mein Gepäck deren drei —, im beständigen Gespräch und Rückwärtssehen miteinander begriffen sind. Einmal brachte man mir einen solchen Fuhrmann seines zarten Alters wegen auf meine Karre sogar getragen. In den Dorfwirtshäusern findet man allerwärts silberne Löffel, weiße Servietten, sehr reinliche Betten und reinliche und freundliche Bedienung. Man spricht da eine Sprache, die keiner der übrigen europäischen ähnlich ist. Dieses Volk ist einmal aus Asien von fremden Eroberern vertrieben worden und hat sich in diese nordischen Wüsteneien geflüchtet. Das Klima ist der nördlichen Lage wegen rauh; der Sommer hat nur wenige Monate; alle Feldarbeiten müssen also in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt werden. Da strengt sich dieses Volk ungemein an. Geschlafen wird da, wie in Schweden, im Sommer nur in den Ruhestunden des Tages; man legt sich im Sommer nicht zu Bette. Wegen der Kürze des Sommers kann das Getreide nicht abtrocknen; man hat also eigene Häuser, die mit großen Öfen geheizt werden, und worin man die auf Stangen gelegten Garben durch Hitze und Rauch abtrocknet. Jedes Bauerngehöfte hat seine kleine Windmühle, die gemeiniglich auf einen Felsen gepflanzt wird. Ein Bauerngehöft gibt einen eigenen Anblick. Es besteht außer der Wohnung, die zwei bis drei Stuben hat, aus einer Menge kleiner hölzerner Gebäude zu verschiedenem Gebrauch. Ein solches Gebäude kann in wenigen Stunden auseinandergenommen und schnell wo andershin versetzt werden. — Hier im russischen Reiche werden sogar Häuser auf den Markt gefahren und, wie bei uns Grünzeug, verkauft. — Häufig hat ein Bauernhof ein Schwitzbad — davon unten ein mehreres — und einen Eiskeller. Hier in Rußland ein jeder Bauernhof. Frauen und Mädchen sind sehr geschickt im Arbeiten. Sie verfertigen ordinär Tuch für die Männer und Leinwand, letztere oft sehr schön. Sie lieben Putz und sehen Sonntags sehr stattlich aus. Das Haar ist bei ihnen auf eine eigene Art geflochten und oben auf dem Kopf in einen Knäuel gebildet. Es wird mit Milch angefeuchtet und gekämmt; davon bekömmt es Glanz und Steifheit. Alle Dörfer liegen soviel wie möglich auf Höhen, sehr oft auf labyrinthischen

Felsmassen; ganz im Widerspiel der slawischen Nationen, die sich immer in Gründen und an Bächen anbauten.

Das russische Finnland ist meist eine große Wüstenei von Wald und Sumpf. Von Wiburg bis hierher, etwa 20 deutsche Meilen, ist keine Stadt. Nur drei Kirchen habe ich auf diesem Wege gesehen, und Ackerbau nicht so viel, als Kauffung allein für sich hat. Um diese Gegend zu durchreisen, muß man sich mit Lebensmitteln versehen; denn man findet nichts. Die Einwohner kaufen ihr Getreide selbst hier in Petersburg und leben vom Holzertrage. Der Weg hierher bietet nichts dar, was die Nähe einer großen Hauptstadt verkündigte.

Der Anblick von Petersburg ist wunderschön. Auch ist die Stadt erst hundert Jahr alt. Die Newa, ein Strom so breit als die Entfernung zwischen dem Kauffunger Niederhof und dem Niemetz, ergießt sich hier ins Meer und bildet bei ihrem Ausfluß acht Inseln. Auf diesen und dem umliegenden festen Lande ist St. Petersburg von Peter I. erbaut. Die Menge der Paläste ist ungeheuer. Überall ragt die schönste Baukunst aus dem Wasser und Sumpf hervor, denn dies ist die ganze Gegend. Der Quai an der Newa ist unvergleichlich. Eine gute halbe Meile lang, auf beiden Ufern ragen fast ohne Unterbrechung Paläste aus dem Wasserspiegel hervor. Das südliche Ufer ist mit Granitgeländern und Fußsteigen eingefaßt, ein Werk, das nicht seinesgleichen hat.

Neugierde und Liebe zur Reinlichkeit veranlaßten mich, in ein russisches Schwitzbad zu gehen, und ich will euch dies, seiner Sonderbarkeit wegen, beschreiben. Man brachte mich in ein Kabinett und hieß mich auskleiden. Von da führte man mich in ein stark geheiztes Zimmer. Ein großer Ofen von Ziegelsteinen hat einen Rost, worauf Feldsteine lagen, die glühten. Ein ausgekleideter Mann trat herein und goß Wasser auf die glühenden Steine. Dadurch entstand ein heftiger Dampf und eine ungeheure Hitze — Herr P.[1]) wird euch sagen, daß die Dämpfe des siedenden Wassers noch viel heißer als dieses ist — fünf Stufen führten auf eine hölzerne Ruhebank. Mit jeder Stufe kam ich in eine wärmere Luftschicht. Man ließ mich auf diese Ruhebank niederlegen und legte mir ein Birkenbündel unter den Kopf. Von Zeit zu Zeit wurde ich mit kühlem

1) Paul, der Hauslehrer der Gneisenauschen Kinder.

Wasser begossen. Als ich diesen Hitzgrad gewohnt war, ließ man mich auf eine noch höhere Stufe niederlegen. Ein heftiger Schweiß stellte sich ein. Mein Thermometer zeigte 39 Grad R und konnte nicht mehr zeigen, weil es nur bis zu diesem Grade reichte. Die Hitze war heftig. Wenn ich meine Haut mit den Fingern berührte, so war sie glühend. In diesem Zustande ließ man mich eine Zeitlang. Ich wurde dann wieder auf die untere Ruhebank gelegt, und der Kopf wurde mir mit wohlriechender Seife eingeseift und gereinigt. Nun nahm der Badewärter einen großen Bündel von Bast und schäumte solchen mit Seife ein. Mit dem Bastbündel wurde ich am ganzen Körper gerieben; endlich mit kühlem Wasser übergossen und dann in ein lauwarmes Bad gesetzt. Als ich aus diesem in das Ankleidekabinett zurücktrat, dünkte mir solches kalt, obgleich mein Thermometer 25 Grad zeigte. Ich fühlte mich nach diesem Bade sehr leicht, und ich bin geneigt, solche für sehr gesund zu halten. Auch nimmt der gemeinste Russe wenigstens wöchentlich einmal ein solches Bad.

Die Lebensart ist hier sehr abstechend gegen die in anderen Ländern. Alle Stände sind gegeneinander sehr scharf abgegrenzt. Der eine kann mit sechs Pferden fahren, während der andere dies nur mit vier oder zwei, oder gar nur einem darf. Pferde und Wagen und Kutscher müssen den ganzen Tag vor dem Hause des Herrn oder dessen Besuchsorte, oft ganze Nächte hindurch, halten, das Wetter oder die Kälte sei auch, welche sie wolle. Auf mehreren Plätzen sind daher große offene Räume, in denen auf Kosten der Regierung Feuer des Winters unterhalten wird. Die Vorreiter sind meistens Kinder. Einen solchen vierspännigen Wagen mit Vorreiter und Kutscher habe ich denn auch, weil ich ihn haben muß, denn schon ein Major fährt mit Vieren. Wenn ich will, so müssen sie in 24 Stunden 23 Stunden bei mir bleiben und dürfen nicht von dannen, weder zum Essen noch zum Schlafen. Dies müssen sie auf dem Pflaster oder den Pferden tun. Da bin ich aber barmherzig und entlasse Pferde, Kutscher und meinen kleinen Vorreiter, der jedesmal sein Pferd, wenn er auf dasselbe mühsam hinaufkriecht, aus Liebe zu ihm beleckt.

Für diesmal lebt wohl und seid fleißig.

Nehmt kein Beispiel an meiner schlechten Handschrift. Wenn man älter wird, bekömmt die Hand überhaupt mehr Ungelenkigkeit, die gedrungene schnelle Geschäftsschreiberei verdirbt gleichfalls die Hand,

und dann habe ich hier nicht viel Zeit übrig und kann nur in wenigen Nebenstunden Euch diese Notizen von meiner Reise erteilen.[1])

St. Petersburg, 6. Juni 1810.[2])

Seit ich Euch, meine lieben Kinder, das letztemal schrieb, habe ich mich in dieser ungeheuren Residenz noch mehr umgesehen. Selbige hat viel Eigentümlichkeiten, worin sie sich von anderen Residenzen unterscheidet. Diese entspringen aus ihrer so sehr nördlichen Lage und dem abstechenden Charakter des Volks und auch zum Teil daraus, daß es eine ganz neu erbaute Stadt ist, denn St. Petersburg ist erst hundert Jahre alt. Ehedem gehörte der Raum, worauf diese Hauptstadt steht, einem schwedischen Trompeter zum Unterhalt; der letzte im Besitz beschwerte sich, daß er nicht davon leben könne, indem die Überschwemmungen der Newa ihm seine Ernten unsicher machten, und er bat um einige Scheffel Getreide Entschädigung. Wie viele Millionen ist wohl heutzutage dieser Fleck Erde wert?

Der gemeine und auch vornehme Russe ist listig, aufgeweckt, zum Handel und Schacher aufgelegt und zum Diebstahl oder Betrug immer bereit. Alles, was sie verfertigen, ist nur für den äußeren Schein. Sie fordern oft fünfmal mehr für ihre Ware, als sie sie zu lassen willens sind. Den Trunk lieben sie über die Maßen und halten die Befriedigung dieser Leidenschaft für das höchste Glück. Die Frauen halten sehr auf Putz; auch ist nirgends die geringste Volksklasse so gut gekleidet als hier an Feiertagen. Ich habe Frauen gesehen, sogar Leibeigene, die türkische und persische Stoffe trugen, sogar mit den schönsten Perlen und diamantnen Ohrringen. Die Tracht der Bauernmädchen ist die schönste, die es gibt. Ein seidenes Kleid vorn mit kleinen Knöpfen von oben bis unten versehen, schließt so ziemlich eng an den Leib. Dieses Kleid ist ohne Ärmel. Vorn herunter ist es mit bunten Rändern, oft mit Golde besetzt, so wie auch dessen unterer Rand. Darüber trägt sie eine Tunika, die nicht ganz bis an das Knie reicht, und über dieser, in der kälteren Jahreszeit, einen stattlichen Pelz. Das Haar hängt in langen Flechten den Rücken hinunter. Auf dem Kopfe eine eigene Art von Mütze von asiatischem Seiden-

1) Im übrigen ist Gneisenaus Handschrift durch Schönheit und vorzügliche Deutlichkeit ausgezeichnet.

2) Pertz I 602—606. — Delbrück I 193—197.

stoffe, die nicht übel steht. Statt dessen auch schöne seidene Shawls um den Kopf, deren lange Enden in den Wind flattern. Das sieht ganz anders aus als unsere Bauernmädchen mit ihren dickgefalteten Röcken und steifen Miedern.

Die Pracht der Großen ist ungeheuer. Oft sind in einem Hause hundert Bediente. Mann, Frau, Kinder, alles hat eigene Gespanne von vier oder sechs Pferden, je nach dem Range. Man bewohnt eine Menge Zimmer, alle kostbar möbliert. Jedes Haus, worunter auch sogar Kaufmannshäuser, hat offene Tafel, woran die Bekannten ungebeten immer ein Gedeck finden. Ein Fremder hat demnach nicht nötig, für seine Tafel zu sorgen, aber er muß anständig erscheinen in Kleidung und Equipage. Zu Fuße zu gehn, außer in den öffentlichen Spaziergängen, ist nicht empfehlend in einem Lande, wo man nicht nach Verdiensten, sondern nach dem Aufwande die Menschen beurteilt. Selbst zweispännig oder gar einspännig zu fahren, setzt zurück. Ich machte hiervon sogleich bei meinem Eintritt in die hiesige Hauptstadt eine mir Gefahr drohende Erfahrung. Da die Schiffbrücken der Newa noch nicht geschlagen waren, so mußte ich mich in einem Boot übersetzen lassen. Am Ufer ließ ich geschwind zwei Pferde herbeibringen und vor meine finnische Karre spannen, um mich nach dem Gasthof zu fahren. Als ich in den Torweg desselben einlenken wollte, kam eben ein vierspänniger Wagen angejagt, der nach demselben Gasthof wollte. Kutscher, Vorreiter, Bediente, alles schrie meinem Kutscher verächtlich zu, sich aus dem Weg zu packen. Diesem wurde bange, und demütig wollte er schnell ausbeugen, fuhr aber in der Angst über einen hohen Eckstein. Hätte ich durch meine Körperlast nicht schnell das Gleichgewicht der leichten Karre hergestellt, so lag ich auf dem Pflaster und wurde von dem Vierspänner überfahren. Jetzt, wenn ich vierspännig durch die Straßen jage, so will mich manchmal eine Verachtung der neben mir demütig vorbeischleichenden Zweispänner anwandeln, allein das Bessere in mir läßt eine solche Regung des Stolzes nicht aufkommen, besonders wenn ich bedenke, daß ich nächstens mit euch in dem stillen Kauffung ganz bescheiden zu Fuße wandeln und an Zufriedenheit mit dem, was mir der Himmel gab und ließ, gewiß reicher sein werde als alle die Großen hier in ihren sechsspännigen Prachtwagen. Nichts ist gefährlicher unserer Veredlung als Stolz und Pracht. Die feineren Genüsse

des Lebens, Erwerbung von Kenntnissen, entbehrt man dabei ganz. Dies beweisen die russischen Großen. Sie verzehren hier und in Moskau ganz ungeheure Reichtümer, die sich gar nicht berechnen lassen, und bei all dieser Verschwendung werden in das ganze russische Reich — denn gedruckt wird hier fast gar nichts — nur ungefähr für 40000 Tlr. Bücher jährlich eingeführt, während in Deutschland gewiß des Jahres für vier Millionen Bücher verbraucht werden.

Das Klima ist hier sehr rauh. In der ersten Woche meines Aufenthalts war noch Eis in allen Kanälen. Am 29ten kam erst das Eis aus dem Ladoga-See — der größte der europäischen Seen — die Newa herunter. Es war gerade ein sehr heißer Tag. Das Thermometer zeigte 15 Grad Réaumur, und der ganze breite Strom war mit Eismassen bedeckt. Aber tags darauf wurde es so kalt, daß es schneite und das Quecksilber ein Grad unter dem Gefrierpunkt stand. Überall wurde noch eingeheizt. Seit gestern ist es wiederum warm, und nun sproßt auch das Gras hervor.

Die Menschen, nämlich alle Bauern und viele Bürger, sind hier ein Eigentum anderer Menschen, das heißt: man kann selbige kaufen, verkaufen, verhandeln gegen Pferde oder andere Dinge. Ein solcher Herr eines oder mehrerer Menschen braucht selbige entweder zu seinem eigenen Dienst oder vermietet sie an andere. Ein solcher Dienender muß dann seinem Herrn jährlich eine Summe Geldes abgeben. So gibt z. B. mein kleiner Vorreiter, ein Kind — ein Pferd hat ihm unlängst beinahe das Auge ausgeschlagen, und noch eitert die Wunde — seinem Herrn jährlich 50 Rubel. Ist der Leibeigene ein Kaufmann, so muß er oft viele Tausende seinem Herrn abgeben. Diese Besteuerung liegt lediglich in der Willkür des Herrn. Wird ein Herr Schulden oder Verbrechen wegen ins Gefängnis gesetzt, so muß sich der leibeigene Bediente ebenfalls mit einsperren lassen. Ihr seht hieraus, wie wenig man in diesem Lande des Menschen achtet; man behandelt ihn als Werkzeug, womit man Geld verdient, und bloß in dieser Rücksicht achtet man sein Leben, weil man durch seinen Tod Verlust hat.

Einige der Petersburger Kirchen sind sehr prachtvoll. Überhaupt alle Kirchen dieser und anderer russischer Städte nehmen sich gut aus, sie haben nämlich jede drei, vier, fünf, oft bis sieben Kuppeln, mit Blech gedeckt und grün angestrichen. Dies verbreitet in dem Inneren der Kirche ein schönes Licht. Die Isaakkirche ist ganz von Marmor,

innen und außen. Die Kasansche Kirche übertrifft alles an Pracht, was ich je gesehen habe. Alles ist da von poliertem schönstem Granit und der Fußboden mit Jaspis ausgelegt. Die Säulen sind sieben Fuß dick, und Füße und Kapitäler von Bronze. Diese Kirche ist noch nicht fertig.

Der Gottesdienst wird mit vieler Würde begangen. Gepredigt wird nie. Ein Priester, deren Tracht sehr reich ist, mit Bart und langen fliegenden Haaren, singt am im Allerheiligsten stehenden Altare Lobgesänge. Ein Sängerhaufen antwortet ihm mit vielstimmigem Gesange, der wunderschön ist. Jede Kirche unterhält mit vielen Kosten ein solches Sängerkorps. Das Volk stehend und knieend, denn in den griechischen Kirchen gibt es keine Stühle, schlägt unterdessen unaufhörliche Kreuze, und macht Verbeugungen an die Heiligenbilder. Dies ist der ganze Gottesdienst. Unzählige Lichter brennen, denn alle Andächtigen bringen welche mit und zünden sie vor ihren Lieblingsbildern an. Die Russen sind überhaupt sehr andächtig. Ihr Gottesdienst ist nur Zeremonienwesen und wirkt nicht so, wie der protestantische, durch Lehre auf Entwickelung unserer Begriffe über unsere Pflichten.

Ich freue mich, Euch bald zu sehen, aber diese Freude muß durch ein gutes Zeugnis von Herrn Paul über Euren Fleiß erhöhet werden, sonst würde es mich reuen, an Euch geschrieben zu haben, denn man schreibt nur an vernünftige Wesen.

Lebt wohl und grüßt Eure Geschwister.

Euer treuer Vater
N. v. G.

V. Preußens Wiedergeburt. II.

Herbst 1810 bis Frühling 1813.

Gneisenau, der bei Rückkehr von seiner Reise Hardenberg als preußischen Staatskanzler vorfindet, ist jetzt — da unter dem steigenden französischen Druck (wo sogar Scharnhorst aus dem Kriegsministerium scheidet) an seine Wiederanstellung, zumal bei seinem Temperament, vorläufig nicht zu denken ist — ein Jahr lang ohne Gehalt und ohne Pension. Damals leiht ihm unter anderen sein Freund, der Kaufmann Alexander Gibsone in Danzig, eine namhafte Summe. Außerdem war aber die Familie Gneisenaus während seiner Abwesen-

heit in so drückende Not geraten, daß sogar die Pfändung auf Mittel-Kauffung durch den Gerichtsvollzieher nur durch das hilfreiche Einspringen eines Gutsnachbars verhindert werden konnte. Auf Fürsprache von Scharnhorst und anderen verleiht Friedrich Wilhelm dem Verteidiger von Kolberg eine kleine Domäne in Erbpacht, mit der Maßgabe, daß diese einen Reinertrag von 1500 Talern abwerfen solle. Als Gneisenau aber diese Kabinettsorder bei der Regierung in Breslau präsentiert, legt diese die Meinung des Königs so aus, daß Gneisenau 1500 Taler Einkommen aus der Domäne nicht für sich zu beziehen, sondern als Pacht jährlich abzuführen habe! Gneisenau erklärt, daß er dazu gar nicht das erforderliche Kapital habe und auf eine solche Gnade lieber ganz verzichte. — Wochenlang war er in dieser fatalen Sache in Breslau, ohne weiter zu kommen. Der Staatskanzler ließ sich darauf Vortrag darüber von dem Rat halten, zu dessen Ressort die Sache gehörte. Aber erst im Frühjahr 1811 gelang es, eine neue Kabinettsorder zu erwirken, die den Willen des Königs unzweideutig ausdrückte. Darauf erhielt Gneisenau eine Anweisung, die ihm beim Ankauf einer Domäne als eine Barzahlung von 37500 Talern angerechnet werden sollte. Zugleich wurden ihm die Einkünfte der ihm nach „Kolberg 1807" verliehenen Amtshauptmannschaft (500 Taler jährlich) — die mit seiner Verabschiedung 1809 weggefallen waren — mit den rückständigen Summen wieder angewiesen. Die Anweisung auf eine Domäne aber ward bald darauf durch Überweisung derselben Summe in Pfandbriefen abgelöst. (Delbrück I 205 ff.) — Auf seinem Gute widmet sich nun Gneisenau ganz dessen Bewirtschaftung und der Fürsorge für seine Familie. Zeitweilig verzweifelt er an der Rettung Preußens jetzt gänzlich ...

Inzwischen wandeln sich die auswärtigen Verhältnisse auch für Preußen bedeutsam. Die Spannung zwischen Napoleon und Rußland wächst. Wie soll sich Preußen in dem bevorstehenden Riesenkampf stellen? — Der König und Hardenberg wollen zunächst Napoleons Stimmung gegen Preußen durch Angebot eines Bündnisses erforschen, müssen aber lange auf Antwort warten. (Gneisenau dagegen bekämpft leidenschaftlich ein solches Bündnis. Er fordert vielmehr planmäßige Rüstung und Bewaffnung und dann sofortigen Angriff auf Napoleon.) Inzwischen häufen die Franzosen in unheimlicher Weise Truppen in den Festungen und an der Grenze an. Als aber

gar die vertragsmäßig zugesicherte Räumung Glogaus von Napoleon verweigert wird, da beginnt Preußen ernsthaft zu rüsten. Und jetzt endlich wird Gneisenau nach Berlin berufen, doch aus Vorsicht noch nicht wieder in der Armee angestellt, sondern zum Staatsrat ernannt (Juli 1811). Als solcher bearbeitet er mit Hardenberg und Scharnhorst die politisch-militärischen Angelegenheiten. Die Lage ist inzwischen so kritisch geworden, daß man jede Stunde den Anmarsch der Franzosen auf Berlin, ja die Festnahme des preußischen Königs erwartet. Zar Alexander aber verspricht jetzt, Preußen im Fall eines französischen Angriffs beizustehen. Als nun Scharnhorst in geheimem Auftrage nach Petersburg gesandt wird, muß Gneisenau an seiner Stelle den Verteidigungsplan ausarbeiten; schon 14 Tage nach Wiedereintritt in den Dienst überreicht er ihn dem Könige (8. August 1811). Bei dieser Gelegenheit verfaßt er jene wunderbare Denkschrift (S. 113 ff.). Infolge der entschlosseneren Haltung des Königs ergreift ihn jetzt eine frohere Stimmung. Inzwischen setzt Preußen seine Rüstungen fort. Aber auf Napoleons Forderung läßt es die eben befohlenen Rüstungen wieder einstellen. Sogar Blücher wird jetzt auf Forderung der Franzosen von seinem Kommando in Pommern enthoben. Inzwischen hat Gneisenau mit England heimlich über Waffenlieferungen zu verhandeln.

Da endlich trifft Napoleons Vertragsanerbieten ein und fast gleichzeitig die von Scharnhorst mit Alexander I. abgeschlossene geheime Konvention. Als dann das Bündnis Preußens mit Napoleon unter den furchtbaren, Preußen dem französischen Kaiser geradezu ausliefernden Bedingungen, bei dem drohenden Anmarsch Napoleons durch Friedrich Wilhelms Entscheidung zur Tatsache wird, da reicht — wie viele andere preußische Offiziere, die es unerträglich finden, unter den Fahnen des Todfeindes zu fechten — auch Gneisenau den Abschied ein. Es gelingt aber Hardenberg und Gneisenau, vom König eine geheime (im einzelnen nur mündlich erteilte) Kabinettsorder zu erlangen, wodurch Gneisenau Auftrag erhält, auf eigene Hand zu versuchen, Schweden und England für den Krieg gegen Napoleon zu gewinnen und danach den allgemeinen Volkskrieg in ganz Norddeutschland zu entfachen. — —

Gneisenau begibt sich zuerst von Schlesien über Wien nach Wilna, wo der Zar mit dem Hauptquartier des russischen Heeres den Anmarsch

der Franzosen erwartete. Aber von den russischen Maßnahmen schließlich enttäuscht, reist er weiter nach Riga, von wo er dem Zaren, der ihn seit 1807 persönlich kannte, jene Denkschrift einreicht, die fast den ganzen Verlauf von Napoleons russischem Feldzuge in genialer Intuition vorwegnimmt (S. 118 ff.). Zwei Monate später kommt er nach Schweden zu Bernadotte, der sich erbietet, mit 30 000 Mann an der deutschen Küste zu landen und die Deutschen zum Kampf für die Freiheit aufzurufen. Von dort fährt Gneisenau nach England, um dies gleichfalls für eine Landung in Norddeutschland zu gewinnen. Aber nach anfänglichen Hoffnungen erfährt er hier bittere Enttäuschung, und auch Bernadotte gibt seinen Landungsplan wieder auf. —

Wie Gneisenau aber nach quälendem Harren die Kunde vom Brande Moskaus und bald darauf von der Konvention von Tauroggen erhält, da hält es ihn nicht länger in England. Er ist entschlossen, wenn der König selbst jetzt noch zaudern sollte, ihn durch Wiederholung eines „Tauroggen" zum Entschluß zu zwingen. Auf einem englischen Kriegsschiffe, das er sich von der britischen Regierung erbeten hat, trifft er am 25. Februar 1813 abends in Kolberg ein, dessen Bürger nach Nettelbecks Vorgehen alsbald sämtlich ihre Häuser zu Ehren ihres Helden von 1807 illuminieren. — Hier hatte er Truppen und Volk zur Erhebung mit sich auf eigene Hand fortreißen wollen. Aber es war nicht mehr nötig. Schon sammelten sich auf des Königs Ruf Freiwillige Jäger auch in den Straßen Kolbergs. Und vier Tage nach Gneisenaus Ankunft ward das Bündnis zu Kalisch zwischen Rußland und Preußen geschlossen. Er selbst erhält alsbald Befehl, sofort nach Breslau zu kommen. Hier wird er als Generalmajor in der preußischen Armee wieder angestellt und zum 2. Generalquartiermeister (Generalstabschef) bei Blücher ernannt, der die Truppen in Schlesien befehligt.

An Franz v. Blücher.[1])

Mittel-Kauffung bei Schönau, d. 22. Oktober 1810.

Mein teurer Freund!

Die Verborgenheit, in welcher ich während meiner Anwesenheit zu Berlin leben mußte, und die, Dank sei es der Müßiggängerei ver-

1) Delbrück I 206 ff. Franz v. Blücher, Sohn des Generals, damals Major in Stargard.

schiedener Menschen und der sorgsamen Zärtlichkeit meiner erhabenen Freunde in jener Hauptstadt des H[errn] F[eld]-M[arschall] v. K[alkreuth] und anderer für mich, dennoch nicht gelang, war gleichfalls Ursache, daß ich bei meiner Rückkehr aus Preußen die Straße von Stargard vermied und mir dadurch das Vergnügen versagte, unserem ehrwürdigen Heros, Ihrem Herrn Vater, meine tiefe Verehrung zu bezeugen und Sie, mein teurer Freund, zu umarmen.

Dank Ihnen, mein hochgeachteter Freund, daß Sie mir dies nicht verübelt, sondern die Wichtigkeit der Gründe gefühlt haben, die mich abhielten, eine mir sehr willkommene Pflicht zu erfüllen. Es wurde mir schwer, mir dies zu versagen, allein die Klugheit gebot so, und in das Privatleben zurückgekehrt, durfte ich weder aufs neue die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich lenken, noch meine Gönner und Freunde durch meine verpestende Gegenwart in Verlegenheit setzen.

Unsere schönen Hoffnungen sind nun vernichtet. Ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß sich die Verzweiflung an unserer Sache meiner bemächtigt hat. Es wird nichts mehr geschehen; es kann auch nichts mehr geschehen, wenigstens nicht mit Hoffnung einigen Erfolges. Ein Stück der Souveränität um das andere geht verloren, und so schnürt man uns sachte die Kehle zu, bis wir ersticken. Haben Sie bessere Hoffnungen, so lassen Sie mich selbige wissen; ich will gern gläubig sein, sofern Sie nur einige Hoffnungen zu einem neuen Leben geben. So aber fürchte ich, daß sich ein Stupor so ziemlich aller Glieder bemächtigt hat, und was hilft es da, wenn es auch hier und da noch pulset.

Alle diese Ereignisse haben mich denn auch aus meiner Bahn gerissen. Ich bin, was sich mit meinen Neigungen sehr gut verträgt, Landwirt geworden und würde mich bei dieser Beschäftigung sehr glücklich achten, wenn nur das öffentliche Unglück erlaubte, des häuslichen Glückes ruhig zu genießen. So aber muß man stets befürchten, aufs neue im Strudel der Begebenheiten fortgerissen zu werden, um vielleicht immer wieder dahin zurückzukehren, wo man seine Schöpfungen gegründet hat. Diese Besorgnis macht scheu in Verbesserungsanlagen, die nirgends so lohnend als in der Landwirtschaft sind.

Der König hat dazu beitragen wollen, meine Lage zu verbessern und hat befohlen — bereits im März — mir eine Domäne in Erbpacht zu geben, die mir ein Einkommen von nicht weniger als

1500 Talern gewähre. Man hat in die Ausführung dieses Befehls Zögerung und in die Worte desselben eine Auslegung gelegt, die aus dieser Wohltat des Königs eine gefährliche Last machen würde. Ich muß daher unter solchen Umständen darauf Verzicht tun, obgleich ich mich in einer gedrückten Lage befinde und in eine trübe Zukunft blicke. Man hat mir überdies meine Amtshauptmannschaft genommen, ich weiß nicht, warum. Sie sehen, daß mit der Sorge für eine zahlreiche Familie belastet, meine Lage eben nicht glänzend ist. Vielleicht wird es besser. Der König ist vortrefflichen Herzens, und seine Minister haben der Staatsnot so viel auf dem Nacken, daß sie der eines Privatmannes nicht viel gedenken können. Darum mag ich nicht Klagen ausstoßen und will mich gern bescheiden. — Von den soeben Ihnen dargelegten ökonomischen Verhältnissen bitte ich Sie, gegen niemanden etwas zu erwähnen.

An unserm gemeinschaftlichen Freunde Ch[asot][1]) habe ich aufs neue einen selten edlen Mann kennen gelernt. Mit welcher Uneigennützigkeit und mit welchem Biedersinn geht er nicht zu Werke! Wahrlich, ich verehre diesen Mann hoch. Man findet wenige seinesgleichen. Ich habe ihm jedoch geraten, sich zurückzuziehen. Nun, mein teurer Freund, leben Sie wohl. Seien Sie der Dolmetscher meiner ehrerbietigsten Gefühle für Ihren Herrn Vater und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen als

Ihrem
treu ergebenen
N. v. G.

An Frau v. Trützschler.[2])

(5. Jan. 1811).

Hochwohlgeborne Frau, Gnädige Frau!

Während meiner Kreuz- und Querzüge haben sich mehrere Briefe aus Ew. Exzellenz Hause aufgesammelt, und bei meiner Rückkunft

1) Graf Chasot, mit dem Gneisenau in lebhaftem Verkehr stand, war 1809 nach Schills Auszug seiner Stellung als Kommandant von Berlin enthoben. Im stillen wirkte er aber weiter mit den Häuptern der Patriotenpartei. 1812 nahm er, da er die Erhebung Preußens nicht mehr abzuwarten vermochte, Kriegsdienste in Rußland, wo er sich bei der Bildung der russisch-deutschen Legion eifrig beteiligte. Aber schon Anfang 1813 raffte ihn eine Seuche dahin, bevor ihn G.s letzter Brief, den Arndt abgeben sollte, erreicht hatte. Pick 371.

2) Pertz II 15 ff.

wurden sie mir unter einer Menge anderer von minder wichtigem Gehalt für mich eingehändigt. Es ist endlich Zeit, ein Zeichen des Lebens von mir zu geben und einem Hause, das mich mit so viel Wohlwollen behandelt hat, wissen zu lassen, daß ich mich noch unter der Reihe der Lebendigen befinde, und daß das Andenken an die in Ihrem Hause verlebten Stunden fast die einzige freudige Erinnerung ist, die ich aus besseren Tagen in diese abscheuliche Zeit gerettet habe.

Von Zeit zu Zeit habe ich Nachrichten über Ihr Haus und über die Leiden des armen Bayreuth erhalten. Welche teilnehmende Aufnahme solche bei mir gefunden haben, können Ew. Exzellenz erachten. Ein Land, ohnedies nicht reich, und einer unsichern Verwaltung übergeben! Möge die jetzige Regierung[1]) die vergangenen Leiden mildern können und sich Ihr neuer Regent der gastfreundlichen Aufnahme erinnern, die er einst als Flüchtling dort gefunden hat.[2])

Eben verläßt mich ein Offizier, der mir viel über Sie und die Ihrigen hat erzählen müssen, obgleich bei weitem nicht so viel als ich gewünscht hätte. Es ist dies Herr v. P. Sein Bruder hat sich also mit seiner Frau ausgesöhnt und seine Geliebte nicht geheiratet. Das ist das Vernünftigste, was er hat tun können. In der zweiten Hälfte des Lebens muß man den Torheiten der Liebe entsagen; da fangen sich Torheiten anderer Art an, und es gehört viel Selbstbeherrschung dazu, ihrem Einfluß sich zu entziehen.

So, zum Beispiel, habe ich mich verleiten lassen, auf Konsequenz, große Entschlüsse, Fähigkeit zu großen Opfern, Patriotismus usw. zu rechnen, in einem Zeitalter, das dieser Tugend nicht fähig ist. Ich bin das Opfer davon geworden, indem ich mich freiwillig als solches darstellte. Hätte ich auf Egoismus und Feigherzigkeit der Menschen gerechnet und meine Pläne auf meine eigne Emporschwingung gestellt, so wäre ich besser gefahren. Bin ich zu tadeln? oder zu bedauern? ich weiß es nicht.

Viele Länder habe ich seitdem gesehen, aber wenig Trost. In England kümmert man sich nicht um die feigherzigen Deutschen, und man

1) 1810 war Bayreuth an Bayern gekommen, dessen König Max Joseph, aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken, 1799 als Kurfürst zur Regierung gelangt war. G. bezieht sich in seinen Bemerkungen auf das gewalttätige Regiment des Ministeriums Montgelas, dem jetzt auch Bayreuth unterstellt war.

2) Während des Bayrischen Erbfolgekrieges 1777—78.

verachtet uns höchlich, und in Rußland opfert man uns willig um jeden Preis. Aber der Tag der Rache wird kommen und dieser Koloß mit seinen tönernen Füßen nächstens zertrümmert werden. Es wird dies zwar unser Unglück nicht mildern, aber es ist doch Trost, diejenigen, die daran Schuld haben, mit darein verwickelt zu sehen.

So bin ich endlich zurückgekommen, reich an Erfahrungen bitterer Natur, arm an Hoffnungen oder vielmehr ganz ohne Hoffnungen. Meinen Privatwohlstand sehe ich zusamt dem öffentlichen vernichtet, und für meine Dienste bin ich ohne Gehalt, ohne Pension, ohne Remuneration. Man hat meiner vergessen. Man will oder kann nichts für mich tun, und finde ich mich nebst einer zahlreichen Familie dem Mangel preisgegeben. Doch was hilft das Klagen; warum habe ich den Menschen vertraut! —

Carl ist wohl unterdessen recht groß geworden? Ja, wenn meine Pläne gelungen wären, dann hätte ich ihn wohl zum Schwiegersohne haben mögen!

Hat man Ew. Exzellenz nicht erzählt, daß mir große Güter geschenkt seien? Glauben Sie nichts davon. Nicht einen Kirschbaum habe ich erhalten, obgleich von einem Gute die Rede war. Gerade in diesen Angelegenheiten befinde ich mich in hiesiger Stadt, wo ich nach fünf Wochen kostbaren Aufenthalts gewahr werden muß, daß man mich gegängelt hat. Wie oft erinnere ich mich an Ihre Lehren und an Ihre Schilderung von Personen! Das Unglück hat Sie früh heimgesucht, und mit Scharfblick haben Sie früh das menschliche Herz erspähet. Frauen von eminentem Charakter sind überhaupt viel gewandter in Menschenkenntnis als die Männer.

Wenn Ew. Exzellenz oder Frau von Lindenfels oder Frau von Reitzenstein — denn an Sie sämtlich ist dieser Brief gerichtet — mich mit einer Antwort darauf erfreuen wollten, so bitte ich Ihren Brief nach Kauffung, bei Schönau in Schlesien, zu richten, welches mein jetzt genommener Wohnort ist. Möchte es mir möglich sein, mich in dieses Gebirgstal auf ewig zu vergraben; so aber ist es nur ein Gasthof bei meiner Frau, wo ich abgestiegen bin; solange es Gott, meinen Gläubigern und — Napoleon gefällt, und wo ich vor der Hand eine teure Zeche bezahle, an Geld und an Gemütsruhe.

Ich schließe, da ich fühle, daß ich schon zu viel geredet habe. Doch, wenn mein Brief Ew. Exzellenz verstimmt haben sollte, so wird Frau

von Reitzensteins heitere Laune den Unmut wohl wieder wegzaubern. Keine solche Gesellschaften hier zu Lande, wo des Witzes Funken abermals Witz entzünden! Das süddeutsche Feuer geht in dem norddeutschen Phlegma unter.

Gott erhalte Ew. Exzellenz und die Ihrigen und mögen Sie meiner mit Wohlwollen gedenken. Mit unverbrüchlicher Anhänglichkeit Ihr treuergebenster

Breslau, den 5. Januar 1811. Neidhardt v. Gneisenau.

An den Staatskanzler.[1])

... Es ist jetzt eine seltsame Zeit. Man darf fürchten, daß reine historische Wahrheit zugrunde gehe. Wohin sollte sie sich auch flüchten, da öffentliche Blätter und Zeitschriften nur aufnehmen dürfen, was ihnen geboten wird von den allgefürchteten Herrschern des Kontinents. Wie die Römer, verfahren die Franzosen; sie sind die entschiedensten Verleumder der ihnen feindlichen Völker und Regierungen. Wieviel Edles, Großherziges mag zu Karthago, in Syrien und am Pontus gedacht, geraten und getan worden sein, das Römer vergifteten. Das einzige, weder durch moralische noch Territorial-Zessionen unterjochte Land, Britannien, ist keine Freistätte kontinentaler Geistesunabhängigkeit. Man ist da in zu tiefer Unwissenheit über unsere Verhältnisse und in gefühlloser Gleichgültigkeit dagegen. Einzelne Staatsmänner und Gelehrte werden wohl niederschreiben, was ihnen Wunderbares oder Abscheuliches aufstieß, aber wer bürgt dafür, daß dieser Stoff für dereinstige Geschichte gegenwärtiger Zeit auf die Nachwelt komme? Gut ist es daher, daß hochherzig denkende Gelehrte und andere der weitverbreiteten Ansteckung entgangene aufmerksame Beobachter der Zeit sich vereinigen und gemeinsam niederschreiben, was der Geschichte angehört, und das Niedergeschriebene sichern. Ein Bund hierzu müßte sich bilden, und jedes Mitglied desselben trüge bei, was ihm

1) Pertz II 90f. = Delbrück I 209. Der Inhalt dieses Schreibens ist für Gneisenau, der solches Unternehmen für notwendig hielt, wie für das innerste Wesen der Napoleonischen Despotie, die die Zeitungen derartig beeinflußte bzw. in ihrer freien Meinungsäußerung knebelte, daß man sogar eine Unterdrückung der historischen Wahrheit für die Nachwelt befürchtete, in hohem Maße charakteristisch. — Eine Antwort Hardenbergs darauf ist nicht erhalten; die sich drängenden Ereignisse verhinderten zum Glück, daß die Ausführung nötig ward.

Zuverlässiges bekannt würde. In mehreren Exemplaren würde das Gesichtete niedergelegt, und folglich der Tyrannei es unmöglich werden, alle zu zerstören. Selbst Untreue einiger Mitglieder könnte die Wirkung eines solchen Vereins nicht aufhalten, und Verfolgung würde die Bekenner dieses neuen historischen Glaubens nur stärken und mehren, die Gelehrten-Republik empören und unter Lern- und Lesebegierigen Proselyten machen.

An Graf Münster.[1]

(28. Juli 1811.)

... Bekannt wird es Ihnen sein, daß Herr von Hardenberg nur mit Bewilligung des französischen Kaisers das Ruder wieder ergreifen durfte; ein finsteres Wort des letzteren würde ihn wieder davon entfernt haben. Sein erstes Bestreben war daher, mit den französischen Autoritäten zu stehen und die Kontributionen pünktlich zu leisten. Das Unmögliche geschah. Die Nation gewöhnte sich an die Idee eines Bündnisses mit Frankreich. Daher die alsbaldige Unterwerfung unter den Kolonialtarif und die Vollstreckung der Konfiskation der englischen Schiffe in unseren Häfen. Die beiden letztern Gegenstände halfen zur Möglichkeit, die Kontribution zu leisten, welches sonst nicht zu bewirken gewesen wäre, da Handel und Gewerbe stockten. Für so viel Unterwürfigkeit hoffte man durch den Antrag eines Bündnisses belohnt zu werden — tiefes Stillschweigen! Die russischen Rüstungen begannen. Auf einmal erschienen französische Truppen in größerer Anzahl, als die bestehenden Traktaten feststellen, in unsern Staaten und wichen von der Militärstraße ab. Dies erfüllte den Hof mit Schrecken. Man rief mich, und ich gab meine Ratschläge, die in der Hauptsache dahinaus liefen, sogleich die Truppen zusammenzuziehen, feste Stellungen zu nehmen, die Festungen auszurüsten und insurrektionelle Maßregeln vorzubereiten. Man fand meine Ratschläge zu kühn und führte nur die Hälfte derselben aus, nämlich was man glaubte im stillen — eitle Hoffnung! — machen zu können. Ich hatte vorher gesagt, die Absicht der Franzosen sei, in die Festungen der Oder sowie nach Danzig viele Truppen nach und nach zu legen,

1) Pertz II 163ff.; z. T. auch b. Delbrück I 217. Ernst Friedrich Herbert Reichsgraf zu Münster, aus Hannoverscher Adelsfamilie, vortragender Minister am Hofe zu London.

somit Berlin zu umstellen, dann schnell von der Elbe und aus Mecklenburg Truppen nach der Hauptstadt rücken zu lassen, um sich der Regierung und des Hofes zu bemächtigen und solchen zu jedem Unterwerfungsvertrag zu nötigen. Man glaubte, ich sehe zu schwarz. Alles jedoch erfolgte, wie ich es vorher gesagt hatte, nur der letzte Akt ist noch nicht begonnen, aber wir dürfen buchstäblich erwarten, daß in der nächsten Stunde uns die Nachricht zukomme, feindliche Truppen seien hierher im Anzug. Es wird dann sehr viel Mut, Einsicht und — Glück dazu gehören, den König retten, der, er gehe nun nach Pommern oder Schlesien, immer durch ein Nadelöhr gehen muß.

Was möglich ist, vorzubereiten, um dem Unglück zu begegnen und zu wehren, daß uns nicht ein Schimpf widerfahre, soll redlich geschehen. Ich rede und schreibe im Vereine mit dem vortrefflichen Scharnhorst, ich hauche Mut ein, ich gebe die Mittel zur Rettung an, ich beweise, daß sie groß sind, und vielleicht wird es gelingen, zu kräftigen Entschlüssen zu bewegen. Ich dringe darauf, daß der König nach Königsberg gehe, weil ich voraussehe, daß dort seine Entschlüsse kräftiger und rücksichtsloser sein werden und er dann auch nicht durch so viel schlechte Menschen umgeben ist. Gelingt mir dies, so haben wir alles gewonnen.

Das schlimmste wäre, wenn binnen wenig Tagen bereits der letzte Akt begönne. Dann ist nichts weiter zu tun als die wenigen Truppen hier zu sammeln und den Kampf der Verzweiflung zu fechten, der uns vielleicht gelingt. Ich trachte hierfür zu begeistern.[1])

Denkschrift an den König.[2])

... Der französische Kaiser tut immer das, was er seinen Absichten förderlich dünkt. Was könnte aber bei seinen Plänen gegen Rußland ihm nützlicher sein als Ew. M. Festungen und Truppen in seine Gewalt zu bekommen, und wie könnte er diesen Zweck schneller erreichen, als wenn er ganz langsam Truppen auf dem jenseitigen Oderufer

1) In Wahrheit war die Gefahr noch nicht so nahe wie G. meinte — wie sich aus den nächstfolgenden Ereignissen ergab. Der König blieb noch in Berlin, und „man behielt Zeit, für den erwarteten ‚letzten Akt' Vorbereitungen zu treffen" (Delbrück).

2) Delbrück I 227ff. Vgl. hier S. 17f. Bei Pertz II 189ff. ist die im Wortlaut oft stark abweichende erste Fassung abgedruckt.

anhäuft, somit den Übergang über diesen Strom sperrt und die Hauptstadt umspinnt. Die Sachsen sind so verlegt, daß sie, bevor man sichere Nachrichten hiervon haben kann, die Gegenden von Frankfurt und Crossen erreichen und den Weg nach Schlesien sperren können. Ein gewaltsamer Versuch zum Durchschlagen möchte leicht unglücklich ablaufen und Ew. M. dann genötigt sein, zur Residenz zurückzukehren. Die Unterzeichnung eines Unterwerfungsvertrags, wie ihn die mit Übermut gepaarte Übermacht nur immer gebieten mag, ist dann die gelindeste Folge eines vergeblichen Versuchs zu entkommen. Die Armee wird sofort Ew. Majestät bitterstem Feinde übergeben, neu organisiert, mit französisch gesinnten Befehlshabern besetzt, ihr neue Grundsätze eingehaucht, sie ihrem König und Herrn durch alle teuflichen Künste entfremdet, die treuen Diener Ew. Majestät in fremde Gefängnisse geschleppt, die Festungen französischen Truppen überliefert, über die Hilfsquellen des Landes unumschränkt geboten, der Krieg gegen Rußland mit dem Schweiß und Blut Ew. Majestät Untertanen geführt, das Volk mit neuen Auflagen gepeinigt, und unter den Edikten, die diese Drangsale über Allerhöchst Ihr Volk bringen, prangt Ew. Majestät Name. Die Herzen des Volks werden Ew. Majestät abwendig werden, und gerade dieses ist es, was Allerhöchst Ihre Feinde beabsichtigen. Weder über Sachen noch Personen würde Ew. Majestät fernerhin eine Wahl gelassen werden, und für jede denkbare Unterwerfung wird Ew. Majestät rachgieriger Gegner nicht einmal einige Schonung in seine Formen gegen Allerhöchstdieselben legen.

Denken Ew. Majestät an die erste Zusammenkunft, die Allerhöchstderselben mit diesem unversöhnlichsten aller Sterblichen bevorsteht! Welche Vorwürfe, in welcher rohen Sprache!

Genug haben Ew. Majestät getan, um sich die Rache dieses harten Feindes zuzuziehen, aber bei weitem nicht genug, um sich davor zu schützen. Die Sicherung Allerhöchstihrer Person ist das Allerdringendste und möge Gott Ew. Majestät baldmöglichst den Entschluß fassen lassen, der Gefahr, ein Gefangener in Ihrem Palast zu sein, durch Allerhöchst Ihre Entfernung zuvorzukommen, und möchten doch dieser Maßregel alle diejenigen, die zur Sicherheit des Ganzen noch ferner nötig sind, schnell folgen. Es ist Gefahr im Verzug. Daß solche Maßregeln die Kriegsflamme entzünden werden, ist nicht zu fürchten. Hat der französische Kaiser beschlossen, Ew. Majestät Staaten sich zu unter-

werfen, so wird ihn auch das behutsamste Betragen nicht von diesem Vorsatz ablenken, ein längeres Zaudern hingegen ihm nur erwünschte Zeit geben, seine Mittel zum Angriff noch ferner zu entwickeln, und so lange zu warten, bis er diese vervollständigt hat, wäre die höchste Verwegenheit. Ist er aber mit seinen Rüstungen noch nicht zustande, so wird er unserer Defensiv-Anordnung wegen den Angriff nicht beschleunigen, vielleicht sogar den Weg der Unterhandlungen einschlagen, um uns nicht gewaltsam in Rußlands Arme zu stoßen, von dessen Kabinett er weiß oder voraussetzt, daß es uns schützen werde, wofern wir gewaltsam angegriffen werden. Ein ganz anderer Fall ist es, wenn er durch Überraschung sich Ew. Majestät Namens und der gesamten Regierung bemächtigt. Da möchte Rußland, durch den Anwachs seiner Macht geschreckt, untätig unserer Unterwerfung zusehen. Tut es dieses nicht und handelt es entschlossener, so sind Ew. Majestät östliche Provinzen der Verheerung preisgegeben.

Aber auch selbst in dem Falle, daß unsere Verteidigungsanstalten den französischen Kaiser zum beschleunigten Angriff reizten, bevor seine Angriffsmittel entwickelt sind, so ist uns dann Rußlands Beistand zugesichert. Man könnte dann so räsonnieren:

Napoleon will uns vernichten; er will es aber nur dann, wenn seine Pläne hierfür reif sind; er will es nur dann, wenn er so überwiegende Kräfte um uns versammelt hat, daß jeder Widerstand ihm erfolglos dünkt. Bei dieser Lage wäre also der schnellste Angriff unsererseits der beste. Der Feind hat noch nicht alle Streitkräfte beisammen; wir stören seine Pläne im allgemeinen dadurch, daß wir den Kampf beginnen, ehe er dazu vorbereitet ist.

Allein Rußland will noch nicht den Angriffskampf. Es hat uns gesagt: Sucht denselben zu vermeiden, fangt ihn wenigstens nicht an; werdet ihr aber angegriffen, dann könnt ihr auf unsere Unterstützung rechnen. — Was ist also in dieser Lage die von Preußen zu lösende Aufgabe? In dieser Lage, wo es von Rußland nur als Außenwerk gebraucht und nicht um seiner selbst, sondern nur darum unterstützt wird, um den Angriff auf die Festung aufzuhalten? — Preußen muß durch Defensivhandlungen Frankreichs Angriff reizen.

Die Vorteile hiervon sind:

a) Man schwächt hierdurch den Angriff des Feindes durch die Unvollständigkeit seiner Rüstungen.

b) Man sichert sich durch schnellen Entschluß die Verteidigungsmittel der Kur- und Neumark, von halb Pommern, halb Schlesien und halb Westpreußen, die bei Zögerung unausweichlich in Feindes Gewalt kommen.

c) Man erhält Rußlands Hilfe.

Zaudert man hingegen mit den durch die Gefahr gebotenen Maßregeln, so sind wir im günstigsten Falle um die Hälfte der Streitkräfte ärmer, statt eines kräftigen Widerstandes erscheint hier und da ein mattes Sträuben, und das Verdammungsurteil unserer Zeitgenossen wird über uns ausgesprochen; das drohendste aber ist die wohlbegründete Furcht, daß Ew. Majestät Person in die Gewalt Höchstihrer Feinde geraten und diese Allerhöchst Sie gebrauchen möchten, um mit dem königlichen Namen ihre Erpressungen und Gewalttätigkeiten zu stempeln, das Volk seinem angeborenen Herrscher abgeneigt zu machen und es zu einer Thronveränderung vorzubereiten.

Ew. Majestät scheinen Allerhöchst Ihre Streitkräfte zu gering zu achten. Mit einer Armee von 124000 Mann, die auf Allerhöchst Ihren Wink um ein Fünftel vermehrt werden kann, sobald die Waffen dazu vorhanden sind, ist man ein achtbarer Feind. 35000 Mann für die Festungen abgerechnet, bleiben noch etwa 115000 Mann zur Verfügung im freien Felde übrig, und diese in stark verschanzten Stellungen, woraus sie bei günstigen Verhältnissen weite Ausfälle machen, aufgestellt, möchten dem Feinde eine ganz besondere Scheu einflößen. Auch das Mittel des Heerbannes (Landmiliz) sowie des Landsturmes möchte nicht so verächtlich sich ausweisen, als Ew. Majestät davon in Allerhöchst Ihren Bemerkungen zu unserem Milizplan urteilen. Es ist dieses Mittel bei uns in neuerer Zeit nicht versucht, allein da uns nur die Wahl zwischen feiger Unterwerfung oder verzweifeltem Widerstand gelassen ist, so gebietet die Pflicht Ew. Majestät treuer Diener ein Mittel nicht unversucht zu lassen, das darauf berechnet ist, dem Feinde weh zu tun. Wenn man aber die Verwaltung des vom Feinde besetzten Landes auflöst und ihn somit nötigt, nur von der Landstrecke zu leben, worauf er unmittelbar gebietet, und sich seine Lieferungen selbst zu holen und mit starker bewaffneter Hand zu begleiten, wenn man einen Parteienkrieg gegen ihn organisiert, der hauptsächlich nur des Nachts geführt wird und ihn ermüden muß, so kann man wohl erwarten, daß ihm das Kriegführen etwas

werde verleidet werden. Unterdessen gewöhnt man sich an Krieg und Entbehrungen; man lernt, was man vorher nicht wußte; der Feind verzehrt seine Kräfte, wir gewinnen Zeit, und die übrigen Weltbegebenheiten tun vielleicht das übrige. Eine Insurrektion wirft man nicht so leicht darnieder als ein Heer in offener Schlacht, und bieten wir nur alles gehörig auf, so mögen wir selbst bei der ungünstigen Berechnung in einigen Jahren immer noch leben.

Die Fürsten der Erde kennen häufig nicht den Zauber, der in ihren freundlichen Worten und in ihrem Zorne liegt. Wenn Ew. Majestät sich der unwiderstehlichen Freundlichkeit bewußt wären, die Sie Ihren Zügen zu geben vermögen; wenn Allerhöchstdieselben diesen Zauber anwenden wollten, um Ihren Thron, Ihren Staat, Ihre Kinder dem Schutze des Volkes zu empfehlen; Ew. Majestät würden Wunder tun und schlummernde Kräfte entwickeln, worüber die Welt erstaunen sollte. Es sind nicht immer die stehenden Heere gewesen, die Throne und Staaten gerettet haben. Häufig war es die Liebe eines für seinen Herrscher begeisterten Volkes. König Alfred von England hatte nichts mehr übrig als ein Bauerngewand, und dennoch rettete er Thron und Volk aus der Gewalt der damals allfurchtbaren Dänen.

Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses schreibe, abermals Poesie schuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang. Zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daran setzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu

einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnung nach; ich werde mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden.

In diesen Gesinnungen und pflichttreuer Ehrfurcht verharre ich

Ew. Majestät

alleruntertänigst treugehorsamster

N. v. Gneisenau.

Berlin, den 20. August 1811.

An Kaiser Alexander.[1])

... Eins der sichersten Mittel, um den Untergang des Feindes herbeizuführen, ist, ihm jedes Unterhaltsmittel in dem Lande zu nehmen, welches man seinem Einbruch offen lassen will; aber es ist durchaus notwendig, sich nicht durch Rücksichten der Menschlichkeit von den zur Erreichung dieses Zweckes unerläßlichen Maßregeln abhalten zu lassen. Alles Getreide und alles Vieh muß weggenommen und in das Innere gebracht werden, alle Dorfwirtshäuser mit ihren großen Ställen müssen zerstört, alle Mühlen vernichtet und ihre Maschinen zerbrochen werden; die Einwohner sich in die großen Waldungen und in die Sümpfe flüchten. Jeder Einwohner, der mit dem Feinde verkehrt und ihm Unterhalt liefert, werde des Hochverrats schuldig erklärt, und alle Obrigkeiten des Landes müssen sich beim ersten Erscheinen des Feindes hinter die Heere flüchten. Den polnischen Edelleuten, welche stets zur Empörung geneigt sind, werde eröffnet, daß man bei der ersten Aufstandsbewegung ihre Leibeigenen befreien werde, und man halte ein Auge auf die Juden, die in allen Ländern den französischen Heeren die besten Spione geliefert haben. Mit solchen Maßregeln, so hart sie auch zu sein scheinen, wird es gelingen, die Bewegungen des Feindes zu lähmen, ihn zum System der Magazine zu zwingen, ihn nötigen, seinen Unterhalt aus der Ferne zu ziehen, ihn durch den Dienst der Lebensmittel fesseln und den Gang

1) Die ganze Denkschrift, aus der hier der obige Abschnitt entnommen ist (der größtenteils auch bei Delbrück I 265 ff.), bei Pertz II 285—308. Von Gneisenau, während er in Riga längere Zeit auf ein Schiff nach Schweden warten mußte, verfaßt und an Alexander am 2. Juni 1812 abgesandt.

der Bewegungen vorhersehen, welche ihm zu machen übrig bleiben. Dann wird das Klima nicht zögern, seine Wirkung zu üben. Der Verfasser hat durch seine Erfahrung Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der Aufenthalt in den von Völkern slawischen Ursprungs bewohnten Ländern besonders tödlich fast für alle diejenigen ist, die aus höhergelegenen Ländern kommen, wie der größte Teil Deutschlands, Frankreich, Italien, sobald sich ihr Aufenthalt in den Kantonnierungen etwas verlängert. Fast alle Städte und Dörfer in den slawischen Ländern liegen an niedrigen, meistens morastigen Orten, in schwammigem, an Wasser überreichem Grunde. Die Ungesundheit einer solchen Lage schadet zwar keineswegs der Gesundheit der daran gewöhnten Eingeborenen, verfehlt aber nie ihre tödliche Wirkung auf die der Fremden. Der Verfasser sah zweimal in friedlichen Kantonnierungen die Hälfte der von ihm damals befehligten Kompagnie sterben[1]), nachdem sie die Beschwerden des Feldzuges sehr wohl ertragen hatte. Ein Dritteil des Preußischen Heeres in Polen in den Jahren 1794 und 1795 starb in den Hospitälern. Kann man die Bewegungen der Französischen Heere lähmen und sie zu etwas verlängerten Kantonnierungen nötigen, so wird man ganz sicher sie über alle Erwartung hinaus schmelzen sehen, und diejenigen, welche das russische Schwert verschont hat, werden dem Klima zum Opfer fallen, wenn man ihm Zeit läßt, seine Wirkung zu üben.

Dieselben Vorteile bietet ein Winterfeldzug. Während der Schnee die Zufuhr von Lebensmitteln und anderer Bedürfnisse für die russischen Heere erleichtert, werden die Härte eines nordischen Winters nebst dem völligen Mangel an allen Bequemlichkeiten, welche andere Länder bieten und woran der französische Soldat sich bei den besiegten und unterdrückten Völkern gewöhnt hat, mächtig den Mut dieser Horden lähmen, welche gegen ihren Willen in ferne Länder und unter einen rauhen, ungastlichen, unwirtlichen Himmel geführt sind. Ohne Aussicht auf das Ende ihrer Leiden, werden sie sehr froh sein, einen Vorwand zur Flucht aus diesen Fröśten zu finden, und eine Schlacht, sei sie auch noch so wenig bestritten und hartnäckig, wird ihn ihnen liefern.

Alle seine Kräfte zu entwickeln, um nicht zurückzubleiben in allem,

1) Vgl. Einl. S. 8.

was dem Feinde schaden kann, alle physischen und moralischen Triebfedern ins Spiel zu bringen, dem Volke große Opfer für eine große Sache abzufordern für die Unabhängigkeit des Reiches, das ist es, was der gegenwärtige Augenblick fordert. Aus diesem Gesichtspunkt wäre es passend, den Untertanen einen neuen Eid der Treue abzunehmen, wodurch sie sich verpflichteten, jede Verbindung irgendwelcher Art mit den Feinden zu fliehen, ihren Forderungen nicht zu gehorchen, sie zu verabscheuen, zu bekämpfen, zu verfolgen, sie als wilde Tiere auszurotten: und dieser Handlung alle Feierlichkeit der Religion zu geben.

Der Krieg hat seine Zufälle. Mit aller möglichen Vorsicht kann man nicht alles voraussehen, die Unfähigkeit eines Untergenerals, die Feigheit des einen, der böse Wille eines anderen können Unglück herbeiführen. Läßt man sich durch diese Unfälle niederschlagen, verzweifelt man an sich selbst, so verliert man dann auf immer mit der öffentlichen Meinung die Möglichkeit, sich aufzurichten, statt daß man mit Ausdauer, in der Erhebung seiner Seele und mit der Hingebung an eine heilige Sache unzählige Hilfsquellen findet. Vier verlorene, aber mit Weisheit geführte und mit Tapferkeit bestrittene Schlachten geben keineswegs Grund, an der Rettung Rußlands zu verzweifeln, und jedes Unglück kann durch Vollkraft ersetzt werden; aber zwei Siege über den Kaiser Napoleon davongetragen, können nebst dem Abfall seiner Verbündeten und mit den daraus unfehlbar folgenden Aufständen seinen völligen Untergang herbeiführen; daher also, wenn man ihm Ausdauer entgegensetzt, spielt er in diesem Kriege nicht das Ganze gegen das Ganze, sondern das Ganze gegen ein Nichts.

Alle Feldzüge des Kaisers Napoleon waren auf eine kurze Dauer berechnet. Sich rasch bewegen, den Feind durch Bewegungen umfassen, ihn im einzelnen schlagen, durch den Schrecken lähmen, und einen kurzen Krieg durch einen raschen Frieden endigen, der dem französischen Soldaten den Stolz des Siegers sichert, seiner Willkür die von ihm überschwemmten Länder überliefert, das ist die Art des Krieges, worauf der französische Kaiser ausgeht. Aber sobald man ihn zwingt, einen langsamen Krieg zu führen, sobald man dem französischen Soldaten die Möglichkeit nimmt, auf Kosten eines unterdrückten Volkes zu leben, sobald man ihm einen langen und harten Kampf in Aussicht stellt: dann kann man sich schmeicheln, ihn bereits

geistig besiegt zu haben, und selbst erfochtene Siege könnten ihn zu rückgängigen Bewegungen zwingen. Erinnere man sich an die Schlacht von Eylau, und damals gab es noch kein Spanien!

An Graf Münster.[1]

(10. Oktober 1812.)

... Obgleich seit 10 Jahren belehrt, an das Schlimmere zu glauben und mißtrauisch gegen jedes Aufflammen der Hoffnung zu sein, schöpfe ich nach dem Brand von Moskau neue Hoffnungen. Diejenigen, die sich entschließen konnten, die Hauptstadt eines großen Reiches den Flammen zu übergeben und alle wohlhabenden Einwohner derselben zur Auswanderung zu zwingen — ich halte mich hier lediglich an den französischen Bericht — sind fähig, auch das Äußerste zu wagen. Und was könnten sie eigentlich noch Größeres wagen, als sie bereits geopfert haben. Das Schlimmste ist geschehen; was noch zu opfern wäre, kostet wenig Überwindung. Diese Männer werden also zerstören, vernichten, verbrennen alles, was zum Vorteil des Feindes dienen könnte. Menschen und Vieh werden sie in die östlichen Provinzen des Reichs treiben, und eine Wüste ohne Lebensunterhalt, hoffe ich, werden sie dem Feinde zum Winteraufenthalt überlassen.

Möchten sie doch in Moskaus Kirchen und Palästen alle Fenster und alle Öfen zerstückeln und die steinernen Häuser ihrer Dächer beraubt haben. Und möchten doch alle diese großen Entschlüsse von dem kleinen Alexander gekommen sein.

VI. „1813".

An General Dörnberg.[2]

(Haynau 22. März 1813.)

Nie, mein edler Freund, hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu dürfen.

Wir kommen mit den schönsten Truppen an. Wir bringen 7000 Mann der besten Reiterei. Jedesweden Herz ist hochgestimmt.

1) Pertz II 405. Delbrück I 273f.
2) Pertz II 529. Delbrück I 291. Vgl. Einl. S. 12.

Mein munterer Feldherr ist neu begeistert. Scharnhorst, unser erster General-Quartiermeister, leitet uns. An der Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute; der Soldat ist schlagfertig und erbittert. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flogen in derselben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha! sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt, sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen.

An seine Frau.[1])

(Meißen, 6. Mai.)

... August hat sich ein Ehrenzeichen verdient, nämlich einen Schuß in die Oberwade, glücklicherweise nur eine Fleischwunde. Der beiliegende Brief meines Sekretärs wird Dich über seine Pflege beruhigen. Übrigens habe ich ihm 20 Frd'or gegeben, um, wenn er will, seine Reise bis zu Dir fortzusetzen.

Von Anfang der Schlacht am 2. d. ward ich schon von ihm getrennt, indem mir die Reiterei des linken Flügels zu führen übertragen wurde. Der junge Krieger hat demnach die Schlacht im Gefolge meines Freundes Scharnhorst mitgemacht. Dort ging es am heftigsten zu, und es ward hartnäckig gefochten. Ein solches Kleingewehrfeuer habe ich nie gehört. Nach dem Zeugnis aller derer, die ihn im Getümmel und Wüten der Schlacht gesehen, hat er sich mit Tapferkeit und Furchtlosigkeit betragen. Sein Pferd, ein schöner Brauner von mir, ward tödlich verwundet; er mußte solches auf dem Schlachtfelde lassen.

Von seinem Schicksal nichts wissend und bekümmert um ihn, saß ich bei meinem General morgens um 3 Uhr im Posthause zu Pegau, als August auf einmal zufällig ins Zimmer trat. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen. Wir sprachen lange miteinander. Erst hinterher erzählte er mir, er sei verwundet. Du kannst Dir mein Erstaunen denken. Ich sorgte schnell für ihn, übergab ihn einem Offizier, der ihn mit Extrapost zur Bagage brachte, und trennte mich von ihm, um auf das Schlachtfeld zurückzukehren.

1) Pertz II 594 f. Delbrück I 300 f. Geschrieben nach der Schlacht bei Gr. Görschen (Lützen). Gneisenaus erst 15jähriger Sohn August machte als freiwilliger Kavallerist die Schlacht mit.

Die Schlacht ist eine unentschiedene. Viel Blut ist umsonst vergossen worden. Die Anlage war nicht sonderlich oder vielmehr die Ausführung der Anlage, denn wir ließen Truppen außer dem Gefecht, die wir füglich heranziehen konnten, z. B. die Korps des Generals Miboradowitsch, des Generals v. Kleist und des Generals v. Bülow. Ersteres hat 100 Kanonen, die uns gute Dienste hätten tun können. Am Ende der Schlacht hatte der Feind noch eine Mehrzahl von 50000 Mann Infanterie gegen 20000, die uns übrig blieben oder die noch schlachtfähig waren, denn der Tod hatte unter vielen Bataillonen sehr gewütet und sie aufgelöst. Wir haben drei Bataillone, wovon zwei nur zwei Offiziere, das dritte nur einen Offizier übrig behielt. Wir hatten überhaupt zu wenig Infanterie, und man wollte den Rest derselben nicht aufs Ungewisse hin daransetzen, um nicht eine Niederlage zu erleiden. Somit ward mir unbewußt der Befehl zum Rückzuge gegeben. In der Dunkelheit war ich von meinem General abgekommen. Ich suchte ihn auf dem Schlachtfelde vergebens. Gegen 2 Uhr nachts ging ich in das nahe Pegau, fand ihn dort im Posthause und blieb einige Stunden mit ihm, traf dort August, kehrte nach dem Schlachtfelde zurück und sah dort nichts vom Feinde. Da alles den Rückweg angetreten hatte, ging ich gegen 9 Uhr vom Schlachtfelde und zog mit den übrigen.

Grüße alles. Gott erhalte Euch.

(Einige Tage später aus Großenhain.)

Nun muß ich Dir noch hersetzen, was mir mein verwundeter Freund, der General von Scharnhorst, über August schreibt. Er sagt mir: „Ihr Sohn, Ihr braver Sohn, ich habe ihn fechten sehen; er verdiente zum Beispiel allen aufgestellt zu werden. Was denkst Du hierzu, zu diesem Zeugnis eines der tapfersten Generale. Wundern wirst Du Dich darüber, daß August wahrscheinlich das Eiserne Kreuz erhalten wird, denn er ist dazu vorgeschlagen. Sage ihm dies, wenn er bei Dir ankommen sollte, und wie rühmlich für ihn es sei, in so jungen Jahren schon sich die Achtung seiner Vorgesetzten erworben zu haben. Wenn er anders die Laufbahn der Waffen fortsetzt und Gott ihn in Gefahren erhält, so kann es nicht fehlen, daß er sich einen Namen machen wird. Sage ihm, daß ich ihn fortan nicht mehr als Sohn allein, sondern auch als Freund behandeln werde.

An Clausewitz.[1])

... Sie waren sein (Scharnhorsts) Johannes, ich nur sein Petrus, doch bin ich ihm nie untreu geworden wie jener seinem Meister.

An Clausewitz.[2])

(28. August 1813.)

Mein teurer Freund!

Wir haben vorgestern eine schöne Schlacht gewonnen; entscheidend, wie die Franzosen noch nie eine Schlacht verloren haben.

Den 19. d. hatten die Feindseligkeiten mit einem heftigen Gefecht bei Löwenberg begonnen, nachdem bereits der General Sacken mehrere Gefechte der zweiten Ordnung gehabt hatte. Am 21. wollte uns der französische Kaiser bei Löwenberg zu einer allgemeinen Schlacht bringen und uns während derselben über Bunzlau in Flanke und Rücken gehn. Wir wichen aus und zogen mit unserer Arrieregarde, stets fechtend, gegen Lauterseifen zurück. Der Feind folgte uns des andern Nachmittags, aber kraftlos. Dieses gab uns die Vermutung, daß er Truppen aus der Armee vor uns weggezogen habe. Wir gingen bis Goldberg, um unsere rechte Flanke, die noch immer bedroht war, zu sichern. Am 23ten entspann sich bei Goldberg ein sehr heftiges Gefecht, doch abermals nur mit unseren sämtlichen Arrieregarden und der Brigade Mecklenburg. Als Graf Langeron in der linken Flanke durch den Verlust des Wolfsberges genommen war, traten wir unsern Rückzug bis hinter Seichau an. York (der ...) wich aber in der Nacht bis eine Meile hinter Jauer zurück. Langeron konnte mit Mühe in seiner vortrefflichen Lage erhalten werden. Am 25ten machten wir einen Entwurf, über die Katzbach zu gehen und dem Feind zwischen Liegnitz und Goldberg ins Zentrum zu gehen. Die Disposition war bereits ausgegeben, die preußischen Truppen nebst Sacken in Marsch; das Hauptquartier schon um 9 Uhr des Morgens in Brechtelshof, als Langeron in seiner festen Stellung hinter

1) Pertz-Delbrück V 488. Der Brief ist anläßlich des für Scharnhorst geplanten Denkmals erst den 15. Juni 1823 aus Erdmannsdorf an Cl. gerichtet, ist aber hier eingefügt, da er sich auf Scharnhorst bezieht, der während des Waffenstillstandes 1813 seiner Wunde erlag.

2) Pertz III 223 ff.



General von Clausewitz



dem Dorfe Hennersdorf kanoniert wurde. Wir hielten mit dem Marsch inne und wollten die Dinge sich näher entwickeln lassen. Bald kam die Meldung von unsern Vorposten, der Feind rücke an gegen uns. Schnell machten wir unsere Anstalten. Hinter sanften Höhen verbargen wir unsere Armee und ließen nur unsere Avantgarde auf der weiten Ebene am rechten Ufer der Wütenden Neiße. Die Punkte für einige Batterien wurden schnell genommen.

Mittlerweile hatte der Feind den Grafen Langeron von Stellung zu Stellung geworfen. Dieser konnte nicht Widerstand tun, indem der ... sein sämtliches Geschütz bis auf 30 Sechspfünder, zwei Meilen weit zurückgeschickt hatte, nur um sich nicht zu schlagen, was er fast stets verweigerte. Seine linke Flanke war ihm bereits von Hermsdorf her genommen, und nun wollte der Feind dessen rechte Flanke umgehen, um ihn vollends aus seiner Stellung an der Wütenden Neiße zu stürzen, wo das ganze Korps aufgelöst worden wäre. Die Flüchtlinge hätten sich dann bei Jauer, sofern wir dort geblieben wären, auf uns geworfen, und wir waren ohne Rettung verloren.

Unser Entwurf zum Angriff und der Umstand, daß wir zeitig marschiert gewesen waren, retteten uns vom Verderben. Wir konnten nun mit Ruhe unsere Dispositionen machen. Der Feind war über die Katzbach herübergekommen und hatte nun das Defilee in seinem Rücken. Er ging nun auf unsere Avantgarde los. Schnell ließen wir die Brigaden aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen und mit dem Bajonett auf den Feind losgehen. Der Regen war unaufhörlich; der Sturm schlug uns ins Gesicht. Die Infanterie zeichnete sich durch hohe Tapferkeit aus. Ein langes unentschiedenes Kavalleriegefecht in einer Linie entspann sich. Wir brachten neue Schwadronen heran. Einige unserer Bataillonsmassen, darunter ein Bataillon Landwehr, vernichteten eine starke feindliche Infanteriemasse. Wir brachten mehr Geschütz vor. Der General Sacken hatte eine Linksschwenkung gemacht; wir preßten den Feind in einen engeren Raum. Er ward an den steilen Talrand der Wütenden Neiße und der Katzbach mit seinem Rücken angeklemmt und schlug sich um seine Rückzugsstraße. Seine Reiterei verschwand; wir dirigierten mehr Infanteriemassen gegen seine Linie und eine starke Infanteriemasse, die noch Widerstand tun wollte; und nachdem wir selbige mit einigen Stücken Geschütz kartäischt und mit Tirailleurs geängstigt hatten, ließen wir eine Bataillons-

masse auf sie losgehen und sie vollends den steilen Talrand hinunterstürzen. Alle Kriegsfuhrwerke flohen in der wildesten Flucht, und an dem Rande und dem steilen Abhange lag alles in der Unordnung des Schreckens. Die Nacht brach ein; von unserer Kavallerie konnte nur wenig gesammelt werden. Sie setzte nicht nach, weil sie ihr Handwerk nicht mehr versteht.

Der Befehl ward erteilt, daß die Armee um 2 Uhr nachts dem Feinde folgen sollte. Die Befehlshaber konnten zum Teil nicht gefunden werden, andere hatten nicht Lust. Erst des andern Morgens gegen Mittag ging die Avantgarde über den Fluß, und die Brigade Horn folgte.

Graf Langeron ward gerettet, indem einige Bataillons von unserer Brigade Steinmetz über die Wütende Neiße gingen und den Feind in die linke Flanke nahmen.

Ungeachtet, daß die Menschen nicht verstehen, einen erfochtenen Sieg zu benutzen, so sind die Resultate des unsrigen dennoch groß, soviel bis jetzt bekannt sind. Etwa 60 Kanonen, 200 Pulverwagen und Feldschmieden (letztere allein 8), 6—7000 Gefangene sind die Früchte des Sieges.[1])

Was wir auf unserem Marsche von Eichholz hierher gesehen haben an Leichnamen, Kriegsfuhrwerken usw. und was wir über die Unordnung und Zusammensetzung der Arrieregarde, die aus allen Flüchtigen mehrerer Regimenter besteht, gehört haben, beweist, daß Macdonalds Armee gänzlich aufgelöst ist. Wir sind gestern durch die angeschwollenen Gewässer bis an die Brust gegangen; wir hoffen den Feind am Bober zu finden und diesen Fluß vielleicht so angeschwollen, daß sie nicht sich retten können. Eine Division hat bereits bei Hirschberg nicht über den Fluß kommen können und mußte ihren Weg am unfahrbaren rechten Ufer des Bobers nehmen. Nach einem aufgefangenen Briefe des Divisionsgenerals[2]) haben sich $^3/_4$ derselben bereits in die Wälder verlaufen. Ich lasse die Sturmglocke ziehen, um die Bauern gegen sie aufzubieten.

Der Plan des französischen Kaisers war, uns zu schlagen, dadurch Eingang in Böhmen zu gewinnen und sodann konzentrisch in dieses

1) Am 1. September hatte sich als Ergebnis der Schlacht und ihrer Folgen herausgestellt, daß 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, seine Lazarette, Feldschmieden, Mehlwagen, 18000 Gefangene in den Händen der Schlesischen Armee waren. 2) Puthod.

Land einzuziehen im Rücken der großen Armee. Wir haben diesen Plan vereitelt und eine große Armee vernichtet. Wir hatten gegen uns das Korps von Ney, jetzt Souham, Macdonald, Lauriston, Bertrand und das Kavalleriekorps von Sebastiani. Was von mir abhängt, soll geschehen, um diese Armee vollends zu vernichten. Der Graf von St. Priest soll von Hirschberg über Greiffenberg, Marklissa gegen die Straße von Lauban nach Dresden vorrücken, und Neuperg [1]) soll sich dort mit ihm vereinigen.

Diese Schlacht ist der Triumph unserer neugeschaffenen Infanterie. Ich habe keine Traineurs [2]) derselben im tiefsten Gewühl der Schlacht gesehen. Alle Bataillone standen auf den hervorspringenden Punkten des Terrains in vollen Vierecken.

Ein Landwehrbataillon von Thiele ward von feindlicher Reiterei umringt und aufgefordert, sich zu ergeben. Es feuerte; nur ein Gewehr ging los, dennoch ergaben die Landwehrmänner sich nicht! Nein! Nein! schrien sie und stießen mit den Bajonetten. Einen Augenblick war unsere Kavallerie geschlagen, und schon hatte sie eine halbe Batterie verloren. Alles ward durch Unterstützungen wieder gut gemacht. Die Schlacht hatte ganz das Ansehen einer antiken. Das Feuer während derselben schwieg gegen Ende des Tages ganz, bis wir durch den durchweichten Boden wieder Geschütz herbeirufen konnten. Nur das Geschrei der Streitenden erfüllte die Luft; die blanke Waffe entschied. —

Yorck hatte abermals alles für verloren gehalten. „Wir sind verloren!" schrie er. „Jeder will sich Lorbeeren sammeln. Wir gehen zugrunde; der Sieg wurde mir aus der Hand gerissen," und solche Reden mehr. Und dennoch stand unsere ganze Infanterie in schönster Ordnung. „Der Marsch von hinter Jauer sollte nicht gemacht werden. Man ermüde die Truppen ohne Zweck," hieß es. So mußten wir diesen Sieg erzwingen; das Glück war uns hold, und die gerechte Sache siegte trotz aller Mißgünstigen.

Empfehlen Sie mich, mein teurer Freund, Ihrer Gemahlin und bleiben Sie gewogen Ihrem überglücklichen Freunde

Goldberg, den 28. August 1813. N. v. Gneisenau.

---

1) gemeint Graf Neipperg, d. h. die österreichische Division Bubna.

2) Nachzügler.

Wie schwierig meine Lange ist, können Sie denken. Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutsam; Langeron und York zerren mich wieder zurück und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen. Glück, sei mir ferner hold!

An Fürst Schwarzenberg.[1]

(2. September.)

Ew. Durchlaucht verehrliches Schreiben vom 30. vorigen Monats ist mir durch den Herrn Fürsten Wenzel Lichtenstein richtig eingehändigt worden. Euer Durchlaucht, indem Sie eine Abrückung von 50000 Mann von meiner Armee verlangen, nehmen hierbei den Fall an, daß der französische Kaiser mit seiner Hauptmacht den verbündeten Heeren nach Böhmen folge. Selbst in diesem, noch nicht ausgemacht gewissen Fall, dürfte eine Offensivbewegung meiner Armee nach der Elbe, auf indirektem Wege vielleicht wirksamer sein als eine gerade Entgegenstellung durch einen Linksmarsch von 50000 Mann nach Böhmen; eine Zahl, die die Streitkräfte der verbündeten Armeen in Böhmen weniger wirksam vermehrt, als es das Zusammenhalten meiner Armee und eine Offensivbewegung nach der Elbe strategisch und moralisch tun würde. Man darf aber auch den Fall annehmen, daß der französische Kaiser abermals seine Hauptstärke gegen uns hier vereinige, uns zu schlagen, wenigstens zurückzudrängen trachte, dadurch die Eingänge von Schlesien nach Böhmen gewinne und den verbündeten Armeen in Böhmen im Rücken komme. Für diesen Fall ist es unzubezweifelnd besser, daß die hiesige Armee in einem imposanten Zustand erhalten werde, als daß man solche zerstückele, dort nicht viel helfe, hier aber die Existenz einer Armee verschwinden lasse; denn meine Armee ist durch die vielen harten Gefechte bis unter 70000 Mann geschmolzen.

Läßt man die hiesige Armee vereinigt, so erreicht man dadurch zwei Zwecke, vereinigt nämlich den eines unmittelbaren Schutzes für Schlesien, wenn der französische Kaiser in diesem Lande vordringen wollte, und den des Vorteils einer Offensivbewegung nach der Elbe hin, wenn selbiger der verbündeten Armee nach Böhmen folgen sollte. Wir sind überdies durch eine solche Bewegung imstande, mit dem

1) Pertz III 256 ff. = Delbrück I 351 f. In Blüchers Namen an den Oberbefehlshaber der Hauptarmee in Böhmen von G. geschrieben. Zur Sache vgl. Einl. S. 13 u.

Kronprinzen von Schweden uns zu vereinigen, der, sofern die Existenz einer Schlesischen Armee und somit die Möglichkeit einer Offensivbewegung nach der Elbe hin aufhören sollte, schwerlich zu bewegen sein wird, gegen die Elbe vorzurücken.

Sobald ich gestern die Unfälle der verbündeten Armee[1]) erfuhr, gab ich sogleich meinem Generalquartiermeister den Befehl, die starke Stellung bei Frankenstein verschanzen und sie mit schwerem Kaliber versehen zu lassen. In diese Stellung werde ich mich begeben, sofern ich durch Übermacht gedrängt würde, und in ihr werde ich eine Schlacht annehmen, wenn auch angegriffen durch eine große Übermacht.

Um indessen Euer Durchlaucht meine Bereitwilligkeit, Ihr Begehren zu erfüllen, zu betätigen, habe ich sofort an den General Benningsen[2]), der mit seinem Armeekorps in Breslau ist, geschrieben und gebeten, den General Markoff, so wie er mir zugesagt hat, zu mir stoßen zu lassen. Ist dies geschehen, so könnte ein Teil der russischen Truppen unter meinem Befehl zu Ew. Durchlaucht stoßen, obgleich ich hier wiederholen muß, daß ein offensives Wirken gegen die Elbe von hier aus weit sicherer die verbündeten Armeen befreien wird[3]), als ein Seitenmarsch eines Teiles meiner Armee über die Gebirge und Defileen hinweg dieses zu bewirken imstande ist.

Noch gibt es einen psychologischen Grund für meine hier dargestellte Ansicht, nämlich den, daß es nicht gut ist, eine siegreiche Armee zu trennen, wo die Truppen wechselseitiges Vertrauen zueinander haben und bei denen das Andenken ihres Sieges noch frisch ist.

Von ihren Majestäten dem Kaiser Alexander und dem König, meinem Herrn, bin ich ohne alle Nachrichten gelassen.

An Clausewitz.[4])

„Wenn auch die Resultate unseres Sieges (an der Katzbach) groß gewesen sind (104 Kanonen und 18000 Gefangene), so ist solcher doch nicht so benutzt worden, als es hätte geschehen können, wären

1) bei Dresden am 25./26. August und den Rückzug nach Böhmen.

2) Dieser führte eine russische Reservearmee heran.

3) Von deren Siege bei Kulm und Nollendorf über Vandamme wußten damals Blücher und Gneisenau noch nichts.

4) Pertz III 384f.

die Anordnungen, die ich in der Nacht nach der Schlacht diktierte, pünktlich befolgt worden. So aber mischen sich böser Wille und Lässigkeit ins Spiel. Wir müssen nun diejenigen bekämpfen, die wir haben entrinnen lassen. — Hier sind wir an einen Umkreis gekommen, den wir ungestraft nicht überschreiten dürfen. Was jenseits der Elbe vom Feinde steht, dient zur Reserve denen, die uns hier gegenüberstehen. Über Bischofswerda hinaus dürfen wir also keinen Angriff machen.

Wir haben nun andere Entwürfe gemacht und fangen an zur Ausführung zu schreiten, ehe wir die Genehmigung eingeholt haben. Bei der Großen Armee nämlich entwirft man stets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung, und nach zwei Siegen treibt sich der Kronprinz von Schweden zwischen der Nuthe und der Elbe herum.

Wir also wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die andern es nicht wollen.

Da, wo die Schwarze Elster in die Elbe sich ergießt, macht die Elbe einen einspringenden Winkel. Dort denken wir ein verschanztes Lager anzulegen. Weiter oberhalb denken wir über den Fluß zu gehen und von preußischen Streitkräften an uns zu ziehen, was wir können ... Graf Tauentzien ist mit uns einverstanden und wird gemeinschaftlich mit uns wirken. Ich hoffe, Bülow wird dieses selbst aus wohlverstandenem persönlichen Interesse gleichfalls tun, ohne sich viel um den ihn lähmenden Kronprinzen zu bekümmern.

An den Staatskanzler.[1]

... Am dritten haben wir unsern Elbübergang mit gewaltsamer Hand gemacht. Der Feind hatte eine fast unüberwindliche Stellung inne. Früher war er schon durch die wenig nachhaltigen Versuche der Kronprinzlichen Armee auf diesen Punkt aufmerksam gemacht worden, und er hatte das Dorf Wartenburg, zu zwei Dritteilen schon von der Natur mit Wasser und Sümpfen, sowie auch durch Dämme umgeben, noch durch Hilfsmittel der Kunst befestigt. Der Entwurf war, den Feind von vorn zu beschäftigen, mit dem eigentlichen Angriff das feste Dorf zu umgehen und solches dann von hinten anzugreifen. Die Tapferkeit der Truppen riß aber solche in dem Gefecht fort, und

1) Pertz III 414 f. = Delbrück I 369 f.

nach einem sechsstündigen heftigen Gefecht erstürmten sie endlich das Dorf fast auf dessen stärkster Seite. Die Landwehren spielten hierbei mit die vorzüglichste Rolle, namentlich das Bataillon Sommerfeld, aus dem Hirschberger Kreise, großenteils aus Leinwebern bestehend. So bilden sich jetzt die jungen Truppen zum Krieg aus. Möge die Weisheit der Führer einen solchen Geist in den Truppen zweckmäßig leiten! „Seht! Dort rückt das Bataillon des Leib-Infanterieregiments an den Feind; die wollen was Besseres sein als Ihr" redete der General Horn die Landwehrmänner an. „Nein! Nein! wir sind ebenso gut als sie" antworteten die Landwehrmänner, und zugleich mit den andern setzten sie an den Feind.

Möchte Ew. Exzellenz diese braven, armen Leute sehen, wie sie der notdürftigsten Kleidungsstücke ermangeln und den Krankheiten und der Ermattung erliegen, es würde Ihnen das Herz pressen.

Wartenburg, den 3. Oktober 1813. N. v. Gneisenau.

An seine Frau.[1])

Wetterwitz b. Leipzig, den 18. Oktober 1813, des Morgens 5 Uhr.

Ich schreibe Dir am Morgen einer Schlacht, wie sie in der Weltgeschichte kaum gefochten ist. Wir haben den französischen Kaiser ganz umstellt. Diese Schlacht wird über das Schicksal von Europa entscheiden. Schon vorgestern hat die Blüchersche Armee abermals einen herrlichen Sieg erfochten.[2]) Wir hatten das beste französische Armeekorps, das des Marschalls Marmont, dann noch das 4. und 7. Armeekorps, einen Teil der französischen Garden und ein polnisches Korps gegen uns. Der Kampf war lang und hartnäckig; er kostete viel Blut. Wir warfen den Feind dennoch endlich aus seinen Stellungen heraus. Die Tapferkeit der Truppen unterstützte auf das herrlichste unsere Anordnungen. Wir hatten uns in Bataillonsmassen aufgestellt. Das feindliche Geschütz wütete dazu sehr. Unsere Landwehrbataillone taten herrlich. Wenn eine feindliche Kugel zehn bis fünfzehn Mann darnieder riß, riefen sie: „Es lebe der König!" und schlossen sich wieder in den Lücken über die Getöteten zusammen.

Das Schlachtfeld ist mit Toten und Verstümmelten bedeckt, wie selten. Gottlob! viel mehr Franzosen als der Unsrigen. Indessen ist

1) Pertz III 460f. = Delbrück I 395f. 2) Bei Möckern.

unser Verlust ebenfalls groß. Das Yorksche Korps allein hat 6000 Mann verloren, ohne den Verlust der Russen zu rechnen.

Einige und vierzig Kanonen haben wir abermals erobert, und so viel Pulverwagen, daß wir das, was wir in der Schlacht verschossen, wieder haben ergänzen können.

August war während der Affäre von Wartenburg am 3. dieses sehr böse gewesen, daß ich ihn bei dem Gefolge des Generals zurückgelassen hatte, obgleich er auch dort in der Gefechtslinie war. Ich erlaubte ihm daher, mit der Kavallerie der Avantgarde vorzugehen und beim Nachhauen zu sein. Es kam damals zu nichts. Am Vorabend des gestrigen Schlachttages bat er mich, bei der Kavallerie sein zu dürfen. Ich tat seinen Willen und sandte ihn zu dem tapferen Obersten von Katzeler. Dort hat er drei Kavallerieangriffe mitgemacht. Der Oberst will ihn nun zu seinem Regimente haben und ihn zum Offizier machen. In das letztere habe ich nicht gewilligt. Das erstere habe ich in Augusts Wahl gestellt. Noch weiß ich seinen Entschluß nicht.

Gott befohlen! Eine halbe Million Menschen stehen jetzt auf einem engen Raum zusammengedrängt, bereit, sich wechselweise zu vertilgen. Wenn nicht große Fehler begangen werden, so sind wir Sieger. Durch die Schritte, die unsere Armee[1]) getan hat, durch ihre kühnen Bewegungen, durch die Schlachten und Gefechte, die sie gewonnen, und durch die Ratschläge, die von unserem Hauptquartier ausgegangen sind, hat selbige zur vorteilhaften Wendung des Krieges so ungemein viel beigetragen. Die Siege der anderen Armeen sind ohne Folgen geblieben, und nur die unsrigen haben auf den Gang der Begebenheiten gewirkt. Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann.

Umarme die Kinder und Gott nehme Euch in seinen Schutz.

An seine Frau.[2])

Leipzig, den 19. Oktober 1813.

Die große Schlacht ist gewonnen, der Sieg ist entscheidend. Gestern kämpften die ungeheuern Massen gegeneinander. Ein Schauspiel, wie es seit Tausenden von Jahren nicht gegeben hat. Von einer Höhe konnte ich die jenseitige Armee übersehen, die unsrige fast dies-

1) D. h. die Schlesische. 2) Pertz III 473 = Delbrück I 404.

seits. Viel Blut ist geflossen. Auf Meilen langen Strecken liegen die Toten und Verstümmelten. Wir drängten endlich die französische Armee in einem engen Raum dicht bei Leipzig zusammen. Die Nacht hieß endlich das Feuer aufhören. Heute früh griff ein Teil unserer[1]) Armee Leipzig an. Das preußische Korps unter General York war bereits in der Nacht vorausmarschiert, um dem Feind auf seinem Rückzuge zuvorzukommen. Unser Angriff auf Leipzig war sehr blutig. Nach vielen Stunden Arbeit erstürmten unsere Truppen die Stadt. Von allen Seiten begegneten sich die Truppen der verschiedenen Armeen. Der General Blücher und wir waren die ersten, die einzogen. Wir wurden von dem Freudengeschrei der Einwohner und von dem Hurrarufen der siegenden Truppen bewillkommt. Wir fanden eine Menge Gefangene, 20000 Verwundete, noch viel mehr Kranke. Die Toten lagen überall umher. Eine Menge Geschütz ist erobert, fünfhundert Munitionswagen. Viele Generale sind in unsern Händen. Zertrümmerte Häuser, umgeworfene Bagagewagen, Truppen aller Nationen. Es ist eine Verwirrung ohnegleichen. Eine Stunde später als wir zogen der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, unser König, die Prinzen und die Generalität aller Nationen ein, denn wir hatten mehrere gefangene Generale.

Alle Anstalten sind getroffen, um den Feind aufs lebhafteste zu verfolgen. Den Rest seiner Armee wollen wir vernichten.

So weit habe ich es endlich gebracht. Vieles habe ich zu dieser Wendung der Angelegenheiten beigetragen. Ich genieße jetzt die Belohnung für langjährige Sorgen und Mühen. August ist gesund. Umarme die Kinder. Gott mit Euch.

An Prinzessin Radziwill.[2])

(Freiburg an der Unstrut, 22. Oktober.)

Wie glücklich ich jetzt atme, lebe und webe, können Ew. Königliche Hoheit ermessen. Das höchste Glück des Lebens ist Befriedigung der

1) Der Schlesischen.

2) Pertz III 479. — Prinzessin Luise von Preußen, Tochter des Prinzen Ferdinand, vermählt mit Fürst Anton Heinrich Radziwill. Gneisenau war seit Ende 1806 (in Königsberg) mit dem Fürstenpaar nahe befreundet. Als Augenzeuge hatte er damals der Prinzessin von dem Tode ihres Bruders, des Prinzen Louis Ferdinand, bei Saalfeld berichtet.

Rache an einem übermütigen Feind. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt.

Der Staat ist gerettet. Der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr wert als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft. Aber warum muß die nicht mehr leben, die dieses Glück in den beseligendsten Gefühlen genossen hätte, unsere verewigte Königin! Solche Betrachtungen mischen Wermut in den Becher, aus dem so tiefe Züge zu tun uns vergönnt ist. Mit welchen Strömen von Blut indessen die Freiheit der Welt erkauft ist, davon mag man nur wenig Begriff anderwärts haben. Vier Tage lang hat sich die Schlesische Armee geschlagen. Von 103 000 Mann, die sie am Anfang des Feldzuges stark war, ist sie auf 40 000 Mann geschmolzen.

An seine Frau.[1]

(11. November.)

Frankfurt ist für uns eine gefährliche Klippe. Niemand will da heraus. Vieles ist schon versäumt hier so wie unterwegs, wo wir, wäre alles gehörig angeordnet, und das, was angeordnet war, gehörig befolgt worden, den Feind gänzlich aufgerieben hätten. Nun müssen wir die Entronnenen nochmals bekämpfen; das wird uns noch manchen wackeren Mann kosten. Jenseits dem Rhein ist alles in größter Verwirrung. Die französischen Familien flüchten nach Paris. Das Volk hat den Mut, nicht mehr zu gehorchen, und die französischen Regierungspersonen nicht mehr den, den Gehorsam zu gebieten. Man erwartet uns mit Ungeduld, um das verhaßte Joch abzuwerfen, und hier treibt man sich in Festen und Mahlzeiten herum. Ich für mein Teil lebe hier sehr einsam und predige schriftlich Lehren, die unbequem sind. Bei den Konferenzen schreit alles durcheinander, und da werden Dinge beschlossen, die sich gut auf dem Papier ausnehmen, praktisch aber unausführbar sind. Durch Ärger und Stubenluft bin ich schon halb krank.

1) Pertz III 549 = Delbrück II 9. In Frankfurt waren inzwischen die Monarchen, Minister, Generale, Gesandten u. a. eingetroffen.

VII. Vom Rheinübergang bei Caub bis zum ersten Pariser Frieden.

An Justus Gruner.[1])

Caub, den 1. Januar 1814.

Hier sitze ich am Fenster, unter welchem die Truppen der Schlesischen Armee über den Rhein setzen. Sechzehn Bataillone sind bereits hinübergegangen. Die Brücke ist zu drei Vierteilen fertig. Wenn sie vollendet sein wird, werden Geschütz und Kavallerie übergehen. Der Feind hat wenig Widerstand geleistet und sich nach wenigen Schüssen fortbegeben. Der herrlichste Geist waltet unter den Truppen; sie wetteifern, wer sich zuerst in die Fahrzeuge werfen sollte. Jubelnd kamen sie an den Strom, und mit Hurrageschrei fuhren sie hinüber. Einige Kanonen wollten Widerstand leisten; die Schützen gingen im Trab darauf los, und die Geschütze flogen in vollem Jagen davon.

An den Freiherrn vom Stein.[2])

(St. Wendel, 9. Januar 1814.)

Ich zittere vor Furcht, daß man sich von Friedensanerbietungen des Kaisers Napoleon — und die werden gewiß erfolgen — täuschen lassen und uns in unserem Siegeslaufe aufhalten wird. Nur in Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker bedarf. Benutzen wir nicht diesen Moment, so verdienen wir nicht, einen anderen solchen zu erleben, und zwei Jahre später werden wir für die Schwäche bestraft werden, die wir uns jetzt zu zuschulden kommen lassen. Wir sind jetzt so nahe am Ziele und sollten umkehren! Von hier sind es noch sechzehn kleine Märsche nach Paris.

An Radetzky.[3])

Saint Avold, den 15. Januar 1814.

Nancy ist unser! Der Feind ist des Widerstandes unfähig. Sein Verteidigungssystem ist wurmstichig geworden. Die Einwohner haben

---

1) Pertz-Delbrück IV 142 = Delbrück II 11. Gruner verwaltete damals das Großherzogtum Berg.

2) Pertz-Delbr. IV 149, vgl. Delbrück II 24.

3) Pertz-Delbrück IV 159 = Delbrück II 24ff. Feldmarschalleutnant Radetzky war Chef des Generalstabes bei Fürst Schwarzenberg. Bei aller liebenswürdigen

unsere Truppen mit Freuden aufgenommen. Aufstand in Massen, Landsturm, Kohorten! Nichts will mehr fruchten. Das Unglück Napoleons hat ihn dem betrogenen Volk verhaßt gemacht, so wie früher sein Glück selbes blendete. Wir mögen ohne große Gefahren und Anstrengungen in Paris anlangen. Eine letzte Schlacht wird weder blutig noch gefährlich sein.

Als treue Waffengefährten sind wir bereit zu allem, was der Herr Fürst wünschen wird, mitzuwirken. Rechnen Sie auf alles, was in unseren Kräften steht. Sie, liebe Exzellenz, kennen die Gesetze der Kriegskunst besser als ich und wissen so wohl als ich, daß es häufig Vorteil bringt, davon abzuweichen oder vielmehr die Abweichung zur eigentlichen Regel zu erheben. Der Fall scheint mir jetzt eingetreten. Wir haben am Rhein Truppen stehen, deren Zahl zusammengenommen eine furchtbare Armee ausmachen würde. Und zu welchem Zweck? Um Straßburg und Mainz zu beobachten. Wir haben nach Paris vierzehn Märsche; es reichen achtzehn Tage hin, diese Märsche zu vollenden, eine Schlacht zu liefern und einen Waffenstillstand vorzuschreiben.

Um des Sieges ganz gewiß zu sein, warum sollten wir nicht alles, was wir am Rhein haben, konzentrisch auf Paris nachrücken lassen! Der höchste Nachteil, so daraus entstehen könnte, wäre, daß die Garnisonen der genannten beiden Plätze Exkursionen in das benachbarte Land (immer nicht sehr weit) machten. Diesen würde der Landsturm steuern und sie erschweren. Zur Sicherheit der nachrückenden Truppendetachements könnte man die nördlich des Mains marschierenden in Kassel, jene südlich dieses Flusses in Ulm vereinigen und in stärkeren Abteilungen dem Rhein zumarschieren lassen.

Der Munitionsvorräte wegen Armeen im Rücken aufzustellen, scheint mir Truppenverschwendung. Wenige hundert Wagen führen die für eine zweite und dritte Schlacht nötige Munition mit sich, wie sich aus einer leichten Berechnung ergibt. Diese muß die Armee sogleich mit sich führen. Dafür kann man aus unserem Troß eine Menge Wagen ausscheiden. Ob die Armee, welche der etwa bis Melun vorgerückten Hauptarmee Flanken und Rücken decken soll, in Chalons sur Marne

Form enthält der Brief im Grunde eine vernichtende Kritik der sog. methodischen Kriegführung von damals, deren Vertreter (außer Knesebeck und Langenau) gerade Schwarzenberg war.

stehe oder am Oberrhein, ist an und für sich gleichgültig, wenn nur der Zweck erreicht wird. Aber in unserem besondern Fall, wo es auf eine einzige Schlacht ankommt, um uns zu vollständigen Siegern zu machen und uns in den Stand zu setzen, einen Frieden vorzuschreiben, wie wir ihn bedürfen, steht diese Deckungsarmee besser in Chalons als am Rhein, da wir solche dann zur Schlacht heranziehen können und den Verlust derselben dadurch unmöglich zu machen vermögen.

Euer Exzellenz erleuchteter Einsicht und langer Kriegserfahrung unterwerfe ich diese meine Ideen. Mancher schulgerechte Kriegskünstler, der den Krieg mit regelmäßigen Belagerungen vom Rhein ab systematisch in das Innere von Frankreich hineinführen möchte und dadurch den Krieg verlängern, dessen Wechselfälle vermehren und uns erschöpfen würde, müßte über meine Verwegenheit das Verdammungsurteil sprechen und meine Idee eine exzentrische nennen. Solche Urteile würden meine Überzeugung nicht ändern. Wenn aber ein Mann wie Sie, Herr Feldmarschalleutnant, meine Behauptung mit Gründen widerlegt, die aus einer höheren Ansicht der Dinge geschöpft sind, so will ich meine Ansicht aufgeben. Ein vorübergehender Nachteil und zwar ein verhältnismäßig kleiner, muß einem dauernden Vorteil untergeordnet werden. Jener ist die Preisgebung einiger Quadratmeilen, dieser aber ist die Vorschreibung eines Friedens, wie ihn die Ruhe der Völker und die Sicherheit der Throne bedarf.

An den Freiherrn vom Stein.[1])

(27. Januar 1814.)

Ew. Exzellenz gütige Zuschrift aus Langres habe ich heute erhalten. Die Zusicherung, die Sie mir darin über die Beharrlichkeit des Kaisers Alexander[2]) geben, belebt meine schon beflügelten Hoffnungen aufs neue. Wenn der edle Kaiser in einem solchen Sinne verfährt, so rettet er nicht allein, wie er bereits getan hat, Europa, sondern er wird auch der Wohltäter Frankreichs. Warum sollte er nicht ein Ungeheuer vom Thron stoßen, das den seinigen umzustürzen vorhatte?

---

1) Pertz-Delbrück IV 167ff.; Delbrück II 32ff.

2) Alexander forderte — wie die preußischen Patrioten — im Gegensatz zu dem damaligen Standpunkt der Österreicher den Sturz Napoleons.

Er ist es seiner Nation und der Geschichte schuldig, eine solche Nationalrache zu nehmen.

Knesebeck[1]) schreibt mir, es wäre nun, auf den Punkten, worauf die Armeen angekommen sind[2]), zeitgemäß, einen Waffenstillstand zu machen, wäre es auch nur, um Zeit zu gewinnen und zu erfahren, wo der Feind stehe. Dies sind bedenkliche Dinge und Reden; ich muß dagegen warnen.

1. Die feindliche Armee ist schwach, von schlechter Zusammensetzung und mutloser Stimmung. Dies sagen einstimmig alle Nachrichten, die uns durch unsere Kundschafter, durch die Royalisten und selbst durch Angestellte der Bonaparteschen Regierung zukommen. Unser Oberstleutnant von Oppen hat das Nachrichtenfach in guter Ordnung. Er, der General Müffling[3]), wir alle, können an Truppen, die aus Belgien, an der angefallenen Grenze und in Paris gesammelt werden mögen, nicht mehr als 80000 Mann zusammenrechnen; aber wenn es auch 100000, selbst 120000 Mann wären, wie könnte sich eine solche Armee gegen unsere Truppen wehren? Ich habe die Gelegenheit genommen, den Rittmeister Panczıulicheff, einen intelligenten russischen Offizier, bei Gelegenheit eines von der Garnison von Stettin zu Napoleon gehenden Obersten mit ihm zu dem nächsten feindlichen General zu senden, um zu sehen. Er kann nicht genug den schlechten Zustand der feindlichen Truppen schildern. Seinen Bericht lege ich Ew. Exzellenz zu weiterem Gebrauch bei. Und mit solchen Truppen sollten wir Waffenstillstand oder gar Frieden schließen? Wir, mit einer großen Armee im Gefühl ihrer Siege? Von Moskau gekommen, um wenige Märsche von Paris sich durch einen verruchten Verräter täuschen zu lassen?

2. Die Stimmung ist durchweg gegen Napoleon. Man ist seiner Tyrannei und seiner Ehrsucht müde. Seinen Lügen glaubt man nicht mehr. Wäre ein Bourbon bei unseren Armeen und verspräche man

---

1) Karl Friedrich Freiherr von dem Knesebeck, Generaladjutant des Königs von Preußen, im Großen Hauptquartier.

2) Im Großen Hauptquartier bildeten sich die Strategen bekanntlich ein, wenn die verbündeten Heere auf dem Plateau von Langres eingetroffen wären, wäre durch diese „beherrschende Position" der Krieg beendet, während er in Wahrheit jetzt erst begann.

3) Blüchers 2. Generalstabschef (nächst Gneisenau).

Amnestie, Beibehaltung der Plätze pp., alles würde sich offen für uns erklären. Die herrschende Furcht ist, wir möchten Frieden schließen und ihnen den Tyrannen lassen.

3. Man lasse sich nicht durch die Vorspiegelung täuschen, der Feind könne sich gegen unsere Kommunikation mit dem Rhein bewegen, während wir dies gegen Paris tun. Der Feind hat zu einer solchen Offensive keine Kräfte. Aber gesetzt, er hätte sie und er versuchte diese Offensive, so müßten wir gerade deshalb auf Paris loseilen, weil wir dies dann um so schneller tun könnten.[1]) In der Hauptstadt Frankreichs ist alles zentralisiert, die Meinung, die Literatur, die Regierung, die Hilfsmittel. Was in Frankreich durch Geburt, Reichtum, Rang, Talente eminent ist, wohnt in der Hauptstadt, nicht, wie meist anderswo, auf dem Lande. Die Hauptstadt Frankreichs erobern will daher mehr bedeuten als Wien oder Berlin in Besitz nehmen. Mit dem Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regierung und gebieten den Frieden.

4. Ich bin daher der Meinung, daß Napoleon sich unmittelbar vor Paris aufstellen wird, und zwar um so mehr, da die Stimmung in Paris sehr zweideutig ist und nur die Gegenwart einer Armee ihm die Ruhe der Hauptstadt verbürgt. Dort hat er den ganzen Apparat der Regierung in seinen Händen, Senatoren, Staatsräte, Polizei und Gendarmen.

5. Besser ist, den Frieden zu gebieten als darum zu unterhandeln. Die Diplomaten sind ein eitles Volk; ein bestimmter Zeitraum kann ohnedies nicht einer diplomatischen Verhandlung angewiesen werden; jene werden also, wenn man in eine Unterhandlung mit Waffenstillstand willigt, diese über die Gebühr verlängern und Napoleon eine für sich kostbare Zeit gewinnen. Strategie ist die Wissenschaft des Gebrauchs von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig auf diesen als auf jene. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorene Zeit nie wieder. Daher zur Schlacht, ehe sich der Feind besinnt. Sie wird weder blutig noch gefährlich sein.

Die Vorsehung hat uns hierher geführt. Wir mögen Rache nehmen für so viele über die Völker gebrachte Leiden, für so viel erduldeten

---

1) Wie es dann endlich in der 2. Hälfte des März nach vielen Verhandlungen, Manövern und Wechselfällen wirklich geschehen ist.

Übermut, damit das Discite iustitiam moniti non temnere divos[1]) bewährt werde. Tun wir es nicht, so sind wir Elende, die es verdienen, alle zwei Jahre einmal aus ihrer trägen Ruhe geschreckt und mit der Sklavengeißel bedroht zu werden. Von des edlen Alexander Seite kann uns so etwas nicht kommen; aber ich kenne wohl Leute, die stets Gespenster sehen . .

An den Staatskanzler.[2])

Chalons, den 17. Februar 1814.

Ew. Exzellenz sind die heftigen Gefechte[3]) und unsere dadurch nötig gewordenen Bewegungen in vergrößertem Maßstabe zugekommen, wie ich voraussetzen muß. Ich eile, Sie zu benachrichtigen, daß Sie sich vollkommen darüber beruhigen können. Wir haben Verluste durch die Heftigkeit der Gefechte erlitten, allein die Tapferkeit der Truppen hat sich auch hier wieder bewährt. Die Korps haben sich ihren Rückzug erzwungen, und alles ist hier vereinigt. Von übermorgen an können wir die Offensive wieder ergreifen.

Die Operation zwischen der Marne und Seine ist eine der schwierigsten. Nur zwei Straßen führen in diesem Raum nach Paris, und nur eine derselben ist in jetziger Jahreszeit brauchbar für Geschütze. Das Land ist sehr durchschnitten und französischer Kriegsart sehr günstig. Nur zwei Brücken über die Marne waren uns zu Gebote. Querwege zwischen den beiden Flüssen sind für Artillerie nicht brauchbar. Unsere Aufgabe war, des Feindes linke Flanke zu umgehen. Auf einmal verschwindet der französische Kaiser von der Seine und fällt, ohne daß wir benachrichtigt worden, in unsere Quartiere. Die Korps werden einzeln angefallen. York und Sacken vereinigen sich. Die Einigkeit mangelt. Sie werden zwar nicht geschlagen, aber denn doch genötigt, sich zurückzuziehen. Wir suchen sie mit unseren 16000 Mann zu befreien, stoßen aber den 14ten auf eine große Übermacht des Feindes, besonders an Kavallerie. Sowie wir das Nachteilige unserer Lage gewahr werden, ziehen wir uns fechtend zurück; in der besten Ordnung. Die Schnelligkeit der 8000 Mann starken feindlichen

1) Vergil Aeneis VI 620.
2) Pertz-Delbr. IV 183f.
3) Der Schlesischen Armee an der Marne, vom 10. bis 14. Februar.

Kavallerie indessen kommt uns auf unserem Rückzugswege zuvor. Wir müssen uns Bahn brechen. Dies geschieht mit zwei Kanonen auf der Chaussee und mit dem Bajonett. Die Reiterei greift uns von allen Seiten an; die Tapferkeit der Truppen überwindet endlich jede Schwierigkeit.

Wir haben unseren Rückzug bis hierher fortgesetzt, ohne von dem Feinde belästigt zu werden. Dieser hat vielmehr seinen Weg gegen Paris genommen. Vermutlich hat die Stellung unserer Truppen bis Montereau[1]) hin dieses veranlaßt, denn sonst hätte er uns in der großen Ebene von Etoges bis hierher sehr beschwerlich fallen können.

In wenigen Tagen, wenn mit Winzingerode, Bülow und unseren Ersatzmannschaften vereinigt, werden wir wieder 100000 Mann stark sein; dann können wir wieder eine selbständige Offensive beginnen. Die große Armee[2]) ist ihrerseits stark genug, um alles niederzutreten, was sich ihr entgegensetzen möchte, sofern man nur Entschlossenheit genug hat, dies zu tun. Es ist also gar kein Grund vorhanden, schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan raten, die Dinge aufs Äußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafter Ruhe genießen. Jeder Frieden gibt nur einen Waffenstillstand.

An Clausewitz.[3])

... Wir vereinigten alle Korps bei Chalons und suchten zu tun, als ob wir nicht geschlagen wären. Nach fünf Tagen ergriffen wir wieder die Offensive ...

An den Staatskanzler.[4])

(Laon, den 10. März.)

... Es ist mir außer allem Zweifel, daß wir Napoleon vom Throne stürzen können, wenn wir wollen. Unsere Armee ist, mit den de-

1) Am Zusammenfluß von Seine und Yonne, wo am 18. Febr. der Kronprinz von Württemberg mit seiner von der Hauptarmee vorgeschobenen Abteilung von Napoleon zurückgeworfen ward.

2) d. h. die Hauptarmee.

3) Pertz-Delbrück IV 242. Die Stelle in dem Briefe G.s aus Paris vom 28. April 1814, in dem er die Niederlagen an der Marne erzählt.

4) Pertz-Delbrück IV 205. Delbrück II 105 f.

tachierten Korps, über 130000 Mann stark. Wir allein könnten dem Krieg ein Ende machen. Wenn indessen die Meinungen der Regenten, Minister und Generale noch in solcher Zwietracht sind als vierzehn Tage früher, so muß ich zum Frieden raten, aber zu einem Frieden, der Frankreich alle gemachten Eroberungen abnehme, selbst Elsaß und Lothringen, worein Napoleon, bei unserm jetzigen Vorrücken, gewiß jetzt willigen wird. Steht er einmal entblößt von Eroberungen und Ruhm da, so wird er in der Meinung der eitlen französischen Nation bis zur Verächtlichkeit herabsinken und vielleicht langsam zugrunde gehen.

An seine Frau.[1])

Paris, den 31. März 1814.
(Vom Pferde.)

Paris ist unser. Wir haben den Feind gestern in seiner Stellung hier angegriffen und gänzlich geschlagen. Heute sind wir hier eingerückt. Wir werfen nun den Tyrannen vom Thron. Mit etwa 50000 Mann irrt er noch umher. Wir haben ihn in den letzten Tagen von der Hauptstadt abgeschnitten. Das Volk wurde heute begeistert; man steckt die weiße Kokarde auf.[2]) Die Truppen haben sich wieder vortrefflich geschlagen.

An Clausewitz.[3])

(Paris, den 28. April.)

... Bei unserem Einmarsch in diese (die Hauptstadt) setzte ich alle diplomatischen Rücksichten beiseite. A bas le Tyran! rief ich dem Volke zu und à bas le Tyran hallte es wider. Zwei Stunden waren hinreichend, um die politischen Ansichten zu ändern. Die Furchtsamsten fanden sich durch die Begebenheiten und den Rausch des Sieges fortgerissen. Die Diplomaten waren entfernt.

Sie sehen hier, mein Freund, die Hand eines allgewaltigen Schicksals, das unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen ließ.

1) Pertz-Delbrück IV 228. Delbrück II 120 f.
2) Als Zeichen, daß man Anhänger der Bourbons sei.
3) Pertz-Delbrück IV 245, vgl. Delbrück II 123.

Man bat, man bettelte endlich um den Frieden; vergeblich! Man wollte ihm Belgien lassen und das linke Rheinufer. Nur Mainz erbat man sich, mit einem Radius, vergeblich! ‚Comment! ferais-je la paix avec mes prisonniers?' sagte er. Er meinte, er sei nun näher an München als wir an Paris.

Knesebeck und Schöler[1]) bewiesen sehr pedantisch, man müsse eine verständigere Art, Krieg zu führen, anfangen; man sollte an den Rhein zurückgehn, um dort die Festungen zu belagern und uns eine Basis zu erobern. Die russischen Generale wollten heim. Die Unfälle gaben diesen Meinungen größeres Gewicht. Über mich ward geflucht und gespottet. Von der Promenade nach Paris redete Yorck höhnisch, hinter meinem Rücken, versteht sich. Das schrecklichste Unglück ward geweissagt. Und wirklich, hätte nicht das allgewaltige Schicksal meine Behauptungen gerechtfertigt, indem es unsere Fehler dem Feinde zum Verderben gereichen ließ und die Menschen wider ihren Willen zu den entscheidenden Schritten fortriß — ich weiß nicht, wie es mir ergangen sein würde. Ich waffnete mich mit Trotz gegen das Urteil der Menschen und ging mit Zuversicht — denn nie war ich kleinmütig — den Ereignissen entgegen.

An Gibsone.[2])

Mit der Art, wie man Frankreich behandelt hat, bin ich nicht zufrieden gewesen. Ich wollte die Siegessäule auf dem Platz Vendome nebst den Brücken von Austerlitz und Jena sprengen; es ward verboten. Ich gedachte, daß die siegreichen Armeen ein Jahr in Frankreich verweilen, dort sich wiederherstellen und die Souveräne dort die Angelegenheiten von Europa ordnen würden, während man alle Kontributionen sich zurückzahlen ließ; nichts von allem diesem ist erfolgt. Wir sind mit leeren Händen wieder abgezogen. Man wollte die Franzosen gewinnen! Törichte Hoffnung! Ihren Spott haben wir wohl gewonnen, aber nicht ihre Dankbarkeit.

---

1) Reinhold Otto Friedrich August v. Schöler (1772—1840) preußischer Diplomat bei Zar Alexander. Vgl. über ihn Pick 374. Er war schon als Major 1807 von Friedrich Wilhelm in außerordentlicher Sendung zum Zaren geschickt.

2) Pertz-Delbrück IV 288. — Delbrück II 126 ff. Der Brief ist in Hirschberg am 19. November 1814 geschrieben.

Wer an allem diesem Schuld gewesen, will ich hier nicht ausdrücken. Aber kaum war der entscheidende Schlag geschehen, ließ jeder seine eigensüchtige Politik vorherrschen, vergessend dessen, was allen zugleich nützlich und nötig war. Der Fürst Hardenberg kämpfte hiergegen, stand aber allein und ward nicht unterstützt. Die Gelegenheit, Deutschland auf immer gegen Frankreichs Anfälle zu schützen, ist sündlich versäumt worden, und das Sonderbarste ist, daß wir mit Napoleon einen weit besseren Frieden im Anfang des Februar hätten schließen können, als drei Monate später mit den Bourbons geschehen ist, denn jener hatte sich erboten, die großen Festungen des Elsasses und der Mosel als Unterpfand für die Abtretungen und Kontributionen sogleich zu überliefern.[1])

Wir haben uns überhaupt mehr Arbeit als nötig gemacht. Zu Weihnachten v. J. konnten wir füglich und ohne viel Blutvergießen in Paris sein. Aus verkehrten Ansichten schenkte man dem Feinde eine kostbare Zeit, und wir gaben ihm Gelegenheit, im Monat Februar einen der schönsten Feldzüge, die die Geschichte kennt, gegen uns zu machen. Durch Kühnheit stellten wir die Sachen wieder her, aber viele, sehr viele hatten schon den Mut verloren.

Ich habe überhaupt bemerkt, daß die Fassung im Unglück und die Kühnheit in den Operationen zwei so äußerst seltene Dinge sind, daß es mich nicht mehr wundert, wenn die guten Generale fast so selten als ein Phönix sind. Alles predigt da Vorsicht, selbst Leute, denen es an Entschlossenheit im gewöhnlichen Leben sonst nicht mangelt. Hätte ich auf die Ratschläge dieser sogenannten einsichtsvollen Leute gehört, wahrlich! wir wären verloren gewesen; so aber taten wir einige kühne Fragen an das Glück, und sie wurden günstig beantwortet. Jetzt möchte gerne jeder den Erfolg sich zuschreiben.

---

1) Hier irrt sich G. Er denkt hier wahrscheinlich an den von Caulaincourt am 9. Februar 1814 auf eigene Faust gemachten Vorschlag. Vgl. Delbrück II 127 Anm.

VIII. Wiener Kongreß. Ligny und Belle-Alliance. Zweiter Pariser Friede.

An Ernst Moritz Arndt.[1])

Eilsen[2]), den 28. August 1814.

Gern würde ich mit nach Wien gehen[3]), wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort so wenig durchdringen, als es in Paris geschehen ist. Ich würde von den fremden und selbst von den eigenen Diplomaten nicht gehört werden. Österreich ist gleichgültig gegen die deutschen Angelegenheiten und richtet seine Erwerbungspläne nur gegen Italien und sein Mißtrauen gegen Rußland. — Rußland trachtet, ganz Polen zu vereinigen und als Nebenreich sich anzueignen, dabei aber Österreichs Vergrößerung zu verhindern und die von Preußen etwa nur zu dulden. England sorgt nur für die Festigung des neuen Niederländischen Staats und würde gern von Deutschland mehr abreißen, um die neue Schöpfung zu verstärken. Wer sollte sich noch um Deutschlands Wohl bekümmern, auf dessen abermalige Unterjochung die in Frankreich, mit wenigen Ausnahmen, immer noch herrschende Aristokratie der Verbrechen noch nicht verzichtet hat. Bei uns weiß Knesebeck seinen Ausgeburten den Anschein von Tiefsinn durch Systematisierung zu geben, und er trägt über mich den Sieg davon. Der Staatskanzler hört mich zwar an und scheint überzeugt von dem, was ich behaupte, aber nie habe ich erlebt, daß er meinen Ratschlägen gefolgt hätte. Was soll ich also dort machen?

So habe ich geraten, lieber halb Belgien Frankreich zu lassen als den Elsaß. Man wollte davon nichts hören und entschuldigte sich mit England, und wirklich würde dieses gegen eine solche Vertauschung sich durchaus gesetzt haben. Das einzige ist mir gelungen, daß ich

1) Pertz-Delbrück IV 279 ff. — Delbrück II 148 ff.

2) Gneisenau, der nach dem Feldzuge in den Grafenstand erhoben und, wie die andern (kommandierenden) Generäle, eine Dotation (Güter zu einer Jahresrente von 10000 Talern) erhalten hatte, nahm jetzt einstweilen Urlaub und ging, nachdem er mit Clausewitzens einige Wochen in Aachen gewesen, wegen Gichterkrankung in den kleinen Lippeschen Badeort Eilsen.

3) Zum Wiener Kongreß.

Mainz noch, vor der Hand wenigstens, gerettet habe, denn noch war es durch die Bayern besetzt, das ich verhinderte, indem ich das Glück hatte, zeitig von deren mit Metternich abgeredeten Vorhaben unterrichtet zu werden und den Staatskanzler wiederholt zu warnen, obgleich er ungläubig und ärgerlich war. pp.

Die Notwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Konstitution zu geben, habe ich schriftlich und mündlich dargetan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es gibt kein festes Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen[1]) als eine gute Konstitution. Überdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Württemberg und den andern Rheinbündischen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten; sie sind feindselig gegen uns gesinnt; wir müssen ihnen daher die Herzen ihrer meist neuen Untertanen dadurch abwendig machen, daß wir den unsrigen eine gute Verfassung und würdige Gesetze geben. Sie sehen, daß ich hier nur egoistische Gründe hierfür anführe und die edleren erst nicht erwähnen will.

An Kriegsrat Scheffner.[2])

Berlin, den 30. Dezember 1814.

... Ihnen mein verehrter Freund, der Sie Nestors Erfahrungen und Weisheit vereinigen, wird es nicht auffallen, daß die Arbeiten des Wiener Kongresses sich so sehr in die Länge ziehen. So wie man nicht den guten Willen hatte, in Paris sogleich die wechselseitigen Ansprüche auszugleichen, so mußte man erwarten, daß die Ränkesucht Zeit und Gelegenheit finden würde, sich zu entwickeln. — So aber eilte nur jeder, seine Truppen aus Frankreich zu ziehen, um in Besitz dessen sich zu setzen, was er als seine Beute ansah; die Russen Polen, die Österreicher Italien, die Engländer Belgien. Alles übrige über-

---

1) Vgl. Gneisenaus Denkschrift (I) von 1808, oben S. 73 ff.
2) Pertz-Delbrück V 306 f.

ließ man der Zukunft, und jeder nahm sich vor, den andern so viel abzuhandeln, als angehen möchte.

Uns am gehässigsten zeigt sich Metternich, und von ihm geht der böse Geist aus, der hier und da gegen uns spukt. — Ein Hauptfehler, den man beging, war der, daß man zuließ, daß Frankreich in die deutschen Angelegenheiten sich mische. Unser Staatskanzler widersprach dem bereits in Paris, als Talleyrand äußerte, Frankreich würde einen Gesandten zu diesem Zwecke schicken, und sagte ihm, daß die verbündeten Mächte sich nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs gemischt hätten, folglich dies kein Recht habe, in den deutschen Angelegenheiten mitzusprechen. Damals fielen die Gesandten der übrigen Mächte dieser verständigen Meinung Hardenbergs bei; seitdem ist man wieder, vermutlich durch Metternichs (Talleyrands Geistesverwandten) Ränke davon abgewichen; möge man es nur dereinst nicht bereuen."

Armeebericht der preußischen Armee vom Niederrhein.[1])

Schlacht vom 16. Juni bei Ligny.

Die preußische Armee stand auf den Höhen zwischen Bry und Sombreffe und über Sombreffe hinaus. Sie hielt die Dörfer Ligny und St. Amand in der Front stark besetzt. Drei Armeekorps waren indes nur versammelt; das vierte, das zwischen Lüttich und Hanut gestanden hatte, war in seiner Bewegung durch allerlei Zufälligkeiten etwas verspätet worden und nicht herangekommen. Nichtsdestoweniger entschloß sich der Feldmarschall zu schlagen, da Lord Wellington bereits eine starke Abteilung seines Heeres sowie alle seine bei Brüssel stehenden Reserven ihm zur Unterstützung in Marsch gesetzt hatte und das vierte Armeekorps erwartet wurde.

Um 3 Uhr nachmittags begann die Schlacht. Der Feind entwickelte über 130000 Mann. 80000 Mann war das preußische Heer stark. Das Dorf St. Amand wurde zuerst vom Feind angegriffen und nach heftiger Gegenwehr genommen. Hierauf wandte sich der Feind gegen Ligny. Ligny ist ein sehr großes, massiv gebautes Dorf längs des Lignybachs. Hier nun begann ein Kampf, der unter die hartnäckigsten

1) Pertz-Delbrück V 703 ff. (hier gekürzt). Von Gneisenau verfaßt. Vgl. Einl. S. 14 f.

gehört, die je gekämpft worden sind. Sonst werden Dörfer genommen und wieder genommen; hier aber dauerte das Gefecht fünf Stunden lang im Dorfe selbst und bewegte sich nur durch geringe Räume vor- und rückwärts. Unaufhörlich rückten von beiden Seiten frische Truppen ins Gefecht.[1]) Jeder hatte hinter derjenigen Abteilung des Dorfes, die von ihm besetzt war, große Massen Infanterie aufgestellt, die das Gefecht ununterbrochen nährten und ihrerseits wieder unaufhörlich von rückwärts her ergänzt wurden; und von dies- und jenseits liegenden Höhen herab war das Feuer von beinahe 200 Geschützen beider Armeen gegen das Dorf gerichtet, das an vielen Orten zugleich in Brand geraten war. Nach und nach hatte sich das Gefecht längs der ganzen Stellung ausgedehnt; denn auch gegen das dritte Armeekorps bei Sombreffe hatte der Feind viele Truppen entwickelt; bei Ligny indes lag die Entscheidung.

Manches versprach den preußischen Waffen eine günstige Wendung; denn ein Teil des Dorfes St. Amand war von einem Bataillon unter persönlicher Anführung des Feldmarschalls den Franzosen wieder entrissen und eine Höhe wieder genommen, die nach dem Verlust von St. Amand unsererseits verloren worden war.

Bei Ligny jedoch stand die Schlacht mit gleicher Wut. Jetzt war der Augenblick, wo das Erscheinen der Engländer oder die Ankunft des vierten Armeekorps entschieden haben würde; denn kam das vierte Armeekorps an, so hätte der Feldmarschall unverzüglich einen Angriff mit dem rechten Flügel gemacht, der seinen Erfolg nicht verfehlt hätte.

Doch es ging die Nachricht ein, daß die zu unserer Unterstützung bestimmte Abteilung des englischen Heeres selbst von einem französischen Armeekorps heftig angegriffen worden sei und sich nur mit Anstrengung in ihrer Stellung bei Quatrebras behauptet habe; das vierte Armeekorps blieb ebenfalls aus, und so waren wir denn angewiesen, der großen Übermacht allein zu widerstehen.

Es war bereits weit in der Dämmerung, und immer noch wütete die Schlacht bei Ligny gleich mörderisch und gleich unentschieden fort. Es wuchs die Not unter vergeblichem Sehnen nach Hilfe. Alle

---

1) 14000 Mann, mehr als 19 Bataillone, warfen die Preußen nach und nach in dies eine Dorf hinein. Treitschke I 745.

Truppenabteilungen waren im Gefecht oder hatten gefochten, und keine frischen Truppen waren mehr zur Hand. —

Plötzlich griff eine Abteilung feindlicher Infanterie, die sich unter Begünstigung der Dämmerung auf der einen Seite um das Dorf herumgeschlichen hatte, während auf der anderen einige Kürassierregimenter durchbrachen, unsere hinter dem Dorf aufgestellten Massen im Rücken an. Diese Überraschung entschied, doch ward sie erst dann entscheidend, als unsere Kavallerie, die hinter dem Dorfe auf den Höhen aufgestellt war, in wiederholten Angriffen von der feindlichen Kavallerie zurückgeschlagen worden war.

Unsere hinter Ligny aufgestellte Masse Infanterie ließ sich, obgleich sie zum Rückzug genötigt war, durch die Überraschung des Feindes in der Dunkelheit, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, sowie dadurch, daß sie von allen Seiten umringt war, nicht irre machen. In Massen aufgestellt, schlug sie alle Kavallerieangriffe kaltblütig ab und zog sich mit Ruhe auf die Höhen zurück, von wo der weitere Marsch gegen Tilly langsam fortgesetzt wurde.

Durch das plötzliche Vorbrechen der feindlichen Kavallerie hatten mehrere unserer Geschütze im schnellen Abziehen Richtungen eingeschlagen, wo sie in Defileen gerieten, in denen sie sich verfuhren. Fünfzehn Stück fielen auf diese Art dem Feinde in die Hände. Eine Viertelmeile weit vom Schlachtfelde stellte sich die Armee wieder auf; der Feind wagte nicht zu folgen. Das Dorf Brye blieb die Nacht über noch von uns besetzt, ebenso Sombreffe, wo der General Thielmann mit dem 3. Armeekorps gefochten hatte. Dieser zog sich mit anbrechendem Tage bis Gembloux zurück, wo das 4. Armeekorps unter General Bülow in der Nacht eingetroffen war. Das 1. und 2. Korps gingen am andern Morgen hinter das Defilee von Mont St. Guibert. Unser Verlust an Toten und Verwundeten war groß; an Gefangenen hatten wir nichts als einen Teil unserer Verwundeten verloren.

Wenn schon die Schlacht verloren war, so war sie es doch so ehrenvoll wie möglich. Unsere Truppen hatten mit einer Tapferkeit gefochten, die nichts zu wünschen übrig ließ; darum war auch bei niemand der Mut gebeugt, denn die Zuversicht auf die eigene Kraft war nicht erschüttert worden.

An diesem Tage schwebte der Feldmarschall in großer Gefahr.

Ein Kavallerieangriff, wo er sich selbst an der Spitze befand, war mißlungen. Als die feindliche Kavallerie schnell verfolgte, durchbohrte ein Schuß das Pferd des Feldmarschalls. Der Schuß hemmte jedoch den Lauf des Pferdes nicht. Der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu konvulsivischen Sprüngen an, bis es plötzlich in vollem Rennen tot zu Boden stürzte. Der Feldmarschall lag, von dem gewaltsamen Sturze betäubt, unter dem toten Pferde. Die feindlichen Kürassiere jagten in der Verfolgung heran; unsere letzten Reiter waren schon beim Feldmarschall vorüber; nur ein Adjutant war bei ihm.[1]) Vom Pferde abgesprungen, stand er neben ihm, entschlossen, sein Schicksal zu teilen. Die Not war groß, doch der Himmel wachte über uns. Die Feinde jagten in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken, und ebenso jagten sie noch einmal bei ihm vorbei, als die Unsrigen sie wieder zurückgeworfen hatten. Jetzt erst brachte man mit Mühe den Feldmarschall unter dem toten Pferde hervor, wo er dann ein Dragonerpferd bestieg.

Schlacht vom 18ten.[2])

Es war halb fünf Uhr nachmittags. Das sehr schwierige Defilee von St. Lambert hatte den Marsch der preußischen Kolonnen beträchtlich aufgehalten, so daß vom 4. Armeekorps erst zwei Brigaden in ihrer verdeckten Aufstellung angekommen waren.[3]) Der Augenblick der Entscheidung war eingetreten und keine Zeit zu verlieren. Die preußischen Feldherren ließen den Augenblick nicht entschlüpfen; sie beschlossen ungesäumt den Angriff mit dem, was zur Hand war, und so brach General Bülow mit zwei Brigaden und einem Korps Kavallerie plötzlich vor, gerade im Rücken des feindlichen rechten Flügels. Der Feind verlor die Besonnenheit nicht. Er wandte auf der Stelle seine Reserven gegen uns, und es begann ein mörderischer Kampf. Das Gefecht stand lange Zeit und ward mit gleicher Heftigkeit gegen die Engländer fortgesetzt.

Ungefähr um 6 Uhr abends traf die Nachricht ein, daß General Thielmann mit dem 3. Armeekorps bei Wavre von einem beträchtlichen

1) Graf Nostitz.
2) Pertz-Delbrück V 706 ff. Vgl. Einl. S. 15 f.
3) In dem Walde vor Frichemont, unter Bülows Befehl.

feindlichen Korps angegriffen sei[1]) und daß man sich bereits um den Besitz der Stadt schlage. Der Feldmarschall ließ sich jedoch hierdurch nicht erschüttern; vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo; nur ein gleich heftiger, mit immer frischen Truppen fortgesetzter Kampf konnte den Sieg gewinnen, und wenn hier der Sieg gewonnen ward, so ließ sich jeder Nachteil bei Wavre leicht verschmerzen. Daher blieben alle Kolonnen in Marsch.

Es war ½8 Uhr, und noch stand die Schlacht; das ganze vierte Armeekorps und ein Teil des zweiten unter dem General Pirch war nach und nach angekommen. Die Franzosen fochten wie Verzweifelte; allmählich bemerkte man jedoch schon Unsicherheit in ihren Bewegungen und sah, wie mehreres Geschütz schon abgefahren ward.

In diesem Augenblicke erschienen die ersten Kolonnen vom Armeekorps des Generals Zieten auf ihrem Angriffspunkte beim Dorfe Smouhen in des Feindes rechter Flanke und schritten auch sogleich frisch ans Werk. Jetzt war's um den Feind geschehen. Von drei Seiten ward sein rechter Flügel bestürmt; er wich; im Sturmschritt und unter Trommelschlag ging's von allen Seiten auf ihn ein, indem sich zugleich die ganze britische Linie in Bewegung setzte.

Einen besonders schönen Anblick gewährte die Angriffsseite des preußischen Heeres. Das Terrain war hier terrassenartig gebildet, so daß mehrere Stufen Geschützfeuer übereinander entwickelt werden konnten, zwischen denen die Truppen brigadenweise in der schönsten Ordnung in die Ebene hinabstiegen, während sich aus dem hinten auf der Höhe liegenden Walde immer neue Massen entfalteten.

Mit dem Rückzug des Feindes ging es noch so lange erträglich, bis das Dorf Plancenoit in seinem Rücken, das die Garden verteidigten, nach mehreren abgeschlagenen Angriffen und vielem Blutvergießen endlich mit Sturm genommen war. Nun wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald das ganze französische Heer ergriff und immer wilder und wilder alles mit sich fortriß.

Es war 9½ Uhr. Der Feldmarschall versammelte jetzt die höheren Offiziere und befahl, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werden sollte. Die Spitze der Armee be-

1) Es war das Korps des Marschals Grouchy, gegen den Thielmann mit seinem Korps als Rückendeckung bei Wavre zurückgelassen war.

schleunigte ihre Schritte. Rastlos verfolgt, geriet das französische Heer bald in eine völlige Auflösung. Die Chaussee sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art wie besät; aus mehr als neun Biwaks wurden diejenigen, die sich einige Ruhe hatten gönnen wollen und keine so schnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben; in einigen Dörfern versuchten sie zu widerstehen; doch sowie sie die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergemacht oder gefangen wurden ... Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getreidefeldern.

In Genappe hatte sich der Feind mit Kanonen, umgeworfenen Munitionswagen und Fahrzeugen verbarrikadiert; als wir uns näherten, hörten wir plötzlich ein Lärmen und Fahren im Orte und erhielten sogleich vom Eingange her ein starkes Gewehrfeuer; einige Kanonenschüsse, ein Hurra — und die Stadt war unser! ...

Im wildesten Durcheinander haben kaum 40000 Mann als Rest der ganzen Armee, zum Teil ohne Gewehre, sich durch Charleroi gerettet mit nur 27 Geschützen seiner ganzen zahlreichen Artillerie.

Bis weit hinter seine Festungen ist der Feind geflohen, den einzigen Schutz seiner Grenzen, die jetzt unaufhaltsam von unseren Armeen überschritten werden.

Um 3 Uhr nachmittags hatte Napoleon einen Kurier nach Paris vom Schlachtfelde mit der Nachricht abgefertigt, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei; einige Stunden später hatte er keine Armee mehr.

Eine genaue Kenntnis des feindlichen Verlustes hat man noch nicht; es ist genug, wenn man weiß, daß zwei Drittel der feindlichen Armee erschlagen, verwundet und gefangen wurden, unter anderen die Generale Monton, Duhesme und Compans, und daß bis jetzt schon 300 Geschütze und über 500 Patronenwagen in unseren Händen sind....

Im Mittelpunkt der französischen Stellung, ganz auf der Höhe, liegt eine Meierei, la Belle Alliance genannt; wie ein Fanal ist sie ringsumher sichtbar; dorthin war der Marsch aller preußischen Kolonnen gerichtet. Auf dieser Stelle befand sich Napoleon während der Schlacht; von hier aus gab er seine Befehle; von hier aus wollte er den Sieg erringen, und hier entschied sich seine Niederlage; hier endlich trafen in der Dunkelheit durch die anmutige Gunst des Zu-

falls der Feldmarschall und Lord Wellington zusammen und begrüßten sich gegenseitig als Sieger.

Zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren, befahl der Feldmarschall, daß diese Schlacht die Schlacht von Belle Alliance genannt werden sollte.

Hauptquartier, Merbes le Chateau, den 20. Juni 1815.

Auf Befehl des Feldmarschalls Fürsten Blücher.

Der General
Graf von Gneisenau.

An den Staatskanzler.[1])

Chatillon sur Sambre, 22. Juni 1815.

... Ohne auf die Vorstellungen der Schwachen, Besorgten, der Förmlichen zu hören, haben wir die Armee nicht rasten lassen, sondern sind dem Feind durch die Festungslinien gefolgt und werden erst morgen Rasttag machen.

Es gibt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle-Alliance, entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit allen ihren Kongreßerinnerungen?

Das Schicksal Preußens liegt nun in Ihren Händen, verehrter Fürst. Jetzt ist der Moment vorhanden, wo dessen Schicksal und Sicherheit auf die Dauer gegründet werden kann.

Es erregt in der Armee die höchste Indignation, zu erfahren, daß die verbündeten Mächte mit den Bourbons einen Traktat geschlossen haben, worin ihnen sogleich die Verwaltung der eroberten Länder übergeben wird. Man sagt sogar, es sei ihnen die Integrität Frankreichs garantiert!! Sie, mein verehrter Fürst, stehen unter allen Diplomaten in der Meinung der Welt hoch; was ich also zu sagen im Begriff bin, kann ich mir erlauben, da es keinen Schatten auf Sie

1) Pertz-Delbrück IV 529 ff. Delbrück II 227 ff. Im Vorhergehenden hat G. über die Schlachten von Ligny und Belle Alliance berichtet.

wirft. Aber die übrige diplomatische Sippschaft ist durch ihre Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn eintreten wollte. Es ist Zeit, daß Sie, edler Fürst, dieses Geschmeiß abstreifen und in Ihrem Glanze allein dastehen.

Die Welt fordert, daß sie in Sicherheit gesetzt werde gegen den unruhigen Geist eines schlechten, aber fähigen und tapferen Volks, und fordert dies mit Recht. Wehe denen und Schande ihnen, wenn diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen wird, um Belgien, Preußen, Deutschland zu sichern auf ewige Zeiten.

Die französischen Festungslinien gegen Belgien müssen diesem gegeben werden, dagegen muß Luxemburg nebst dem deutschen Gebiet dieses Namens uns verbleiben, nebst Mainz.

Das französische Luxemburg kann dem Hause Nassau gegeben werden und uns dagegen die Länder dieses Hauses am rechten Rheinufer.

Ansbach und Bayreuth muß uns erworben werden und wir dagegen Bayerns Entschädigung im Elsaß erobern. Die Festungen der Mosel und des Rheins müssen von Frankreich abgerissen werden, nebst Lothringen, und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen.

Geringeres, als hier steht, darf nicht geschehen, oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regierungen wird gesteigert.

Welche Sprache Preußen jetzt führen kann und muß, wissen Sie, verehrter Fürst, besser als ich. So hoch hat noch nie Preußen gestanden. Gott sei mit Ihnen, mein edler Fürst.

An Frau v. Clausewitz, geb. Gräfin Brühl und Gräfin Dohna, geb. Scharnhorst.[1])

Genappe an der Oise unweit Guise, den 24. Juni 1815.

Wenn Ihnen, meine hochverehrten Freundinnen, der Abend in Namur[2]) gefallen hat, so machen Sie sich sogleich auf den Weg, um

1) Pertz-Delbrück IV 533ff. = Delbrück II 228ff.

2) Frau v. Clausewitz und Gräfin Dohna, die im Juni in Düsseldorf in den dort eingerichteten Lazaretten eine aufopfernde Tätigkeit entwickelten, waren vorher zusammen in Belgien gewesen, um bei ihren Gatten oder in deren Nähe zu sein. Vgl. Schwartz, Leben des Generals v. Clausewitz II 127.



Frau von Clausewitz

ihnen voran ihre Batterien und Tirailleurs. Nach hartnäckigem Widerstand löste sich der Feind in wilde Flucht auf.

Ich nahm mir vor, ihm keine Rast zu lassen, setzte mich an die Spitze der Truppen, ermunterte die Ermüdeten, zu folgen, und so jagte ich mit nur einigen Geschützen, die ich von Zeit zu Zeit donnern ließ, den Feind aus all seinen Biwaks auf; unter stetem Schießen und Niedermachen folgten wir, bis wir zuletzt an die Lagerstelle der Garden kamen. — Bonaparte hatte in Genappe verweilen wollen; als er aber unsere Kanonenschüsse hörte und unsere, obgleich nur wenige, Kavallerie und Infanterie kam, rettete er sich aus seinem Wagen, mit einer Pistole sich verteidigend.[1] Sein Hut und Degen blieb in unseren Händen. Wir haben sein ganzes Gepäck, seine Diamanten sogar.

Meine Füsiliere verkauften 4—5 Diamanten so groß wie Erbsen und noch größer für wenige Franken. Eine ganze Anzahl Diamanten haben wir erbeutet, von nebenbezeichneter Größe (wie eine kleine Bohne), einen darunter von dieser Größe (wie ein Taubenei). Die Füsiliere haben die schönsten ausgesucht und sie dem König zum Geschenk gemacht. Die Unteroffiziere dieses Bataillons speisen jetzt auf Silber. Zum Anteil meiner Beute behielt ich mir Bonapartes Siegel, womit dieser Brief gesiegelt ist.

Wir machten erst dann halt, als der Tag angebrochen war. Es war die herrlichste Nacht meines Lebens. Der Mond beleuchtete die schöne Szene; das Wetter war mild.

Diese Nachrichten können immerhin in die Düsseldorfer Zeitung gerückt werden, aber ohne meinen Namen zu nennen.

Wir haben über 400 Kanonen erobert. Der Feind eilt in wilder Flucht auf Paris zu oder zerstreut sich. Bonaparte ist in einem runden Hut durch Beaumont geeilt.

Unser Verlust ist groß. Wir haben in drei Schlachttagen gegen 22 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Aber die Armee hat sich größtenteils herrlich gezeigt.

Es ist unerhört in der Geschichte, daß man 24 Stunden[2]) nach einer verlorenen Schlacht eine neue liefert und einen so entschiedenen Sieg erficht.

---

1) Dies ist alsbald entstandene Sage. Napoleon hat die Flucht zu Pferde gemacht. Delbrück II 230.

2) D. h. indem nur ein Tag (der 17. Juni) dazwischen lag.



Julie von Scharnhorst

Das Interesse, was Sie, hochverehrte Frauen, an meiner Person nehmen, ist eine süße Belohnung für mich. In der letzten Schlacht ward mir abermals ein Pferd durch eine Kanonenkugel durchbohrt, ein anderes durch eine kleine Kugel zweimal verwundet, mein Säbel einmal aus der Scheide geschlagen, ein andermal zerschossen. Meine Kontusion ist nicht der Rede wert. Gott erhalte Sie, brave deutsche Frauen. Für solche Frauen schlägt man sich gern. Möchten meine Töchter solche Gesinnungen dereinst auch in ihrem Busen tragen....

Soeben geht die Nachricht ein, daß Bonaparte abgesetzt ist. Die französischen Generale verlangen Waffenstillstand und wollen eine Demarkationslinie ziehen; wir schlagen es aber ab und haben, wenn wir einen Waffenstillstand schließen sollen, alle Festungen und Bonaparte selbst verlangt. Welche Begebenheiten!

An Müffling.[1])

Compiegne, den 27. Juni 1815.

Der französische General de Tromelin ist in Noyons, um sich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben und wegen der Auslieferung Bonapartes zu verhandeln.

Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog v. Wellington möchte (aus parlamentarischen Rücksichten) vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen danach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16ten und 18ten getöteten und verstümmelten Soldaten gerächt.

v. Gneisenau.

An Müffling.[2])

Senlis, den 29. Juni 1815.

Wenn der Herzog v. Wellington gegen die Tötung Bonapartes sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien hat

1) Pertz-Delbrück IV 542 f. Delbrück II 239.

2) Pertz-Delbrück IV 544 f. Vgl. Delbrück II 240. Inzwischen (nach Absendung des vorigen Briefs) hatte Wellington von der Erschießung Napoleons (den

keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichtum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten.

Ein anderes ist mit Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können.

Und müssen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorsehung betrachten, die uns einen solchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht schon der Tod des Herzogs v. Enghien eine solche Rache? Werden wir uns nicht die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlassen?

Es sei indessen! Will man theatralische Großmut üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.

Graf v. Gneisenau.

Blücher an den Marschall Davout.[1])

(Konzept eigenhändig von Gneisenau.)

... Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Wege dazu verliehen.

Sehen Sie zu, Herr Marschall, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben, denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde.

Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden?

Blücher auf demselben Fleck hinrichten lassen wollte, wo der Herzog v. Enghien erschossen war) dringend abgeraten (schriftlich durch Müffling).

1) Pertz-Delbrück IV 550. Delbrück II 250. Davout, nach Grouchys Rücktritt Oberbefehlshaber der noch vorhandenen französischen Truppen, hatte an Blücher geschrieben, indem er betonte, daß mit Napoleons Abdankung der Grund zum Kriege fortgefallen sei, und die Bitte um einen rein militärischen Waffenstillstand wiederholte. Die Antwort Blüchers sollte die Franzosen darüber endgültig aufklären, in welchem Sinne Preußen — im Gegensatz zu Österreich und England — den Krieg führe. Vgl. Delbrück II 250. Die ganze Antwort ward in deutscher Sprache gegeben.

Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statthaben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältnis zu Ihrer Nation nicht verkennen.

In den gewöhnlichen Formen konventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre, mich zu nennen, Herr Marschall, Ihren dienstwilligen Blücher.

Aus den Randbemerkungen Gneisenaus[1]) zu Wellingtons Brief an Blücher (vom 2. Juli 1815).

Wellington:

. . . Durch diese Maßregel[2]) tragen wir Sorge für eine ruhige Rückführung seiner Majestät (Ludwigs XVIII.) auf den Thron, welches das Ergebnis des Krieges ist, welches alle unsere Souveräne immer als das wohltätigste für uns alle angesehen haben und das am geeignetsten ist, Europa in den Zustand eines dauernden Friedens überzuführen.

Gneisenau dazu:

Das Ziel, wonach die Souveräne, die ihrer Völker Wohlfahrt sich zu Herzen nehmen, streben müssen, ist ein solcher Zustand der Dinge, daß wir nicht stets befürchten müssen, von einem unruhigen Nachbarvolk mit Krieg überzogen zu werden. Jeder andere Friede als ein solcher ist Verrat an sich selbst und Selbstmord. Wer steht uns dafür, daß der nach Amerika sich flüchtende Bonaparte nach einem, zwei Jahren, nicht wiederkehre und neue Erschütterungen herbeiführe? England ist es leicht, mit der einfachen Restauration der Bourbons sich zu begnügen. Seine Inseln liegen sicher vor jedem Angriff.

1) Pertz-Delbrück IV 556ff. Delbrück II 256ff.

2) Daß die Engländer und Preußen in ihren derzeitigen Positionen blieben, die französische Armee von Paris über die Loire zurückginge, Paris dem Schutz der Nationalgarde übergeben und eine Kündigungsfrist für die Beendigung des Waffenstillstandes festgelegt würde.

Aus dem Tagesbefehl Blüchers.[1])

(Beim Einzug des 1. preußischen Armeekorps in Paris am 7. Juli 1815.)

... Sämtliche Franzosen sind mit Ernst und Kälte zu behandeln, aber jede mutwillige Beleidigung von unserer Seite soll strenge bestraft werden. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Übermut entehren, sondern auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen werde.

An General Hiller.[2])

Paris, den 30. Juli 1815.

Ihre wohlwollenden Glückwünsche zu meiner Beförderung[3]), mein lieber Hiller, habe ich zu erhalten das Vergnügen gehabt; ich sage das Vergnügen, denn ich weiß, daß solche aus einem edlen Herzen ohne Falsch kommen; darum sage ich Ihnen dafür meinen recht innigen, tief empfundenen Dank. Was Sie indessen über meine Verdienstlichkeit darüber äußern, wollen Sie mir erlauben, auf seinen wahren Wert zurückzuführen. Niemand erkennt mehr als ich, daß ich der von meinen Freunden und Waffengefährten, von solchen Männern wie Sie und von der Tapferkeit der Armee gehobene Günstling des Glückes bin. Diese gerechte Selbstschätzung regt täglich mehr in mir den sehnsüchtigen Wunsch auf, in die Dunkelheit zurückkehren zu können und durch diesen Akt der Demut das launige Glück zu versöhnen. — —

Nun Gott befohlen, mein edler Freund, und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Gönnen Sie mir dabei etwas Bedauern, daß ich hier einen Feldzug führen muß, worin ich oft ohne Alliierte fechte und furchtbare Armeekorps gegen mich habe: Neid, Mißgunst, Eigensucht, Irrtum, Schwäche.

---

1) Pertz-Delbrück IV 452. Delbrück II 261 f. Der Tagesbefehl ist von Gneisenau aufgesetzt.

2) Pertz-Delbr. IV 596. Delbrück II 282 f. Freiherr Hiller v. Gärtringen befehligte die 16. Preußische Brigade im 4. Armeekorps in der Schlacht bei Belle-Alliance. Vgl. die Bruchstücke aus seinen Memoiren bei Pertz-Delbr. IV 701 ff.

3) Gneisenau war am 11. Juli 1815 General der Infanterie geworden. General-Feldmarschall ward er erst am 10. Jahrestage von Belle-Alliance.

An Gräfin Voß.[1])

Paris den 2. August 1815.

Hochverehrte Gräfin.

Durch ihre freundliche Zuschrift, verehrte Gräfin, haben Sie mich sehr erfreut. Welch schöneren Lohn gibt es für uns Kriegsleute, als wenn gewichtige Männer und liebenswürdige geistreiche Frauen uns ihren Dank darreichen. Daher allein verlohnt es sich der Mühe, sich anzustrengen.

Unser Feldzug ist der angenehmste, der vielleicht je gemacht worden ist. Schwierige Lage ohne unsere Schuld, Rettung daraus durch Kühnheit, ein glänzender Erfolg, ein Verfolgen einer Treibjagd ähnlich, ein abscheuliches System durch einen Schlag zermalmt, ein verwegener Tyrann gestürzt, die feindliche Hauptstadt zu unseren Füßen.

Dieser köstliche Trank hat aber einen bitteren Nachgeschmack. Wir müssen dessen Hefe ebenfalls trinken. Das ist sehr unangenehm.

Der Soldat hat das Seinige getan; nun aber tritt ihm der Diplomat in den Weg und sagt ihm: „Freund, Du bist ein plumper Geselle; Du wußtest die Leute nicht zu behandeln. Die sind weit wohlgezogener wie Du und wollen in zierlichen Phrasen angeredet sein: Du vermagst nur mit Kanonen zu reden. Halt also das Maul. Wir wollen wohl für Dich sorgen, daß Du nicht mehr so zerlumpt einhergehst, und einen Zehrpfennig sollst Du vielleicht auch haben, wenn es uns gelingt, die Leute dazu zu bereden, daß sie gutwillig etwas geben. Aber dränge Dich nicht ins Haus, sondern warte fein draußen, bis man Dir zum Fenster etwas hinausreicht. Wenn wir Dich nötig haben, werden wir Dich wohl rufen; jetzt bedürfen wir Deiner nicht."

Neid und Mißgunst und Scheelsucht und Selbstsucht und Irrtum und Schwachheit, das sind die Feinde, die wir jetzt zu bekämpfen haben, bei weitem fürchterlicher als Bonaparte und seine Bande.

---

1) Pertz-Delbrück IV 598 f. = Delbrück II 283 f. Luise Sophie Caroline v. Voß (1780—1865) Tochter des Kammerherrn Carl Ludwig v. Berg, war seit 1800 mit August Ernst v. Voß, dem Enkel der bekannten Oberhofmeisterin, vermählt. Sie war eine Freundin der Frau v. Clausewitz. Pick S. 337.

Übrigens herrscht dieser, obgleich als Gefangener auf einem englischen Schiff, hier noch in den Gemütern, leider in den kräftigeren und fähigeren, als eingefleischte Darstellung des französischen Nationalcharakters. Die Bourbons sind ganz in der Meinung gesunken, und diese Aristokratie der Verbrechen, die nun in Frankreich durch hohe Ämter, Einfluß und ungeheuren Reichtum herrscht, wird nie einen anderen Anführer haben wollen als einen solchen, der Bonaparte ähnlich ist.

Diesen Brief betrachte ich zugleich als an Ihre Frau Mutter geschrieben, der ich also selbigen, nebst meinem herzlichen Gruß, zu übersenden bitte, da ich höre, daß sie in Berlin ist. Es wäre ein ganz genialer Einfall, wenn Mutter und Tochter, die denn doch ohnedies von Zeit zu Zeit Reisen machen, auf den Weg hierher sich begeben, um unser hiesiges Treiben zu beobachten. Marie Clausewitz [1]) kommt ebenfalls nach Frankreich.

Wie hat sich meine Frau eingerichtet? [2]) Was macht meine älteste Tochter für Fortschritte? Das sind Fragen, deren unbefangene Beantwortung mir sehr am Herzen liegt....

Mit alter treuer Verehrung, verehrte Frau, Ihr

ganz gehorsamster Diener

Gneisenau.

Was ich oben über die Diplomaten sage, gilt weder dem Staatskanzler noch Herrn v. Humboldt. [3])

---

1) Frau v. Cl.

2) Auf Gneisenaus Wunsch war seine Frau mit ihren Kindern, hauptsächlich zu deren weiterer geistiger und gesellschaftlicher Ausbildung, zeitweilig nach Berlin übergesiedelt.

3) Wilhelm v. Humboldt. Vgl. über ihn „Deutsche Charakterköpfe" VII.



Agnes von Gneisenau.



IX. Briefe verschiedenen Inhalts.

An Komtesse Agnes.[1])

Berlin, den 11. April 1817.

Meine liebe Agnes.

Dein Brief aus Buchwald ist der beste, den Du je geschrieben, und ich freue mich darüber.

Nun Du den Vorzug hast, in diesem seltenen Hause von zwei solchen Frauen mit Güte aufgenommen zu sein, wirst Du nun auch die Vorteile Deiner Lage mit Eifer Dir zunutze machen, das hoffe ich. Am Ende der zwei Monate wirst Du selbst an Dir gewahr werden, wie ungemein weit Du vorgerückt sein wirst an Kenntnissen und an Bildung, und nicht unser Lob, sondern Dein eigen Gefühl bei weitem mehr wird ein süßer Lohn für Deine Anstrengung sein. Erst gibt man sich Mühe des Beifalls anderer wegen; die Erfolge der Mühen gewähren dann die Glückseligkeit einer begründeten Selbstzufriedenheit; eine Zeitlang arbeitet man fort um dieses Lohnes willen, und am Ende gelangt man dahin, in der Arbeit selbst den Genuß zu finden, den man früher in dem Beifall der Menschen und in seinem eigenen suchte. So zieht man endlich die Kultur seiner Seele denjenigen Zerstreuungen vor, die man Vergnügungen nennt und die es eigentlich nicht sind. Eine leere Seele hingegen empfindet eine unerträgliche Langeweile, sucht selbige durch Zerstreuungen zu verscheuchen, wirft sich in den Strudel des Weltlebens und geht oft darin unter.

Dann, sei nicht so verschlossen mit Deinen Gefühlen und verbanne die Kälte, womit Du Dich zu umgeben Dir angewöhnt hast. Sei liebreich und herzlich gegen Deine Umgebungen; schließe Dein Herz auf, denn Du kannst da Alles, Alles sagen; man wird liebreich

1) Pertz-Delbr. V 210f. = Delbrück II 341ff. Gneisenaus älteste Tochter Agnes (geb. 24. April 1800), die sein Lieblingskind gewesen zu sein scheint, verlobte sich Herbst 1816 mit dem Major Wilhelm v. Scharnhorst (Scharnhorsts ältestem Sohn), dessen Gemahlin sie am 12. August 1818 wurde. Sie starb schon am 5. Juli 1822 nach der Geburt ihres dritten Kindes. — Im April 1817 war sie in Buchwald in Schlesien bei der befreundeten Gutsnachbarin G.s, Gräfin Reden und deren Schwester, Fräulein Caroline von Riedesel, zu Besuch.

Deine Hoffnungen teilen und Deine Klagen und kleinen Bekümmernisse mitfühlen. Du warst so ein liebendes herzliches Mädchen, als Du kleiner warst, und ich hatte so sehr meine Freude an Dir. Kehre zu jener Herzlichkeit zurück, sei fleißig und beharrlich in Deiner Ausbildung, zähme etwas Deine Anlage zu Stolz, ohne ihn ganz zu verbannen, denn auf das Edlere gerichtet, ist er eine Gewährleistung der Tugend und Zufriedlichkeit, sei mild gegen Geschwister und Dienstboten, und ich habe dann nichts, durchaus nichts an Dir auszusetzen, denn Du bist sonst ein verständiges Mädchen, und die Menschen müssen Dir gewogen werden, wenn Du Dich mit mehr Wärme, Freundlichkeit und Herzlichkeit umgibst. Du wirst dann eine tugendhafte, hochachtbare, liebenswürdige Frau werden und denjenigen, den Du Dir zum Lebensgefährten erwählt — und wahrlich zu Deiner Ehre erwählt — glücklich machen, was die höchste und selten nur erreichte Bestimmung der Frauen ist, denn die edleren derselben fühlen sich glücklicher in dem Glück ihrer Ehegatten als in ihrem eignen, und dieses besteht bei ihnen nur in jenem.

Der Jahrestag desjenigen Tages naht heran, wo Deine Erscheinung mir so viel Freude brachte. Ich habe seitdem viele selige Empfindungen durch diese Freude an Dir gehabt. Manchmal zog eine Wolke der Unzufriedenheit an diesem heitern Himmel vorüber. Ich erwarte deren keine mehr. Ich werde fortan freudig an dem Gebäude Deines Glückes fortbauen, das Materielle desselben besorge ich bereits ebenfalls, denn ich fange nun an, an Deiner Ausstattung arbeiten zu lassen. Zu Deinem nächsten Geburtstagsgeschenk magst Du selbst wählen. Der französische Goldschmied in Warmbrunn hat ein Halsband von Carniol für 20 Taler feil. Willst Du dieses oder wäre Dir von hier aus etwas anderes lieber, so schreibe es mir alsbald mit Benennung der Sache, die Du wünschest, damit ich es sofort besorgen kann.

Nun, liebe Agnes, lebe wohl und sei dankbar gegen Deine Beschützerinnen. Dankbarkeit ist die erste und leichteste aller Tugenden. Über die Herzlichkeit meiner Gefühle gegen Dich darfst Du nicht im Zweifel sein. Gott erhalte Dich.

Dein treuer Vater

G.



Schloß Erdmannsdorf

An Clausewitz.[1])

Warmbrunn, den 1. November 1822.

Mein verehrter Freund!

Meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage. Zum erstenmale empfange ich sie von meinen Freunden mit Wehmut. Es ist schmerzlich, an solchen Merkzeichen des Lebens vorüberzugehen, wo ein Kreuz am Wege uns sagt, daß da ein geliebtes Wesen geendet und von uns nun geschieden ist, vielleicht auf ewig! Wie glücklich sind, die in der Einfalt ihres Herzens sicher sind, daß sie ihre Lieben wiedersehen werden in Fleisch und Gebein, mit allen unseren Erinnerungen und menschlichen Gefühlen. So trägt meine Frau mit Ruhe und Heiterkeit ihren Verlust, wenngleich oft noch ihre Tränen fließen; aber ihr ist ein künftiges Leben die höchste Gewißheit dieser Erde.

Es scheint mir, als ob Sie meinen, ich überlasse mich meiner Schwermut, aber dem ist nicht so. Ich bin wohl heiter und selbst oft scherzend. Über meine Trauer werde ich meist Herr und lasse mich in Gesellschaft nicht von meinem Kummer beschleichen, aber in der Einsamkeit überlasse ich mich ihm gerne und fühle mich durch ihn veredelt.

Diese stille Trauer ist mir lieb geworden, und ich möchte sie gegen keinen anderen Zustand vertauschen....

An Graf Gröben.[2])

Erdmannsdorf, den 10. November 1829.

... Daß ich je meinen siebzigsten Geburtstag feiern würde, hätte ich nimmer gedacht. Wenn ich mein langes Leben überschaue und die Wohltaten überzähle, die mir unverdient von Gott geworden, und welche treue Freunde er mir hat zugewendet, worunter Sie unter den ersten sind, so ist mein Herz mit Dank erfüllt gegen denjenigen, von dem mir alles dieses geworden. Mein ganzes Leben erscheint mir als ein Wunder. Wie ich als mutterloser, von meinem Vater,

1) Pertz-Delbrück V 478, vgl. Delbrück II 330.
2) Pertz-Delbrück V 575 = Delbrück II 344.

der auf Abenteuer in der Welt herumirrte, nicht unterstützter Knabe barfuß in die Schule ging, nachher von meinen Großeltern aus dieser Dürftigkeit befreit wurde, aber von Jesuiten und Franziskanermönchen nur einen geistig dürftigen und abergläubigen Unterricht erhielt, dagegen von einem ehemaligen protestantischen Prediger[1]) Bücher besserer Art erhielt, die das Bedürfnis besserer Lektüre in mir erregten; wie ich späterhin mein kleines großväterliches Erbe verschwendete und in die peinlichsten Verlegenheiten geriet, wie ich mich aus allen Verwirrungen glücklich retten konnte oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde, dies alles muß mir als ein Wunder erscheinen. Wie der König mich unter so vielen anderen, die höher standen als ich, gerade mich zum Befehl in Kolberg ernannte, mich fortwährend erhob, mir in unseren Feldzügen durch seine Aufträge Beweise eines hohen Vertrauens gab,[2]) alles das begreife ich nicht. Meinem Erstaunen darüber kommt nur meine Dankbarkeit gleich.

Wieviel auch von diesem Leben mir noch zugemessen sei, ich bin bereit, es aufzugeben, aus Furcht, nach so vielem Glück müsse endlich eine Unglücksperiode erfolgen.[3]) Eine Anmahnung zu dieser Furcht habe ich wohl durch den Tod meiner seligen Tochter erhalten!...

An Geheimrat Nicolovius.[4])

Erdmannsdorf bei Hirschberg, den 16. August 1830.

... Von einem protestantischen Vater gezeugt und von einer katholischen Mutter geboren, bin ich, nach bald darauf erfolgtem Tod meiner Mutter, in der Religion des ersteren, nämlich in der protestantischen, erzogen und in der Schule aus Dr. Luthers Katechismus unterrichtet worden. Da mein Vater verarmte und in der Welt herumirrte, so verfiel ich in die größte Dürftigkeit, dergestalt, daß endlich meine katholischen Großeltern, dieses vernehmend, sich meiner erbarmten,

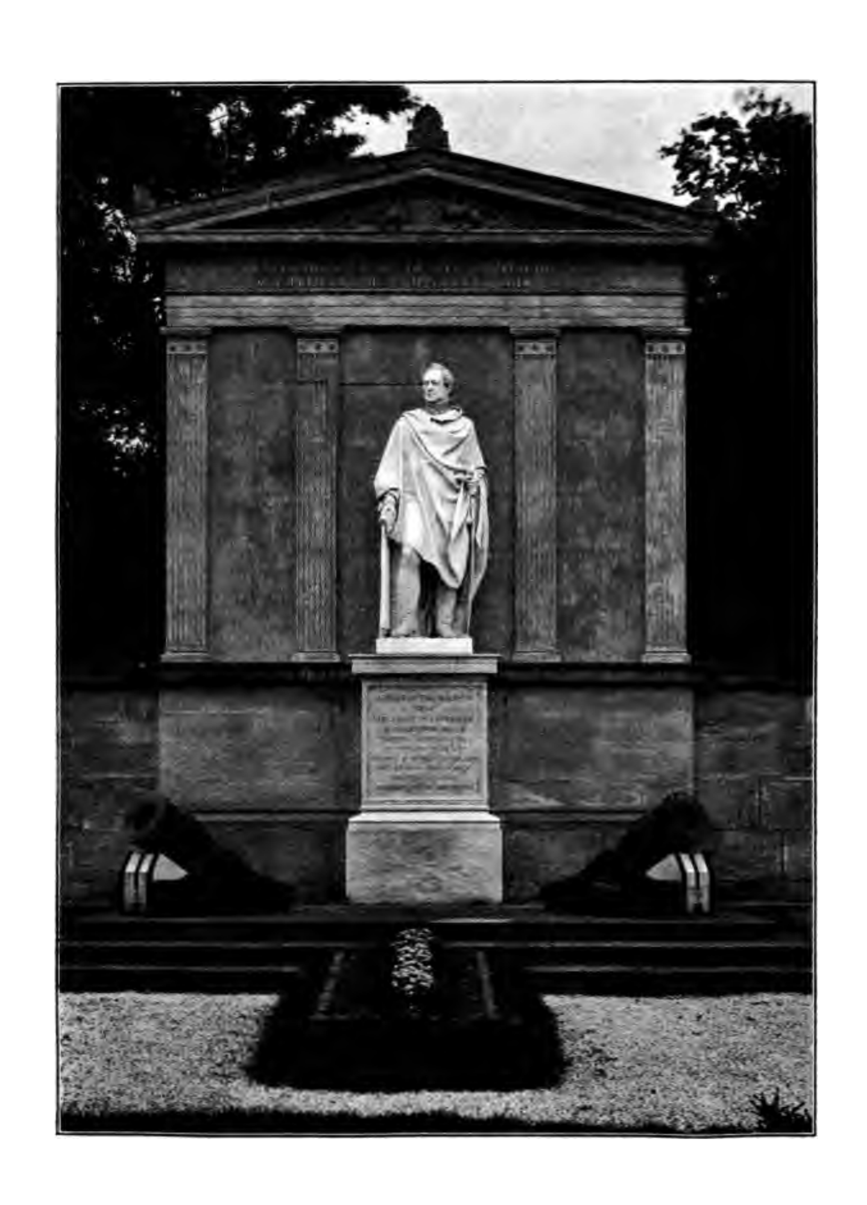
---

1) Pfarrer Herwig in Würzburg, vgl. S. 24.

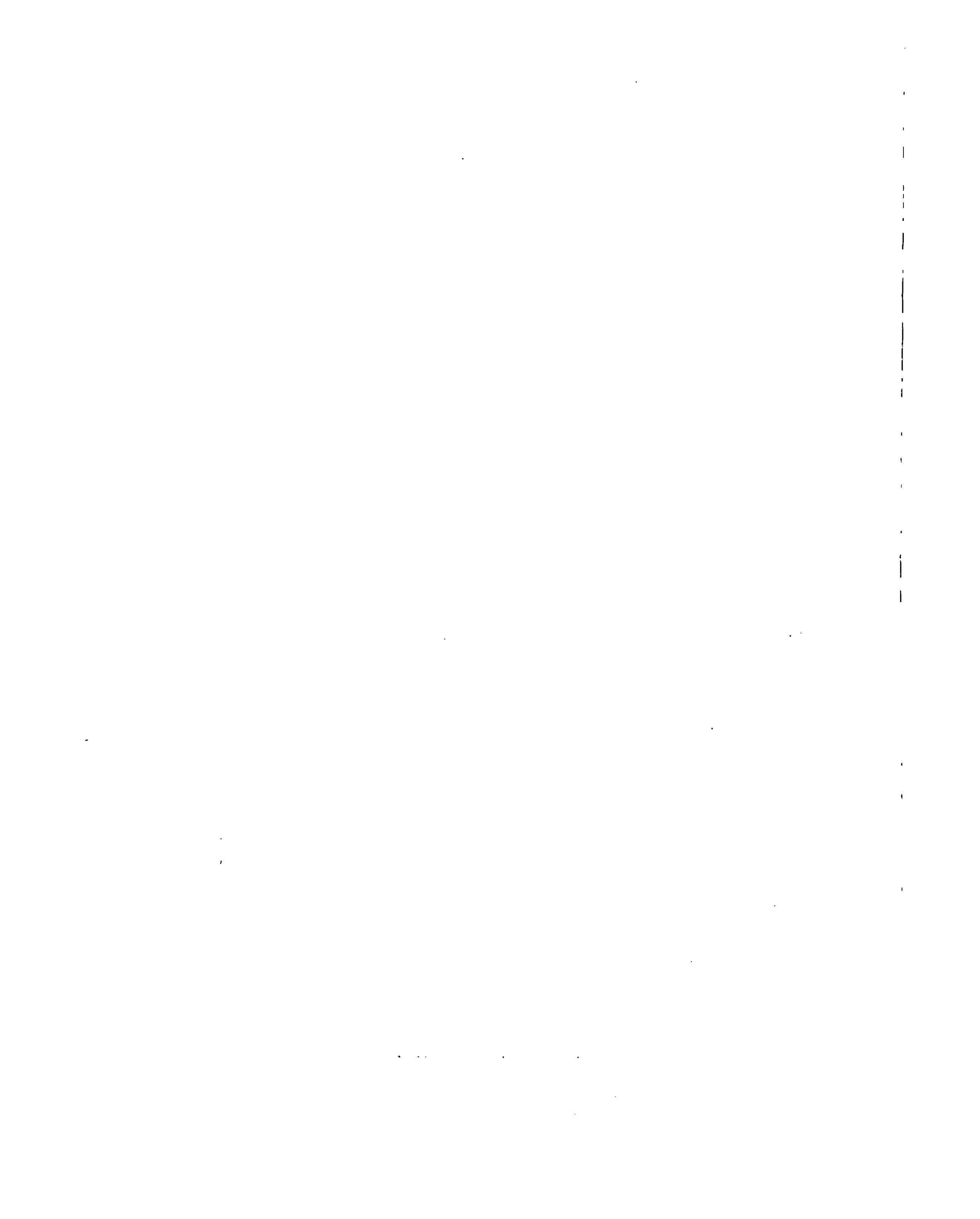
2) Gneisenau erscheint hier in der späteren Erinnerung das Verhältnis des Königs zu ihm freundlicher, als es in Wahrheit je war.

3) Vgl. zu dieser „antiken" Vorstellung Gneisenaus seine charakteristische Äußerung in dem Briefe an General Hiller S. 160.

4) Pertz-Delbrück V 598ff. = Delbrück I 17. — Nicolovius, Vortragender Rat im preußischen Kultusministerium, bekannt als Freund Pestalozzis.



Gneisenau-Denkmal



mich in ihr Haus zu Würzburg aufnahmen und, wie natürlich, mich in der katholischen Lehre unterrichten ließen. Wie sauer mir die Auffassung dieser Lehre wurde, will ich nicht näher erzählen, sondern davon nur so viel, daß ich öfters ein lutherischer Hund gescholten wurde. Bereits als Jüngling habe ich so wenig als möglich mich zur katholischen Kirche gehalten, einen förmlichen Übertritt zur protestantischen Kirche scheute ich indessen, um nicht meinen katholischen Verwandten ein Ärgernis zu geben. Meinen Gottesdienst verrichte ich meistens in protestantischen Kirchen, manchmal in der hiesigen katholischen, wegen der hiesigen Einsassen dieses Glaubens. Meine Kinder, männliche sowohl als weibliche, habe ich in der evangelischen Kirche erziehen lassen, worin sie auch konfirmiert sind.

So ist es gekommen, daß ich in den Armeelisten als Katholik verzeichnet stehe, der ich doch eigentlich nicht bin.

An seine Frau.[1])

(Posen, den 9. August 1831.)

... Wenn mir die Wahl gelassen wäre, welcher Todesart ich sterben wolle, so würde ich mir, nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluß, die Cholera wählen. Wenn man 71 Jahre alt geworden ist, die geistige und die Körperkraft sich gemindert haben, und Erfreuliches nicht mehr zu erwarten ist oder wenigstens nicht viel mehr, jedann kann man wohl wie ich, mit Ruhe, in Hinsicht auf sich selbst, inmitten der Seuche diese mit Gleichgültigkeit betrachten und seine Besorgnisse nur den andern Bedrohten widmen.

---

1) Pertz-Delbr. V 688. — Delbrück II 365. Infolge des polnischen Aufstandes 1830 hatte G. das Oberkommando in Posen (über vier Armeekorps) erhalten, um ein Überspringen des Aufstandes über die preußische Grenze zu verhindern. Diese Befürchtung erfüllte sich nicht. Dagegen raffte damals die vom Innern Rußlands eingeschleppte asiatische Cholera (trotz aller Grenzsperrungen) viele Offiziere und Soldaten der russischen wie der preußischen Armee dahin, so General Diebitsch, auf preußischer Seite später Clausewitz, vorher aber sanft und schmerzlos am 23. August 1831 den General-Feldmarschall Neidhardt v. Gneisenau, der nach vorläufiger Beisetzung in Posen, dann in Wolmsdorf, im J. 1841 auf seinem Gute Sommerschenburg (zwischen Braunschweig und Magdeburg) beigesetzt ward und von der Armee ein schönes Denkmal dort erhielt.

X. Anhang.

Ludwigs XVI. Absetzung.[1]) 1792.

Welch eine Mischung streitender Gefühle
Durchströmt das Herz an dieses Jahres Ziele!
Mit welchem Schauder wendet sich der Blick
Auf Szenen der Vergangenheit zurück,
Auf Szenen, wo durch oft geübtes Morden
Ein wütend Volk noch wütender geworden,
Das letzte Band der Pflicht und Treue löst
Und seinen König von dem Throne stößt! —
Sonst gegen ihn in Ehrfurcht auszuschweifen
Gewohnt, jetzt ihn mit Schmach zu überhäufen
Wetteifernd, hat es ihn, von Haß entflammt,
Zur schimpflichen Gefangenschaft verdammt.
O, welcher ist von den Gekrönten allen
Von seiner Höhe tiefer je gefallen!
In wessen Brust erregt die Herrlichkeit
Des Diadems noch einen Funken Neid?
Wer wird, und läg' er in den letzten Kreisen
Der Niedrigkeit, sein Los nicht glücklich preisen?
Wer ißt im Schweiß des Angesichts sein Brot
Nicht froh, gewiß, daß ihm kein Aufruhr droht? —
Und doch, wer weiß? Bedeckt von Asche glimmen
Die Funken hie und da; verwegne Stimmen
Erheben sich, und in der Dunkelheit
Wird Gift der Zwietracht heimlich ausgestreut;
Der Mann vom Pöbel glaubt durch keckes Tadeln
Des Throns zum Demokraten sich zu adeln
Und nennt es Freiheit,
Wenn der Schwindelgeist
Gesetzen trotzt und jedes Band zerreißt;
Ein andrer, stolz von Dünkel aufgeblasen
Erschöpfet sich in schwärmerischen Phrasen,

1) Pertz I 648 ff. Vgl. Einl. S. 7.

Entwirft der freien Volksregierung Plan,
Er, der sich selbst doch nicht regieren kann.

O laßt uns, eh wir den Regenten fluchen,
Erst unsre Selbstregierung untersuchen!
Seht jenen Mann, der laut auf Freiheit pocht,
Von Leidenschaft und Torheit unterjocht;
Der die Despoten mit so heißem Grimme
Vertilgte, bebt vor seines Weibes Stimme;
Und jener, der für Bürgergleichheit tobt,
Ergrimmt, wenn ihr Verdienst an andern lobt.

Solang in Menschen Leidenschaften gären
Läßt sich Gesetz und Zwangrecht nicht entbehren;
Weh über den, der mit empörter Hand
Zerreißen will der Ordnung strenges Band.
Je größre Kraft, je größre Weisheit fodert
Die Leitung dieser Kraft; verderblich lodert
Die unbewachte Flamm', es überschwemmt
Der Strom, wenn ihn die Vorsicht nicht umdämmt.
Der weise Mann, der selbst sich zu gebieten
Vermag, ist frei, selbst wo Despoten wüten;
Der Tor, der wilden Rausch für Freiheit pries
War doch nur Sklav', auch mitten in Paris.
O Mäßigung, du Tugend echter Weisen!
Wer fühlt jetzt nicht Beruf, dich anzupreisen,
Jetzt, wo nicht selten im erhitzten Streit
Parteigeist ficht und Übertreibung schreit.
O leite du, wenn gleich erregten Fluten,
Die Menge braust, die Weisen und die Guten
Und laß, auf deiner sichern Mittelbahn,
Den Freund der Wahrheit sich der Wahrheit nahn!
Erwürge du der Zwietracht gift'ge Hyder,
Verknüpfe sanft, was Meinung trennte, wieder,
Und lehre den, der schwindlicht steile Höhn
Erklettern will, auf sicherm Boden gehn!
Und soll das Glück der ersten goldnen Zeiten
Mit neuem Glanz auf Erden sich verbreiten

So kehr', o du, durch Unrecht und Gewalt
Vertriebene Asträa[1]), kehre bald
Zurück! Komm, jene schrecklichern Tyrannen,
Die schwarze Brut der Laster zu verbannen!
Erobre dir der Erdengötter Ohr
Und Herz und pflanz' um ihren Thron ein Chor
Von Tugenden, das ihnen mehr als Heere
Gewaffneter, ein sichres Los gewähre!
Begeistre du das menschliche Geschlecht
Für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht! —

Doch jenen Geist, der über Unheil brütet,
Auf Frevel sinnt und Raub und Mord gebietet,
Der Hochverrat als Bürgertugend preist,
Der nichts erbaut und alles niederreißt —
Den rotte schnell auf Erden aus, er flüchte
Zur Hölle scheu vor deinem Himmelslichte!

Geheimrat Beguelin an Gneisenau.[2])

Memel, den 22. April 1807.

Heil Dir, edler Gneisenau (werde ich wie Macbeths Hexen ausrufen), Heil Dir, Kommandant von Kolberg, Sieger der Franzosen, Generalissimus dereinst! Wir sind nichts als kurzsichtige Menschen;

1) Bei Ovid, Metamorphosen I 150, heißt Dike, die Göttin der Gerechtigkeit, Asträa (als Tochter des Astraios, des Vaters der Gestirne), die im ehernen Zeitalter bei der Verderbtheit der Menschen als letzte der Himmlischen die Erde verließ und als „Jungfrau" unter die Sterne versetzt ward. Bei Gneisenau scheint in diesem und den vorhergehenden Versen eine freie Reminiszenz an Ovids Mythus von den vier Weltaltern vorzuliegen, wie er denn die römischen Klassiker — aus eigener Lektüre — intimer kennt, als Delbrück meint! Asträa zitiert er auch im Brief an die Gräfin Reden vom 9. 4. 1817 (bei Pertz-Delbr. V 207): „Ein Elysium soll die preußische Monarchie werden, wo Asträa ihren Wohnsitz aufschlägt."

2) Pick S. 109 f. Man vergleiche Gneisenaus Antwort auf diesen Brief oben S. 49 ff. Gneisenau traf am 29. April 1807 als Kommandant in Kolberg ein. Beguelins Brief ist aber schon am 22. April (auf die Kunde von seiner Ernennung zum Kommandanten) geschrieben, also „eine sehr glückliche Prophezeiung".

ich habe es mir jetzt überlegt; ich will über nichts murren. Unser ganzes Unglück ist gewiß ein Glück. Es müssen solche Stürme entstehen, um das Gleichgewicht wiederherzustellen; es müssen Zeiten entstehen, wo der Wicht einzusehen gezwungen wird, daß er ein Wicht sei, und daß es eine Größe gibt, die er in seinem Alltagsleben nicht einmal geahnt hatte. Als ich vor sechs Monaten behauptete, man solle Ihnen das Kommando der Armee anvertrauen, sahen die Menschen mich wie einen Verrückten an. Jetzt stimmt nun schon der größte Teil mit mir ein. Sind Ihre Verdienste denn erst von gestern? Das nicht; aber warum soll man Verdienste aufspüren, da so viele sich drängen, den Ton des Verdienstes an sich zu reißen? Cincinnatus pflügte seinen Acker, als die Gefahr, in der Rom sich befand, ihn zum Diktator erhob. Wäre der jetzige Krieg nicht ausgebrochen, so würden die Kommandanten ihre Festungspfründe ruhig genossen und unsere Generale auf den manoevres wie Helden paradiert haben; mein edler Ritter ohne Furcht und ohne Tadel wäre aber ruhig in Jauer geblieben und bloß von einem kleinen Zirkel Bekannter geschätzt und geliebt gewesen. Jetzt aber ist die Zeit der Taten vorhanden, und wer jetzt sich durch Mut und Beharrlichkeit auszeichnet, illum aget, penna metuente solvi, fama superstes.[1])

Meine Frau übersendet Ihnen beigehende Börse zum Zeichen ihrer innigen Achtung; ich brauche nicht zu sagen, daß sie sie selbst gestrickt hat. Sie läßt Ihnen sagen, daß Sie den zweiten Posten in ihrem Herzen hätten. Ich lasse meinem Sohn sagen, daß er von Kopenhagen nach Kolberg sich einschiffen soll. Der König hat ihn bei dem Bataillon des Herrn v. Steinwehr[2]) für das erste angestellt. Es wird mich unendlich erfreuen, wenn er unter Ew. Hochwohlgeboren seine Laufbahn eröffnet . . .

Preußens guter Genius leite und schütze Sie, und möchten Sie als Triumphator in Berlin einziehen. Wie es auch gehen möge, so seien Sie überzeugt, daß niemand ihre großen Eigenschaften mehr schätzt und nur wenige Sie mehr lieben können als

Ihr treu ergebener Diener

Beguelin.

---

1) Zitat aus einer Ode des Horaz II 27 f.

2) Kapitän v. Steinwehr im Regiment Rüchel (Nr. 2). Pick S. 310.

Blücher an Gneisenau.[1])

Stargard den 6. [Juni] früh.

Nun mehrr ist die Zahl der Schillschen, die bey mich um Schutz angefleht, und die ich ufgenommen, bis uf 900 Köpfe angewachsen, 220 Mann sind beritten darunter, was soll ich nun mit dieser masse machen, ich selbst beantwohrte mich diese Frage leicht, aber das es Ehlende Menschen gelungen ist, den Monarchen meine Handlungen zweydeutig anzumahlen, Er selbst mich sein Vertrauen zu entzien scheint, zum ersten mahle, so lange ich ihm dien mich unverdiente Verweise zu Theill werden, so könen Sie als ein Mann von treuen deutschen Gefühll mein Stimmung leicht beuhrteilen. Gott weiß mit welcher Wehmuht ich einen stat und eine Armeeh verlasse, worin ich 50 Jahre zubrachte; mein Hertz schlägt vor Unmut, da ich gezwungen werde, einen Herrn zu verlassen, den ich liebe, vor den ich mich tausend mahl ufgeopfert hatte; aber bey allen diesen und bei Gott im Himmel ich ertrage keine Kränkung mehr. — Invaliden-Commandant will ich nicht mehr sein, jüngere wie ich sollen mich nicht vorgesetzt werden, nicht aufgeblaßne mich ihre außgedehnten Vollmagten nachrichtlich bekannt machen, ich wiß so lange alle mich gemagten Anträge von der Hand; aber ich will nicht meine Zeit in Untätigkeit verträumen, während andre brave deüttsche Männer vor die Befreiung ihres deüttschen Vaterlandes kempfen.

Die hisigen Truppen sind noch nicht in dem Zustande, worin die Berliner und Schlesischen sind, und doch darf ich kein so nohtwendig Vorkehrung treffen, wen ich niederträgtigen nich wider Stoff geben will, mich dem König verdegtig zu machen, ia ich glaube woll gahr daß sie den König vorstellen könnten ich mögte woll wie Schill mit die Truppen über die Ellbe gehen, aber wehe diesem Ehlenden, wen ich ihm entdecke, der mein Namen so schendlich erwehnen darf, om ochaltahr soll sein Leben vor meine Strafe nicht gesichert sein, ich könnte dem König Beweise lieffern, wie ich alle anträge, die den mindesten Anschein der eigenmächtigkeit hatten von der Hand ge-

---

1) Pertz I 516 ff. = Delbrück I 175 ff. Vgl. die Einl. zu Kapitel III u. V. Der Brief ist sechs Tage, nachdem Schill in Stralsund seinen Untergang gefunden hatte (31. Mai 1809), geschrieben. — Die Blüchersche „Orthographie" habe ich hier unverändert gelassen.



Blücher

wiesen; aber es wehre mich erniedrigent, wenn ich von meinen Gesinnungen Beschreibungen dahrstellen wollte. Die Zurückkunst meines Adjüdanten des Lieutenant von Brünneck wird mein entschluß völlig reiffen.

nimmt der König nicht keine Partei, tuhn wir keine Schritte zu Zerbrechung unserer Fesseln, nun trage sie wer da will ich nicht — — ich habe den stat alles geoffert und verlasse ihm wie man uß der Weld scheidet, das heißt ahrm nakend und blos, aber mein muth ist unbegrenzt; wohin ich gehe, wird ein beruhigendes bewußtsein und eine Menge redliger mich begleiten. Grüssen sie Scharnhorst und treibt vor mit die guhte Sache.

Blücher.

Ernst Moritz Arndt über Gneisenau.[1])

„Gneisenau war ein Mann von 52 Jahren, als ich ihn im Winter 1812 zuerst sah, in Haltung, Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit, von der Hüfte bis zur Fußsohle alles stark rund, und, wo es sein mußte, an Füßen und Gelenken, alles zierlich und beweglich gebildet; er stand und schritt wie ein geborener Held. Diesen Leib kräftigsten Wuchses etwas über Mittellänge krönte ein prächtiger Kopf: eine offene breite heitere Stirn, volles dunkles Haupthaar, schönste große blaue Augen, die ebenso freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine grade Nase, voller Mund, rundes Kinn, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen. Auf der Stirn eine vernarbte längliche Grube. Diese Grube, pflegte er lächelnd zu sagen, macht mir oft Ärger und Langeweile, wenn die Leute wissen wollen, in welcher Schlacht ich diese Verwundung davongetragen, und ich sie mit der schlechten Antwort abfertigen muß: ein Füllen ist der Held, der sie dem Knaben geschlagen hat.

Dieser schöne Mensch war von leidenschaftlicher und feuriger Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten unaufhörlich in ihm hin und her; und ebenso war sein Angesicht, wenn er nicht zuweilen — was ihm selten begegnete — in eine halbträumende und sinnende Abspannung fiel, immer von einer wallenden und geistigen Flut übergossen, welche seine Gesichtszüge selten still stehen ließ. Dadurch

1) Delbrück II 363 ff.

ist es geschehen, daß dieser schönste Männerkopf in seiner eigensten sichersten Bedeutung sehr schwer zu fassen und festzuhalten war; so daß, wer ihn gekannt hat, durch kein Gemälde und keinen Kupferstich von ihm befriedigt worden ist. Diese Geistigkeit, die sich auf dem edlen Antlitz in den leichtesten beweglichsten Wechseln malte und abspielte, drückte sich in allen Gefühlen und Stimmungen, beide der Liebe und des Zorns, der Freude und des Unmuts, auf das liebenswürdigste und gewaltigste aus. Dieser Kopf, der gewöhnlich rasche Kühnheit und fliegende Freudigkeit aussprach, hatte doch auch seine Augenblicke, wann gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Neidischen und Dummen getrennt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit des Herzens und die Gewalt der Schritte beschattet und bewölkt war, daß er den Mann, welchen man nur als einen Vierziger vor sich zu sehen geglaubt hatte, in einem plötzlichen Dunkel gleichsam wie einen gealterten Greis zeigte. Ich habe keinen so geschwinden Wechsel an keinem Mann gesehen. Aber sobald der Sonnenschein der Lust und Hoffnung wieder schien, stand der kühne und geistige Jüngling in voller männlicher Herrlichkeit wieder vor dir.

Diese edle Gestalt, dieser geschwinde Mut und geflügelte Geist, einer von Platos Gefiederten, war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt; das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in seinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung still stehen und sich still zurufen: Sieh! hier ist einmal ein ganz wohlgeborener harmonischer Mensch. Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe; selbst in Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter Gewalt, und die Sprache behielt den Klang des Helden, sie verwirrte und verschnob und verblies sich nie zu der widerlich schrillenden Feinheit oder dumpfen Grobheit der Töne, wodurch die Jähzornigen uns häufig erschrecken.

Solche adlige, ja solche erhabene Art in Stellung, Bewegung, Gebärdung und Rede war freilich in ihrer Anlage von Gott gegeben, aber es entging niemand, sie war auch durch Kunst geübt und gebildet."





